

ZA 4772, 30. 1984



36/1984 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.

LUDWIGSBURGER
GESCHICHTSBLÄTTER

Umschlagbild

Das Titelbild zeigt den Mittelteil eines Thorawimpels aus dem Jahr 1775. Der Text lautet: »Das ist die Lehre, die Mose vor die Kinder Israels gelegt hat.« Dem vor allem in Süddeutschland des 18. Jahrhunderts verbreiteten Brauch entsprechend wurden Beschneidungswindeln in ein zwei bis drei Meter langes und ungefähr 30 Zentimeter breites Band zerschnitten und zusammengenäht. Das gesamte Band enthielt noch den Namen, das Geburtsdatum und den weiteren Satz: »Er wachse zur Thora, zur Chuppa (Vermählung) und zu allen guten Werken.«

Mehrere solcher Thorawimpel wurden im Dachschutt des Dachstockes des Freudentaler Synagogengebäudes mit alten Büchern, Kalendern und ausgedienten Kultgegenständen gefunden. Da die Synagoge keine Genisa (Schatzkammer) hatte, bewahrte man Gegenstände, die zur Ausübung der Religion nicht mehr benutzt wurden – der jüdischen Sitte gemäß – unter dem Dach.

Oft von ungeübter Hand in häuslichem Fleiß bestickt oder bemalt, entstanden durch die Einfachheit der figürlichen Darstellung, die Fröhlichkeit der Buchstabenausschmückung und die Unbekümmertheit der Farbenlust echte Erzeugnisse der Volkskunst. Beim ersten Besuch des Knaben in der Synagoge wurde dieser so ausgeschmückte Wimpel zur Thora gebracht und bei der Bar Mizwa unwickelte er die Thorarolle mit diesem Band.

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e. V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 36

Mit 88 Abbildungen
und 13 Tafeln mit Strichzeichnungen



1984

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

P

MISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e.V.

Ludwigsburger
Geschichtsblätter

ZA 4772, 36, 1984

Mit 18 Abbildungen
und 1 Tafel mit Zeichnungen

Inhaltsverzeichnis

Die Geschichte des Klosters...
Die Geschichte des Klosters...
Die Geschichte des Klosters...



Herausgegeben vom Historischen Verein
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.
Redaktion: **Dr. Wolfgang Schmierer**, Tamm
unter Mitarbeit von Dr. Franz Mögle-Hofacker, Bietigheim-Bissingen
und Dr. Norbert Stein, Ludwigsburg
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V.
Für den Inhalt zeichnen die Verfasser verantwortlich
Gesamtherstellung: Süddeutsche Verlagsanstalt und Druckerei GmbH, Ludwigsburg

Inhalt

Mitarbeiter dieses Bandes	4
Vorwort (<i>Wolfgang Bollacher</i>)	5
Gruhen im Landkreis Ludwigsburg. Von <i>Reinhard Wolf</i> unter Mitwirkung von <i>Hans Dietl</i> und <i>Albrecht Gagsch</i>	7
Bissinger Steindenkmale. Von <i>Helmut Orth</i>	85
Marbach im Jahr 1933. Von <i>Paul Sauer</i>	129
Verschunden – Vergessen? Was wird aus den kleinen Ortschaften und aus ihren Namen? Von <i>Franziska Gräfin Adelman</i>	145
Die Geschichte der Freudentaler Juden. Teil 3: Das Ende der Gemeinde. Von <i>Theobald Nebel</i>	156
Traugott Haffner – Stadtschultheiß in Marbach 1883–1903. Von <i>Else Schäfer</i>	206
Berichte und Notizen	222
Veranstaltungen des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Ludwigsburg e. V. 1983/84 (<i>Markus Otto</i>)	222
Rückblick auf das Jahr 1983 (<i>Herbert Saar</i>)	228
Buchbesprechungen	234
Bildnachweis	241
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900–1984	242



Mitarbeiter dieses Bandes

Adelmann, Franziska Gräfin, Burg Schaubeck, Kleinbottwar, Steinheim
Bader, Dorothea, Archivamtännin, Murr
Dr. Bollacher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Ludwigsburg
Dietl, Hans, Steinmetzmeister, Steinheim
Gagsch, Albrecht, Diplomkamaralist, Tamm
Hofer, Karl, Archivamtsrat, Ludwigsburg
Läpple, Wolfgang, Städt. Archivamtmann, Asperg
Dr. Mögle-Hofacker, Franz, Staatsarchivrat, Bietigheim-Bissingen
Nebel, Theobald, Rektor, Besigheim
Dr. Orth, Helmut, Professor, Bietigheim-Bissingen
Otto, Markus, Apotheker, Bietigheim-Bissingen
Saar, Herbert, Pressereferent, Ludwigsburg
Dr. Sauer, Paul, Staatsarchivdirektor, Tamm
Schäfer, Elisabeth, Marbach
Dr. Scheck, Manfred, Oberstudienrat, Vaihingen/Enz
Dr. Schmierer, Wolfgang, Oberstaatsarchivrat, Tamm
Schneider, Regina, Archivamtännin, Ludwigsburg
Schneider, Wolfgang, Archivamtmann, Ludwigsburg
Dr. Stein, Norbert, Staatsarchivrat, Ludwigsburg
Dr. Trugenberger, Volker, Assessor des Archividiensts, Remseck-Neckarrems
Wolf, Reinhard, Konservator, Marbach

Vorwort

Das Vorwort zum Erscheinen des Bandes 36 der Ludwigsburger Geschichtsblätter will zwei wichtige Ereignisse des Jahres 1984 nicht unerwähnt lassen: die Oberbürgermeisterwahl in Ludwigsburg am 16. September und die Wahl der Gemeinde- und Kreisräte am 28. Oktober. Der Historische Verein wünscht den Gemeinden, dem Landkreis und sich, daß die gewählten Amtsträger für die Pflege der Geschichte unserer Heimat aufgeschlossen sind, denn ohne Rücksicht auf diese Geschichte, in der wir alle wurzeln, können Gegenwart und Zukunft nicht blühen, ist gute Politik nicht möglich.

Wir sehen heute, da eine Zeit fehlenden Geschichtsbewußtseins und Respekts vor der Geschichte hinter uns liegt, welche oftmals beklagenswerten Auswirkungen diese Zeit hatte: Schädigung alter Orts- und Stadtbilder, Zersiedelung der Landschaft, Zerstörung vieler Denkmale im weiteren Sinne usw. Es ist erfreulich, daß ein Wandel im Verhältnis zur eigenen Vergangenheit eingeleitet ist. In den letzten Jahren haben sich vielerorts Bürger zusammengesetzt, nicht nur um historisch wichtige Materialien – Urkunden, Gerätschaften und dergleichen – zu sammeln, sondern auch, um selbst zu forschen, Verschwundenes wieder sichtbar zu machen und erhaltenswerte Bauten oder Bauteile unter Berücksichtigung der Bedürfnisse unserer Tage zu bewahren, in der Erwägung vielleicht, daß Jakob Burkhardt recht hat, wenn er sagt, Geschichtslosigkeit sei soviel wie Barbarei. Wir erinnern an die Geschichtsfreunde von Bietigheim-Bissingen, Bönnigheim, Gerlingen, Kornwestheim und Schwieberdingen, um nur einige zu nennen. Die Ergebnisse, die sie vorweisen können, sind beachtenswert. Mögen Eifer und Erfolg anhalten und mögen – um an das eingangs Gesagte anzuknüpfen – die gewählten Amtsträger alle diese »historischen« Bemühungen und Initiativen unterstützen, um den Rückfall in eine »geschichtslose« Zeit zu verhindern.

In dem vorliegenden Band finden sich gleich drei Arbeiten, die eindrücklich davon handeln, was in jüngster Vergangenheit infolge mangelnden Geschichtsverständnisses unrichtig gemacht worden ist, nämlich die Arbeit von Franziska Gräfin Adelmann über das durch die Gemeindereform bedingte Schicksal historisch gewachsener alter Ortsnamen, die in Vergessenheit zu geraten drohen, und die Arbeiten von Helmut Orth über Bissinger Steindenkmale und von Reinhard Wolf über Gruhen im Landkreis, beides wichtige Inventare, doch auch »Schwarzbücher« unbedachter und irreversibler Eingriffe in unsere Kulturlandschaft, Mahnungen zugleich, es künftig besser zu machen.

Der Historische Verein dankt allen, die zur Herausgabe des neuen Bandes der Ludwigsburger Geschichtsblätter beigetragen haben, Stadt und Landkreis Ludwigsburg sowie dem Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland für die großzügigen Zuschüsse, allen Autoren und insbesondere Herrn Dr. Wolfgang Schmierer, der auch diesen Band wieder besorgt hat.

Wir wünschen dem neuen Band eine große Leserschaft.

Dr. Wolfgang Bollacher

Gruhen im Landkreis Ludwigsburg

von Reinhard Wolf

unter Mitwirkung von Hans Dietl und Albrecht Gagsch

Mancher Leser wird die Überschrift zweimal gelesen haben; sicher wissen selbst viele Einheimische und vor allem Jugendliche nichts mit dem Wort »Grue« anzufangen. Woher soll man heute auch wissen, welchem Verwendungszweck Gruhen am Straßenrand einst dienten, wo man doch mit dem Auto in kürzester Zeit von Ort zu Ort gelangt und nicht mehr auf eine Gelegenheit zum Absetzen von Lasten angewiesen ist! Gruhen nennt man hier gewöhnlich jene steinernen Abstell- und Ruhebänke, die früher in unserer Gegend häufig an vielbegangenen Wegverbindungen zu finden waren und wo man sich ausruhen konnte – »gruen« oder »grueben«, wie man dazu im Schwäbischen sagt. Und wie für viele mundartliche Begriffe gibt es auch für die Grue andere Ausdrücke und unterschiedliche Aussprachen: Wie sich beim Nachfragen bei älteren Einheimischen herausstellte, heißt es im Süden des Kreisgebietes im allgemeinen »Grue« bzw. »Gruebbank« (z. B. Kornwestheim, Neckarrems, Ditzingen, Marbach), weiter nördlich dagegen des öfteren »Krugbank« oder »Krugstatt« (z. B. Horrheim, Bönnigheim). Dieser Unterschied – hartes »K« bzw. weiches »G« – dürfte eindeutig auf die schwäbisch-fränkische Sprachgrenze, welche das Kreisgebiet in Ost-West-Richtung durchzieht, zurückzuführen sein. In Fischer's Schwäbischem Wörterbuch – nach wie vor das Standardwerk, wenn es um die schwäbische Mundart geht – finden sich die

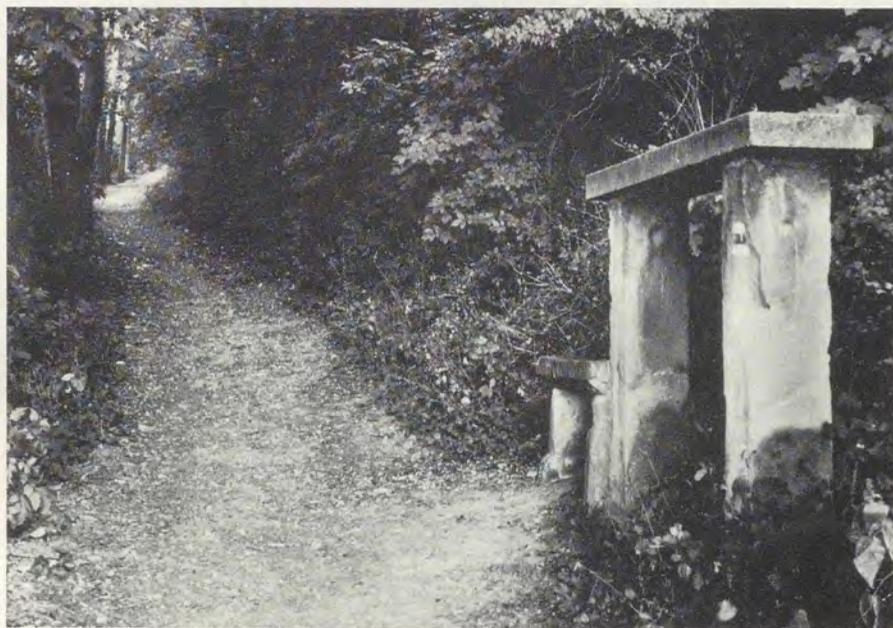


Abb. 1: Meist stehen Gruhen an von alters her benutzten Wegen – hier am »Auricher Steig« südlich von Vaihingen.

Begriffe »Gerubank«, »Gerustatt« (S. 429) und »Gruet« (S. 432). Keinath (Orts- und Flurnamen in Württemberg, 1951, S. 137) gibt dazuhin »Grubbank«, »Gruhstätt« und »Gruhstein« an. Angesichts dieser Fülle von Begriffen und Aussprachen sei es gestattet, den Begriff »Gruhe« zu verwenden, da dieser heute bei Einheimischen noch am ehesten geläufig ist. Zwar klingt das Wort – schriftdeutsch ausgesprochen – ganz und gar unschwäbisch, aber mit stimmlosem »h« kommt es der hier im Landkreis Ludwigsburg noch am häufigsten zu hörenden Aussprache am nächsten.

Wie das Wort »Gruhe«, so ist auch der Zweck von Gruhen vielen Mitbürgern nicht mehr geläufig, zumal der obere, waagrechte Teil dieser »Bänke« zum Sitzen ja viel zu hoch ist und in der Tat auch nie dafür gedacht war. Die Höhe der Gruhe war vielmehr ausgerichtet auf das bequeme Absetzen und Aufnehmen von Lasten, die man bekanntlich in früherer Zeit häufig auf dem Kopf oder auf dem Rücken trug. Die Landfrauen konnten so auf dem Weg zum Markt ihre schweren, aus Weiden geflochtenen Rückenkörbe (»Krätten« oder »Krätzen« genannt) mit Eiern, Butter, Schmalz, Obst oder Gemüse abstellen und nach der Rast ohne fremde Hilfe wieder aufnehmen. Die Körbe, die auf dem Kopf getragen wurden, nannte man »Zainen«; um den Druck auf den Kopf zu mildern und die Last zu stabilisieren, wurde ein ringförmiges Polster, der »Bausch«, zwischengelegt. Wasser, Most und Wein wurde in kleinen Zubern, »Gelten« genannt, ebenfalls auf dem Kopf befördert. Auch dienten die Gruhen den Bauern zum Absetzen ihres »Plunders«, jenem Tuch, in dem man Hasenfutter, Streu oder Reisig heimtrug. Schließlich werden auch Kleinhändler, die der Landbevölkerung Stoffe, Schuhe, Uhren usw. verkaufen wollten, gern ihre Ware auf der Gruhe abgesetzt haben, um ein bißchen zu verweilen.

Zum Sitzen war eine niedrigere Bank bestimmt, die entweder direkt an den höheren Teil angebaut war oder aber auf eigenen Stützpfählen ruhte. Es ist davon auszugehen, daß jede Gruhe eine Sitzbank hatte – dort, wo heute keine steinerne Bank vorhanden ist und auch keine Spuren mehr davon zeugen, dürften Holzbänke aufgestellt gewesen sein. Diese waren bequemer und vor allem in der kühleren Jahreszeit der Gesundheit dienlicher als kalte Steinbänke. Gruhen ohne Sitzgelegenheit, wie man heute hin und wieder sieht, dürften früher allesamt eine Bank aus Holz oder Stein gehabt haben. Es ist im übrigen anzunehmen, daß es neben den steinernen Gruhen auch hölzerne gegeben hat – vielleicht insgesamt sogar mehr als steinerne, welche ja zweifellos nicht billig und auch nicht ganz einfach aufzustellen waren. So ist zum Beispiel in der Jahresrechnung 1781/82 der Gemeinde Tamm (Gemeindearchiv, B 3, S. 117^b) die Erstellung von »2 Ruhstätt und -bänk an Asperger- und Gutedelweg« unter Zimmerarbeiten aufgeführt.

Ältere Karten, zum Beispiel die Erstaussagen der topographischen Karten 1 : 25 000 aus der Zeit um die Jahrhundertwende, die ja hinsichtlich »Kleinigkeiten am Wegesrand« im allgemeinen wesentlich genauer sind als die heutigen Kartenwerke, geben manche Hinweise auf Gruhen: Oft findet sich dort der Eintrag »Rhb.« (= Ruhebänk), wo heute keine Spuren mehr zu finden sind und auch alle Nachforschungen ergebnislos blieben. Das Kartenblatt 7020 Bietigheim (Ausgabe 1897), in dessen Bereich es heute immerhin noch 9 Gruhen gibt, weist nicht weniger als 29mal die Eintragung »Rhb.« auf; auf Blatt 7021 Marbach (Ausgabe 1898) findet sich 27mal »Rhb.«, heute stehen noch 8 Gruhen. Ob diese eingetragenen Ruhebänke allerdings alle aus Stein waren, ist nicht nachweisbar; es kann sich durchaus teilweise um hölzerne Sitz- und Abstellgelegenheiten gehandelt haben. Soweit das heute zum Landkreis Ludwigsburg gehörende Gebiet berührt ist,

Abb. 2: Übersicht über Gruhenstandorte im Kreis Ludwigsburg ►

- Alte Gruhen bzw. -fragmente
- Neuerstellte Gruhen



belegt das Kartenblatt 7120 Leonberg (Ausgabe 1896) 15 Standorte, das Kartenblatt 7121 Cannstatt (Ausgabe 1896) 18 Standorte von Ruhebänken; heute gibt es nur noch 3 bzw. 4 Gruhen dort. Auf den anderen Kartenblättern, die das heutige Kreisgebiet abdecken, sind die »Rhb.«-Eintragungen seltener. Auffallenderweise finden mehrere Gruhen, die um die Jahrhundertwende mit Sicherheit vorhanden waren (und teilweise heute noch sind), keine Erwähnung in den alten Kartenausgaben – ganz auffällig zum Beispiel im Raum Bietigheim-Besigheim, wo im Gegensatz zu anderen Gemeindegebieten desselben Kartenblattes Gruhen nur unzulänglich eingetragen sind. Ob dies auf das mangelnde Interesse des jeweiligen Geometers und Kartographen zurückzuführen ist oder andere Ursachen hat, ist nicht ergründbar.

Die Standorte der noch vorhandenen und der abgegangenen Gruhen lassen zwar keine festen Regeln erkennen, wohl aber lassen sich einige typische Merkmale feststellen: Gruhen errichtete man

- oberhalb von Steigungen vielbegangener Wege, manchmal auch in halber Höhe,
- an Gemeindeverbindungsstraßen oder -fußwegen ungefähr auf halbem Weg zwischen den Ortschaften,
- an Wegabzweigungen oder -kreuzungen, vor allem an Einmündungen von Ortswegen in Landstraßen,
- an den Hauptwegen zu den Feldern oder Weinbergen weiter entfernt liegender Markungsteile,
- in Sichtweite der Ortschaften an markanter Stelle,
- an exponierten Stellen, von wo aus man einen schönen Ausblick oder einen Überblick über die Wegstrecke hatte.

Oft zeichnet sich der Standort von Gruhen durch irgendeine, heute manchmal nebensächlich erscheinende Besonderheit aus: Eine Wegkurve beispielsweise, von wo aus man beide Richtungen überblicken konnte (z. B. Gruhe am Talerweg, Markgröningen) oder die Nähe einer Quelle (z. B. Gruhe im Gewann »Beim Brünnele« südlich Unterriexingen). Auch Wegkreuzungen, wo Gelegenheit bestand, sich aus verschiedenen Richtungen kommend zu treffen (z. B. Gruhe bei Vaihingen oben an der Kehlstraße), oder bedeutendere Abzweigungen waren beliebte Standorte. Daß aber die Möglichkeit des Ausschnauens an vorderster Stelle der Standortauswahl lag, ergibt sich aus der großen Zahl Gruhen, die oberhalb, in selteneren Fällen auch in halber Höhe von Wegsteigungen erstellt wurden. Daß manche Gruhe heute ganz in der Nähe des Ortsrandes oder gar innerhalb von Baugebieten steht, erklärt sich mit der enormen Ausdehnung der Dörfer und Städte – nur der alte Ortskern schafft den richtigen Bezugspunkt!

Allzuleicht ist man versucht, angesichts einer schönen Gruhe von der »guten alten Zeit« zu schwärmen, in der man noch die Muße hatte, sich hier auszuruhen und ein »Schwätzle« zu machen. Doch ist dies ein Trugbild: Während man sich heute von der Hetze des Alltags, vom »Streß« entspannen muß, waren es früher schwere Lasten und auch Existenzsorgen, die zu einer kurzen Verschnaufpause zwangen. Auch den Füßen, die von vielfach schlechten Wegen, weiten Strecken und unzulänglichem Schuhwerk mitgenommen waren, konnte man etwas Ruhe gönnen. Sorgenvolle Gesichter werden diese Gruhen schon viele erlebt haben – Gesichter von Leuten, die kaum wußten, von was sie leben sollten, und die sich mühsamst etwas Geld durch den Verkauf von Gemüse, Brot, Obst oder Holz auf einem weit entfernten Markt verdienen wollten. Man sollte also nicht den Fehler begehen und die Gruhen als Überbleibsel aus besseren Zeiten ansehen – das Zerrbild von der »guten alten Zeit« ist ja neuerdings schon des öfteren zurechtgerückt worden. Als Zeugen vergangener Zeiten und anderer Lebensweisen sollte man die Gruhen jedoch ansehen, als Denkmale achten und erhalten!

Ob Gruhen, Steinkreuze und andere Denksteine, Feldschützen- und Wengertunterstände oder Gewölbebrücken an Bächen – ihre Anzahl nimmt von Jahr zu Jahr ab. Dafür ist weniger der altersbedingte Verfall schuld, sondern mehr, daß derartige Steinbauten nur allzuoft den heutigen Wirtschaftsweisen oder dem Verkehr im Wege stehen und als unzeitgemäßes Gerümpel angesehen und beseitigt werden. Wie oft muß man feststellen, daß alte, sorgfältig behauene und zum Teil mit Wappen und Jahreszahl versehene Markungssteine achtlos auf den Schuttplatz geworfen und kleine Steinbauten – einstens mühsam und kunstfertig erbaut – sinnlos zerstört werden. So wurde beispielsweise vor wenigen Jahren in einer Kreisgemeinde von Gemeindearbeitern ein wohlhaltener Feldschützenunterstand aus Übermut mit dem Unimog-Frontlader in einen Steinhaufen verwandelt. Ein anderer Unterstand auf einer früheren Heide, die sich mehr und mehr zu einem wilden Auffüllplatz gewandelt hatte, wurde im Zuge einer Aufräumaktion von der Raupe gleich mit eingeebnet und mit Erde abgedeckt. Ähnlich ist es mancher Gruhe ergangen: Bei Straßenverbreiterungen, bei Flurbereinigungen und anläßlich ähnlicher »Gelegenheiten« hat man die unnützen und im Lauf der Zeit teilweise auch beschädigten oder schiefstehenden »Hindernisse« beseitigt.

Doch gibt es auch Erfreuliches zu berichten: Mancher Unterstand ist in den letzten Jahren renoviert worden und auch manche Gruhe ist ausgebessert oder sogar an einen – aus heutiger Sicht – günstigeren Standort versetzt worden: man hat wieder mehr für derartige »Denkmale« am Wegesrand übrig! Die nachfolgende »Bilanz« kann vielleicht mit dazu beitragen, daß man den Gruhen – stellvertretend auch für andere kleine Steinbauten – wieder überall und allgemein die Aufmerksamkeit zukommen läßt, die solch liebenswerten Bestandteilen der Kulturlandschaft und Heimat angemessen ist. Im Rahmen von Flurbereinigungsverfahren sind bei Heimerdingen, Ensingen, Horrheim und Heutingsheim neue Gruhen aufgestellt worden, teilweise an Standorten früherer Gruhen. Wengleich die neuen Gruhen wegen ihrer gesägten Steine und exakt gehauener Inschriften nicht ganz in das althergebrachte Bild passen, so bleibt dadurch doch Vergangenes lebendig. An manchen Orten zeugen Flurnamen und Gewinnbezeichnungen von der früheren Existenz von Gruhen, so zum Beispiel auf den Markungen Ensingen (»Unter der Ruhestätte«) und Pleidelsheim (»Unter der Krugstätte«); bei Oberstenfeld gibt es auf der Höhe nahe der Scheiterburg die »Krugeiche« – vielleicht auch ein Hinweis auf eine frühere Gruhe, die man sich bei dem markanten Baum inmitten der Wegkreuzung gut vorstellen könnte. Erfreulich wäre es, wenn an dem einen oder anderen überkommenen Standort wieder eine Gruhe erstellt werden könnte; auch etliche Renovierungen wären dringend vonnöten – vor allem dort, wo Steine unsachgemäß ausgebessert oder ersetzt worden sind.

Auch an den Gruhen sind zum Teil Schäden festzustellen, die nicht auf mechanische Beschädigung, Frosteinwirkung usw. zurückzuführen, sondern nur mit den heute zunehmend zu beklagenden Umwelteinflüssen erklärbar sind. An erster Stelle sind dabei Salzsäuren zu nennen – nicht wenige Gruhen sind direkt dem »Nebel« der Salz-Streiffahrzeuge ausgesetzt, andere dem von Autos aufgewirbelten Spritzwasser oder der von Straßen ablaufenden Salzbrühe. Auch Immissionsschäden, vor allem infolge Schwefeldioxydeinwirkung, treten auf: Typisch dafür sind die des öfteren zu findenden Verkrustungen an Sandsteinoberflächen, die bindemittelarmen, absandenden Oberflächen, aufplatzende Partien und schließlich die Zerstörung von Ecken, Kanten oder ganzen Steinteilen. Mikroorganismen, Frost, Pflanzenwurzeln tun ein übriges. Nicht selten findet man unter Gruhen handweise losen Sand, der als Endprodukt des Zerfalls übrigbleibt. Was viele Jahrzehnte ohne große Schäden erhalten blieb, wird jetzt innerhalb weniger Jahre zerstört – an manchen Gruhen kann man von Jahr zu Jahr das Fortschreiten der Steinzerstörung sehen!



Abb. 3: Ausgebrochene Ankerlöcher und Vertiefungen für Eisenklammerverbindungen sowie Zementierungen zeugen an dieser Grube bei Kirchheim a. N. von mehrfachem Umbau.



Abb. 4: Lange wird diese Grube bei Markgröningen an der Unterriexinger Straße wohl nicht mehr stehen: Sowohl Sturz als auch Pfeiler zeigen irreparable Verwitterungsschäden infolge Salz- und Frosteinwirkung.

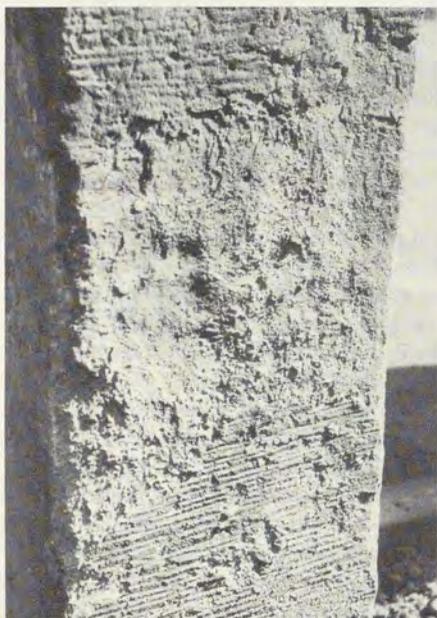


Abb. 5: Absandungen an einem Pfeiler der Grube schräg gegenüber dem Rathaus von Vaibingen: Unter der aufplatzenden Außenkruste, welche noch Reste der Scharrierung erkennen läßt, ist das Sandsteingefüge morbide und brösel.

Affalterbach

Auf den Markungen Affalterbach, Wolfsölden und Steinächle gibt es keine Gruhen mehr¹.

Nordwestlich von Affalterbach, etwa 400 Meter vom heutigen Ortsrand entfernt, stand bis Anfang der 50er Jahre² eine Gruhe in der Linkskurve der Straße nach Erdmannhausen, wo heute der asphaltierte Feldweg (»Eselsweg«³, Flst. Nr. 120) nach Nordosten zu den Aussiedlerhöfen abzweigt (R 35 23 490, H 54 21 280). Vor der Flurbereinigung, die Anlaß für die Beseitigung der angeblich nicht mehr reparierbaren Gruhe gewesen sein soll, war hier ebenfalls eine Wegabzweigung – historisch gesehen eine recht bedeutsame: In Richtung Nordwesten bog hier von der Straße nach Erdmannhausen der »Steinheimer Weg« ab, welcher als Hohlweg, von Obstbäumen und Hecken gesäumt, über das »Weitfeld« zur Schweißbrücke bzw. zu der vorher dort befindlichen Furt an der Murr führte. Kam man aus Richtung Winnenden, war hier zu entscheiden, ob man über Erdmannhausen, Murr und Höpfigheim in Richtung Neckartal und Lauffen, oder aber über Steinheim ins Bottwartal wollte.

Eine weitere Gruhe stand östlich des Ortes (heute innerhalb der Bebauung) an der Abzweigung der Backnanger von der Winnender Straße (R 35 24 180, H 54 20 580); wahrscheinlich ist sie beim Ausbau der Straße in den frühen 30er Jahren verschwunden.

Asperg

Zwei frühere Gruhenstandorte sind auf Markung Asperg bekannt⁴: Einer in der Nähe des Ortsausgangs in Richtung Möglingen westlich der Straße (ungefähr R 35 09 500, H 54 17 950), der andere oben an der »Stuttgarter Hohle«, dem alten Verkehrsweg von Bietigheim in Richtung Stammheim und Stuttgart, welcher früher Hauptdurchgangsstraße durch Asperg war, heute jedoch südlich der Stadtmitte nur noch innerörtliche Bedeutung hat und kein Weiterkommen in Richtung Pflugfelden usw. erlaubt. Dort, wo der Vicinalweg Nr. 5 als Fortsetzung der Stuttgarter Straße westlich des Grabhügels »Kleinaspergle« die Höhe des Siechenberges erreicht, stand bis in die 30er Jahre die andere Gruhe auf der Westseite des heute asphaltierten Weges (R 35 10 220, H 54 17 820); sie wurde abgebaut, weil man für die mächtigen Sandsteinquader andere, wohl nutzbringendere Verwendung hatte. Beide Standorte sind auffallenderweise in der Erstausgabe des Blattes Bietigheim der topographischen Karte 1 : 25 000 von 1897 nicht erwähnt, wohingegen in anderen Gemeindegebieten dieses Blattbereichs die Eintragungen recht häufig sind.

Benningen

Die Steinquader der beim Ausbau der Ludwigsburger Straße hinderlichen Gruhe sind im Bauhof der Gemeinde gelagert und harren dort seit etlichen Jahren des Wiederaufbaues an geeigneter Stelle in unmittelbarer Nähe des früheren Standorts (R 35 17 600, H 54 22 690)⁵.

Der frühere Benninger Heimatforscher Wilhelm Seyfferle schrieb über diese Gruhe:

»Die Benninger Gruhe ›Auf der Lueg‹ bei der Karlshöhe ist eine jahrhundertealte Abstellbank; sie hatte einst rechts und links eine Sitzbank zum ›ausruaga‹, wenn man den steilen und langen Hohlweg hinter sich hatte. ... Die 1,60 m lange Abstellbank, welche 85 cm höher ist als die Sitzbank, trägt in der Mitte eingehauen das Zeichen der

Zugehörigkeit zum Stift Backnang, zwei B. Es war im Jahre 1459, als Graf Ulrich von Württemberg den halben Zehnten dem Stift im Tausch überließ. . . . Die Erstellung der Gruhe ist urkundlich nicht festgestellt. Eine zweite Sitzbank, von der nur noch die Fußsteine vorhanden sind, ist wohl im Lauf der Zeit zugrunde gegangen, sie wurde nicht ersetzt, weil kein Bedürfnis mehr vorhanden war. Als im Jahr 1808 die alte Römerstraße mit beiderseitigen Wasserablaufgräben versehen wurde, hat man sich die Mühe nicht gemacht, vor dieser Bank abzdolten und den Platz einzuebnen. Als der Hang vor der »Lug« noch nicht mit Bäumen bepflanzt war⁶, muß man von der Gruhe eine herrliche Aussicht gehabt haben.«⁷ In der Erstausgabe der topographischen Karte 1 : 25 000, Blatt Marbach (1898), ist die Gruhe merkwürdigerweise nicht verzeichnet.

Besigheim

An einem heute kaum mehr begangenen Weg steht auf Besigheimer Markung noch eine Gruhe; vor 1945 soll es zwei weitere im Gewann Bülzen (R 35 11 820, H 54 29 080) und im Gewann Kreuzberg (R 35 12 370, H 54 29 150) gegeben haben, über deren Verbleib allerdings nichts bekannt ist. Auf Markung Ottmarsheim sind keine Gruhenstandorte bekannt⁸.

Gruhe am früheren »Kleiningersheimer Weg« bei der Abzweigung vom »Oberen Häslachweg« (Abb. 6, 7)

Unterhalb – d. h. nördlich – der Warttumsiedlung führt der »Obere Häslachweg«, stellenweise gesäumt von dichten Haselnußhecken, durch Garten- und Obstbaugrundstücke. Wer dann, von der Ingersheimer Straße oder aber vom »Hörnle« herkommend, jeweils nach einigen hundert Metern an einer Wegabzweigung vor der Gruhe steht, fragt sich, wieso diese einst ausgerechnet hier erstellt wurde. Dazu muß man wissen, daß der hier in ungefähr halber Hanghöhe vom »Oberen Häslachweg« abzweigende Feldweg Nr. 258 (neuerdings Flst. Nr. 7396/1) früher ein vielbenutzter Fuß- und Reitweg in Richtung Kleiningersheim war; heute endet dieser Grasweg blind an den Hausgärten der Warttumsiedlung (hinter Anwesen Neckarblick 49).

Die Gruhe steht oberhalb eines älteren Wasserreservoirs, das in der Weggabelung errichtet wurde, im unteren Teil einer grasigen Wegböschung an der Grenze des o.g. Weges zu Flst. Nr. 7396 (R 35 11 750, H 54 28 230). Benutzt und beachtet wird die Gruhe schon lange nicht mehr; im Sommer wächst sie vollkommen in einem Brennessel-dickicht ein und im Winter wird Baumreisig hingeworfen. Der Hangdruck an der steilen Böschung ist als Ursache dafür anzusehen, daß sich die Gruhe im Lauf der Jahrzehnte etwas nach vorn und auch geringfügig seitwärts neigte.

Die aus Schilfsandstein gefertigte Gruhe wirkt aufgrund ihrer Proportionen etwas klobig, ist jedoch durchweg, vor allem an der Vorderfront, exakt bearbeitet. Anzeichen einer früheren Sitzbank, z. B. ein Zapfloch an einem der Pfeiler, finden sich nicht. Die Flächen an Pfeilern und Sturz lassen stellenweise einen kräftigen Randschlag erkennen und sind mit dem Spitzer bearbeitet, was als Besonderheit zu gelten hat.

Die Maße⁹: Sturz L 190, H 22, T 32; linker Pfeiler H 95, B 17, T 33; rechter Pfeiler H 92, B 20, T 33; Pfeilerabstand (lichte Weite) 107. Ungleiche Pfeilerprofile weisen des öfteren auf angebaute Sitzbänke hin, was hier jedoch nicht der Fall gewesen zu sein scheint.

Beide Pfeiler standen an den Lagerflächen, der Sturz an der Unterseite ab. Größere Schäden sind nicht vorhanden, der Gesamteindruck ist gut. Trotz der Neigung nach vorn und zur Seite ist die Standfestigkeit auf absehbare Zeit nicht gefährdet. Die aufklaffenden



Abb. 6, 7: Besigheim, Grube am früheren »Kleiningersheimer Weg« bei der Abzweigung vom »Oberem Häslachweg«.

man hier in Bissingen, daß die Ausruh- und Abstellgelegenheiten nach einem System aufgestellt waren: Die Strecke zwischen dem Ort und der Markungsgrenze gegen Tamm war gedrittelt und die Bänke wurden so aufgestellt, daß man auf dem über drei Kilometer weiten Heimweg von den Feldern an der Markungsgrenze zweimal abstellen konnte. Ob die in der Karte eingetragenen Ruhebänke alle steinerne Gruhen waren, ist nicht mehr in Erfahrung zu bringen; die Feldflur ist so gründlich umgestaltet worden in den letzten Jahrzehnten, daß für Gruhen dort kein Platz mehr ist. Die einzige in Bissingen erhaltene Gruhe in der Jahnstraße ist ausgerechnet in der o. g. Karte von 1897 nicht verzeichnet, doch es deutet nichts darauf hin, daß sie nicht am ursprünglichen Platz steht¹⁰.

Gruhe an der Jahnstraße in Bissingen (Abb. 9)

Im Vorgarten des Anwesens Jahnstraße 89 steht in der Böschung nahe der Straße die einzige erhaltene Bissinger Gruhe (R 35 06 800, H 54 23 170). Die Stelle ist in Abb. 6 mit einem Kreuz markiert; wie man sieht, war die heutige Zufahrt zu den Sportplätzen bereits früher als Feldweg vorhanden – es besteht daher kein Grund anzunehmen, die Gruhe stehe heute nicht mehr am originalen Standort. Heute laufen die meisten Leute achtlos an der unter Bäumen und zwischen Ziergehölzen stehenden, recht massiv wirkenden Gruhe vorbei – ein funktionslos gewordenes Überbleibsel aus früheren Zeiten, das im Sommer nur noch als Podest für einen Blumenkasten gut ist.

Die aus Schilfsandstein gefertigte Gruhe ohne Sitzbank hat die Maße: Sturz L 207, H 20,5, T 43; linker Pfeiler H 62, B 21, T 43; rechter Pfeiler H 66, B 19, T 42,5. Rund 9 Zentner wiegt allein der Sturz! Pfeilerabstand (lichte Weite) 106. Die Sturzoberfläche hat eine Höhe über dem Boden von lediglich 75 cm; es ist anzunehmen, daß das Erdreich rundherum früher etwa 30 cm niedriger war, denn im heutigen Maß hätte die Gruhe ihren Zweck nur unzureichend erfüllen können.

Sturz und Pfeiler sind vorn und hinten mit je zwei Eisenklammern bündig verbunden. Anzeichen einer Verzapfung finden sich nicht, so daß anzunehmen ist, daß die Klam-



Abb. 9: Bietigheim-Bissingen, Gruhe an der Jahnstraße in Bissingen.

mern die einzige Halterung sind. Stellenweise ist an der oberflächlich abgewitterten Gruhe noch der Randschlag sichtbar, die Flächen zeigen deutliche Spuren des Krönels. Kanten und Ecken sind zum Teil leicht beschädigt, an beiden Pfeilern und vor allem an der Sturz-Unterseite sind abbröckelnde Partien zu sehen, die sich offenbar in jüngerer Vergangenheit stark ausweiteten. Wiewohl zudem der rechte Pfeiler auf fast gesamter Höhe einen durchgehenden Riß parallel zur Schichtung zeigt, ist an der Stabilität der Gruhe derzeit nicht zu zweifeln.

Gruhe am »Löchgauer Weg«, Bietigheim (Abb. 10)

Etwa vierhundert Meter von den neuen Baugebieten Bietigheims entfernt zweigt von der Löchgauer Straße in flachem Winkel der Feldweg Nr. 31 (»Löchgauer Weg«) nach Nordnordwesten ab. Diese alte Reit- und Fußwegverbindung in Richtung Löchgau führte im Gegensatz zur Straße, welche auf der Höhe verläuft, durch das »Löchgauer Tal« und über den »Rossert«, war aber nur eine geringfügige Abkürzung. Über diesen Weg gelangte man auch zu den Feldern im nördlichen Markungsteil und zu den Weinbergen im »Söllert«. Merkwürdigerweise nicht auf der markanten Anhöhe, wo heute an einem Wegestern einige mächtige Birnbäume stehen, sondern etwa 150 Meter entfernt an einer Stelle ohne besonderes Kennzeichen steht die wenig kunstvolle Gruhe mehr oder weniger vergessen in einem Gebüsch aus Schlehen, Zwetschgen und Ziersträuchern oberhalb der Böschung der kaum zwanzig Meter entfernten Landesstraße, auf welcher heute reger Verkehr herrscht (R 35 08 510, H 54 25 450). Bis 1982 war sie in ein Brombeergesträuch eingewachsen und von Bauschutt und Müll umgeben; auf Veranlassung des Verfassers wurde sie freigestellt und die Umgebung aufgeräumt.

Die Vorderfront der auf der Südseite des grasigen Weges bei Flst. Nr. 2327 stehenden Schilfsandstein-Gruhe ist auf den alten Weg ausgerichtet; Reste einer Sitzbank konnten nicht gefunden werden. Die schlichte Bauweise und stellenweise noch sichtbare Bearbei-



Abb. 10: Bietigheim-Bissingen, Gruhe am »Löchgauer Weg«, Bietigheim.

tungsspuren lassen darauf schließen, daß es sich um eine recht alte Gruhe handelt. Die Steine sind gespitzt und geflächt, nur an wenigen Stellen ist noch ein Randschlag zu sehen. Die rechte Seite des Sturzes (L 150, H zwischen 23 und 24, T 38) ist eine Bruchfläche, wahrscheinlich kam der Stein so aus dem Bruch, jedenfalls weist nichts auf spätere Beschädigung hin. Im linken Drittel der Sturzoberfläche fällt eine mit Blei ausgegossene quadratische Eintiefung auf, welche nichts mit einer Befestigung zu tun hat und darauf schließen lassen könnte, daß der Stein einmal eine andere Verwendung hatte oder zu einem anderen Verwendungszweck bestimmt war. Linker Pfeiler H 96, B 33, T 24, rechter Pfeiler H 94, B 25, T 29. Pfeiler und Sturz sind vorn mit zwei gekröpften Bändern aus Eisen verbunden; hinten rechts verraten Eintiefungen in Sturz und Pfeiler ebenfalls eine frühere Klammerverbindung. Hinten links war keine Anker-Verbindung angebracht. Aufklaffende Fugen zwischen Sturz und Pfeilern lassen erkennen, daß keine zusätzliche Verzapfung der Steine vorhanden ist.

Die Gruhe am »Löchgauer Weg« ist von einfacher Bauart und nicht kunstvoll gearbeitet. Außer einigen angesplitterten Ecken und Kanten fallen keine Beschädigungen auf, auch keine Absandungen. Um zu vermeiden, daß dieses wohl rund 250 Jahre alte Kulturdenkmal wieder vollends einwächst, sollte die Umgebung ausgeleitet und aufgeräumt werden, da schon wieder Unrat in die Hecken geworfen wurde. Sonstige Ausbesserungen erscheinen nicht notwendig.

Diese wie die nächste Gruhe sind merkwürdigerweise in der Erstausgabe des Blattes Bietigheim der topographischen Karte 1 : 25 000 nicht verzeichnet; insgesamt scheint das nordwestliche Viertel dieses Kartenblattes hinsichtlich Ruhebänken (»Rh.b.«) unvollständig kartiert worden zu sein, weshalb es durchaus sein kann, daß es im Raum Bietigheim mehr Gruhen und andere Ausruh-Gelegenheiten gegeben hat, für die es keine Hinweise dieser Art gibt.

Gruhe am »Siechenweingartweg«, Bietigheim (Abb. 11)

Auf der beherrschenden Höhe des »Abendberges« nördlich von Bietigheim mit hervorragender Aussicht in Richtung Süden¹¹ steht am asphaltierten Feldsträßchen (F.W. Nr. 17) an der Grenze der Gewanne »Hutstütze« und »Lettengrube« nahe des neuen Aussiedlergehöftes eine weitere Gruhe (R 35 08 980, H 54 25 790). Bis 1981 stand sie – etwa 30 Meter vom jetzigen Standort entfernt – weiter südlich auf der Ostseite des Feldweges; wegen Erschließungsarbeiten für den 1982 unmittelbar westlich entstandenen Aussiedlerhof wurde sie an die Abzweigung des Erdweges Nr. 115 auf das Flurstück Nr. 2222/2 versetzt.

Die Gruhe aus Schilfsandstein hat keine Sitzbank und ist im Lauf der Zeit mehrfach umgebaut worden, wie Reste mehrerer Ankerlöcher an Pfeilern und Sturz zeigen. Im linken Drittel des Sturzes sind Reste einer Lochung zu erkennen, welche eigentlich nicht mit einer Gruhenbefestigung zusammenhängen kann, woraus geschlossen werden muß, daß der Sturz einst einem anderen Verwendungszweck gedient hat. Pfeiler und Sturz lassen noch deutlich Randschlag erkennen; alle Steine sind mit dem Spitzer bearbeitet und zum Schluß grob geflächt worden. Im rechten Pfeiler sind in einem Ankerloch Eisenreste und Blei zu sehen. Beim Versetzen der Gruhe wurde 1982 der Sturz mit Zement auf die Pfeiler aufgesetzt.

Die Maße: Sturz L 176, H 14, T 40; linker Pfeiler H 90, B 16, T 35; rechter Pfeiler H 96, B 18, T 36.

Sturz und Pfeiler sind stellenweise stark angesplittert und beschädigt, zum Teil ausgehend von ausgebrochenen Ankerlöchern. Sturz und Pfeiler sanden ab, stellenweise stark. Bedingt durch Umbauten und Beschädigungen ist der Gesamteindruck mäßig.



Abb. 11: Bietigheim-Bissingen, Grube am »Siechenweingartweg«, Bietigheim.

Bönnigheim

Auf Markung Bönnigheim soll es früher drei Gruhen an der Erligheimer, an der Freudentaler und an der Meimsheimer Straße gegeben haben; Näheres, auch genauere Standortangaben, sind nicht in Erfahrung zu bringen gewesen. Auf Markung Hohenstein ist nahe der »Lauffener Straße« eine Grube erhalten geblieben; eine weitere auf Markung Hofen am »Hohlweg« südwestlich des Ortes ist seit langem nicht mehr da und auch der genaue Standort ist nicht überliefert¹².

Grube nahe der »Lauffener Straße«, Markung Hohenstein (Abb. 12)

Etwa eineinhalb Kilometer östlich von Bönnigheim nördlich der kerzengeraden Höhenstraße in Richtung Lauffen liegen die Aussiedlergehöfte »Im Lauffener Feld«; ein asphaltiertes Feldsträßchen (F.W. 151/F.W. 13) kreuzt beinahe rechtwinkelig die Straße. Südlich der Höhenstraße in etwa 25 Meter Entfernung steht östlich des Feldweges Nr. 13 in freier Feldflur die einzige im Gemeindegebiet Bönnigheim erhaltene Grube (R 35 08 350, H 54 34 310). Sie wurde 1970 »instandgesetzt«; dabei wurde der damals brüchige Sturz durch einen gesägten Schilfsandsteinquader unpassender Proportionen ersetzt, wodurch der Gesamteindruck erheblich leidet. Daß man nicht mehr das volle Original vor sich hat, sieht man auch am rechten Pfeiler der Grube auf eigenen Pfeilern stehenden Sitzbank, welcher aus in der weiteren Umgebung nicht vorhandenem gesprenkeltem Sandstein besteht und sich durch Klobenreste als Reste einer Fensterlaibung zu erkennen gibt.

Die Maße der aus Schilfsandstein gefertigten Grube: Sturz (gesägt!) L 182, H 14, T 30; rechter Pfeiler H 128, B 26, T 28; linker Pfeiler H 126, B 26, T 27; Pfeilerabstand (lichte Weite) 140. Sitzbank (unmittelbar links an den linken Pfeiler anschließend) L 117, H 18,

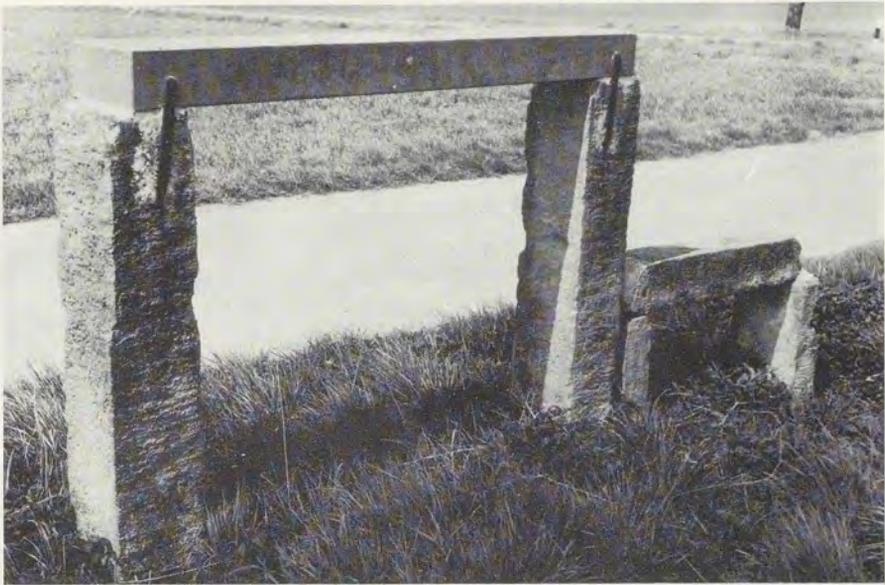


Abb. 12: Bönnigheim, Gruhe nahe der »Lauffener Straße«, Markung Hohenstein.

T 27; rechter Pfeiler (nicht original, mit Klobenresten) H 48, B 20, T 22; linker Pfeiler H 54, B 16, T 32; Pfeilerabstand 80. Höhenunterschied Sturz – Sitzbank 77.

Der Sturz ragt nicht über die Pfeiler hinaus, liegt sogar ungleichmäßig auf den Pfeilern auf. Auf der Rückseite ist der Sturz mit den Pfeilern durch zwei einzementierte Zimmermannsklammern (!) verbunden; die Pfeiler zeigen darüber hinaus mehrere Ankerlöcher ohne Funktion. Die Pfeiler sind ziemlich grob gespitzt und offensichtlich nur stellenweise mit dem Scharriereisen bearbeitet. Sitzbank und Pfeiler sind leicht beschädigt und auf der rechten Seite vorn und links auf der Außenseite mittels geschmiedeter Klammern verbunden; unsachgemäße Zementverfugungen fallen unschön ins Auge.

Der wenig typische Standort abseits der Feldwegeinmündung, die Ankerlöcher in den Pfeilern und die neueren Umbauten lassen sogar die Vermutung aufkommen, daß es sich nicht um eine originale Gruhe, sondern um ein jüngeres Bauwerk aus Abbruchmaterial handeln könnte.

Was im vorigen Fall als Vermutung offenbleiben muß, ist bei einer weiteren »Gruhe« gewiß (Abb. 13): Wiewohl von der Stadtverwaltung als »... schon immer dort und ... nicht versetzt« bezeichnet, wurde die »Gruhe« nahe den restaurierten Fundamenten des »Klösterles« am »Frauenberg« südwestlich von Bönnigheim erst 1976 im Rahmen der Rebflurbereinigung aufgestellt (R 35 06 080, H 54 32 710)! Daß es sich bei den nebeneinander auf getrennten Pfeilern ruhenden verschieden hohen Steinbänken um keine originale Gruhe handelt, wird beim näheren Hinsehen offenkundig: Auf der Rückseite schauen alte Fensterkloben aus den Sandsteinen und Fälze von Laibungen zeugen davon, daß hier Hausabbruchmaterial Verwendung fand. Außerdem ist ungebräuchlich, zumindest in der weiteren Umgebung nicht bekannt, daß Sitzbank und höherer Teil einen Abstand von einem halben Meter haben.



Abb. 13: Bönnigheim, »Pseudo-Grube« beim »Klösterle«.

Ditzingen

Im großen Gemeindegebiet von Ditzingen sind heute nur noch zwei Gruhen zu finden – die eine südwestlich von Ditzingen an der Bundesstraße 295 in Richtung Leonberg; die andere, gerade ein Jahrzehnt alt, auf Markung Heimerdingen.

Von Markung Ditzingen sind keine weiteren Gruhenstandorte bekannt, dagegen von den Markungen Hirschlanden, Heimerdingen und Schöckingen¹³. Bis Anfang der 50er Jahre stand eine Gruhe in der Nähe der heutigen Aussiedlergruppe »Im Weidle« westlich von Hirschlanden ungefähr im Bereich des jetzigen Feldweges Nr. 135, den es allerdings in diesem Verlauf damals noch nicht gab (ca. R 35 01 120, H 54 11 250). Eine weitere Gruhe soll auf der Anhöhe zwischen Ditzingen und Hirschlanden gestanden sein, etwa dort, wo heute der Feldweg Nr. 66 von der Landesstraße 1177 abzweigt (R 35 04 080, H 54 10 290). Dieser Punkt, etwa halbwegs zwischen den Ortsmittelpunkten von Ditzingen und Hirschlanden, ist ein geradezu idealer Gruhenstandort, da man von dieser Anhöhe die weite Umgebung überblicken kann.

Auf Markung Schöckingen soll es früher fünf Gruhen gegeben haben:

- Bei der »Betteleiche« auf der Nordseite der Straße Hirschlanden–Heimerdingen (R 34 99 970, H 54 12 080);
- an der Straße Schöckingen–Hirschlanden auf der Höhe bei den heutigen Sportplatzanlagen von Heimerdingen, westlich der Straße (R 35 02 320, H 54 11 450);
- an der Straße in Richtung Hemmingen, bei der Markungsgrenze, wo die Straße nach Querung der Glemsau wieder ansteigt (R 35 04 060, H 54 12 350);
- an derselben Straße, rechterhand kurz nach dem früheren Steinbruch Kirchner im Gewann »Sälach« (R 35 02 900, H 54 12 120);

– an der Gemeindeverbindungsstraße in Richtung Heimerdingen linkerhand im Gewann »Hungbaum« (R 35 01 500, H 54 11 750).

Auf Markung Heimerdingen gab es eine Gruhe westlich des Ortes an der Straße in Richtung Weissach, wo diese ins Strudelbachtal sich zu senken beginnt (beim heutigen Sportgelände an der Abzweigung des sogenannten »Kleinfeldlesweges«, R 34 98 180, H 54 12 670).

Schade, daß es all diese Gruhen nicht mehr gibt. Sie wären in den heute weitflächig baum- und strauchlosen Fluren Ditzingens zumindest ein wohltuender Blickfang!

Gruhe an der Bundesstraße 295 in Richtung Leonberg (Abb. 14)

Getrennt durch den Straßengraben, also nicht ohne Mühe zugänglich, steht die Ditzinger Gruhe knapp 500 Meter vom Stadtrand entfernt auf der Südseite der Bundesstraße 295 in Richtung Leonberg im unteren Bereich der dortigen Böschung im Gewann »Gerlinger Höhe« (R 35 04 270, H 54 09 010). Der grasige Rain mit einzelnen Holunderbüschen ist sicher mehrfach bei Straßenverbreiterungen verändert worden; jedenfalls war die Gruhe früher besser zugänglich als heute. Wiewohl nichts darüber in Erfahrung zu bringen ist, könnte auch ein Versetzen der Gruhe angenommen werden, da der jetzige Standort sich durch keinerlei Besonderheiten auszeichnet, wohingegen nur 250 Meter weiter südwestlich ein Standort mit guter Aussicht und besserem Überblick über die Straße wäre.

Die mächtig wirkende Gruhe ist als einzige im Kreisgebiet aus rötlichem Sandstein gearbeitet, wobei es näherer Untersuchung und einer Materialprobe vorbehalten sein muß, zu entscheiden, ob es sich dabei um Nordschwarzwälder Buntsandstein oder den rötlichen Maulbronner Schilfsandstein handelt. Die Maße: Sturz L 232, H 24,5, T 44; linker Pfeiler H 84, B 22, T 42; rechter Pfeiler H 90, B 23, T 42; Pfeilerabstand (lichte

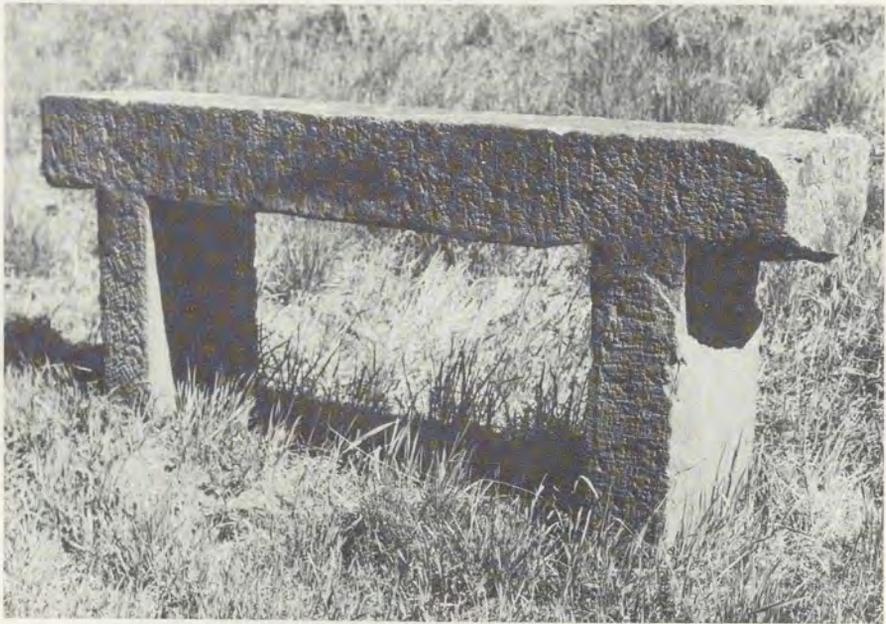


Abb. 14: Ditzingen, Gruhe an der Bundesstraße 295 in Richtung Leonberg.

Weite) 140. Hinweise auf eine früher vorhandene Sitzbank sind nicht zu finden. Sturz und Pfeiler zeigen Randschlag, an den Flächen Zweispitz- und grobe Spitzerbearbeitung. Beschädigungen sind geringfügig, beide Pfeiler sanden unwesentlich ab. An den Fugen zwischen Sturz und Pfeilern ist Mörtel sichtbar; da keine Eisenklammern zusätzlich sichern, ist von einer (nicht sichtbaren) Verzapfung oder Verdübelung auszugehen.

Es wäre schön, wenn rings um die Gruhe ein kleines Plateau geschaffen und der Graben an dieser Stelle abgedolt werden könnte.

Gruhe beim »Stedebrunnen«, Heimerdingen (Abb. 15)

Vom Bahnhof Heimerdingen zieht (als gutes Asphaltsträßle) der »Höfinger Weg« (Flst. Nr. 1273) nach Süden; nach gut einem Kilometer sieht man linkerhand die Weidengruppe des »Stedebrunnens« mit Quellfassung und kleinem Tümpel (Naturdenkmal). Unmittelbar danach gabelt sich das Sträßchen, halblinks geht es weiter in Richtung Höfingen, geradeaus durch die Felder zum »Ritterwald«. Das Wegdreieck (Flst. Nr. 1601) ist im Rahmen des Flurbereinigerfahrens vor etwa 10 Jahren als kleine »Parkanlage« gestaltet worden – bepflanzt im beinahe üblichen, in die freie Feldflur der Gegend nicht passenden Schema mit Birken, Kastanien, Ebereschen, wolligem Schneeball, Heckenkirsche, Cotoneaster usw. In diesem Gehölz – in einigen Jahren wohl ziemlich eingewachsen – steht die aus gesägten Schilfsandsteinquadern zusammengefügte Gruhe (R 34 98 990, H 54 11 580). An der Sturz-Vorderseite ist in erhabenen Buchstaben »KRUGSTATT« zu lesen, rechts und links davon als Zierelemente das Heimerdinger Wappen und drei Ähren. In die Sitzbank-Vorderseite ist eingetieft »Flurbereinigung Heimerdingen 1972«. Die gesägten Steine sind teilweise mit dem Scharrieseisen, teilweise auch in einer für Sandsteine untypischen Weise überarbeitet. Die Sitzbank ist an den rechten Pfeiler des höheren Teiles mit Dübeln angesetzt und



Abb. 15: Ditzingen, Gruhe beim »Stedebrunnen«, Markung Heimerdingen.

weist rechts und links je zwei von oben bis unten durchgehende Bohrlöcher auf. Die Maße: Sturz L 200, H 20, T 40; linker Pfeiler H 98, B 20, T 25; rechter Pfeiler H 102, B 20, T 25; lichte Weite 130; Sitzbank L 110, H 17,5, T 24; Stützpfeiler H 43, B 20, T 25, Abstand zum rechten Pfeiler 75.

Auch wenn diese Gruhe keine historische Vorgängerin hatte, so ist diese Belegung alter Bräuche doch recht lobenswert – vor allem, weil der Standort gut gewählt und die Proportionalität der Gruhe gut gelungen und doch nicht kopiert ist.

Eberdingen

Im großen Gemeindegebiet von Eberdingen gibt es nur noch die kläglichen Reste einer Gruhe westlich von Nußdorf am Sträßle zur Sorgenmühle. Bekannt sind darüber hinaus drei Standorte früherer Gruhen, jedoch nichts Näheres darüber und auch nicht die Zeit des Verfalls bzw. der Beseitigung¹⁴. Ein Standort war östlich von Eberdingen am Feldweg ins Gewann »Erhardsgrund« (R 34 98 020, H 54 15 850) im unteren Bereich der Steigung, ein weiterer westlich des Orts an der Straße nach Nußdorf, wo diese die erste Anhöhe erreicht (R 34 96 900, H 54 16 030). Beide Standorte erscheinen durchaus plausibel; im zweiten Fall handelt es sich um eine Stelle, von wo aus man die Straße, welche hier eine Biegung macht und die erste Steigung hinter sich, die zweite vor sich hat, in beiden Richtungen jeweils ein gutes Stück übersehen kann. Der dritte angegebene Standort schließlich liegt südlich von Nußdorf an der »Alten Weissacher Straße« auf der Höhe (R 34 95 800, H 54 16 390), von wo aus man einen schönen Blick auf Nußdorf hat und auch den weiteren Straßenverlauf in Richtung »Weissacher Wald« übersieht. In älteren Kartenausgaben des Blattes 7119 der topographischen Karte 1 : 25 000 ist darüber hinaus ein weiterer Standort einer Ruhebank (»Rhb.«) ebenfalls im Gewann »Erhardsgrund« (s. o.) verzeichnet – am selben Feldweg, doch etwa 300 Meter weiter und um etliches höher (R 34 98 390, H 54 15 580); auch dort wäre eine Gruhe durchaus denkbar, die Suche danach in den wegbegleitenden Hecken freilich blieb leider ergebnislos. Schließlich ist noch der Flurname »Ruhestatt« nördlich von Hochdorf auf der Ostseite der Enzweihinger Straße (R 44 99 900, H 54 17 300) zu erwähnen, der mit ziemlicher Sicherheit auf den einstigen Standort einer Gruhe hinweist.

Gruhe »Ob dem Mühlsteig«, Nußdorf (Abb. 16)

Von Nußdorf zieht der »Mühlweg« (Vic. Weg 10) über die Felder hinaus nach Westen zur Sorgenmühle. Bevor er durch den Wald steil hinab ins Kreuzbachtal geht, zieht er in eine flache Mulde, wo der »Hartweg« (F. W. Nr. 274) kreuzt. Unweit dieser Kreuzungsstelle, etwa 50 Meter östlich davon, steht an der bergseitigen Grasböschung des Teersträßchens unter einem großen Birnbaum der Rest einer Gruhe (R 34 94 550, H 54 18 040): Der linke Pfeiler ist noch vollständig erhalten, der rechte war vor einigen Jahren noch in voller Höhe da – nunmehr finden sich nur noch ein zersplitterter, offensichtlich nicht ohne Gewaltanwendung kaputtgegangener Stumpf von etwa 50 Zentimetern Höhe und einige herumliegende Brocken. Im Gras verborgen findet man weiter rechts noch einen weiteren Pfeilerrest, ganz offensichtlich die Auflage einer früheren Sitzbank, welche rechts an den höheren Teil angebaut war, wobei die Konstruktion nicht mehr nachzuvollziehen ist.

Der linke Pfeiler hat noch die volle Größe H 110, B 18, T 24; oben ist vorn und hinten der Falz einer 4,5 Zentimeter hohen Verzäpfung sichtbar. Der bestens erhaltene Schilfsandsteinpfeiler ist mit dem Spitzer bearbeitet und grob scharriert. Der Sitzbankpfeiler weist hinten und vorn einen Falz auf und war in die Sitzbankunterseite eingepaßt. Der



Abb. 16: Eberdingen, Gruhe »Ob dem Mühlsteig«, Markung Nußdorf.

Abstand der Pfeiler des höheren Teils (lichte Weite) beträgt 110 Zentimeter, der Sitzbankpfeiler ist 80 Zentimeter vom rechten Pfeilerstumpf entfernt.

Geradezu kurios wirken die Beton-Fertigteile einer neueren Sitzbank vor den alten Pfeilern der noch bis etwa 1950 intakten Gruhe – der Anblick stimmt einen der Kulturhistorie aufgeschlossenen Beschauer unwillkürlich nachdenklich, vor allem, wenn man hört, daß die Gemeinde vor Jahren die Spende eines Bürgers zur Wiederherstellung der Gruhe ausgeschlagen habe!

Erdmannhausen

Zwei Gruhen zumindest gab es früher auf Markung Erdmannhausen – die eine an der Affalterbacher Straße auf der Höhe östlich des heutigen Sportgeländes (R 35 22 080, H 54 22 030), die andere am »Ochsenweg« beim heutigen Gewerbegebiet (R 35 21 280, H 54 23 330)¹⁵. Die erstgenannte wurde etwa 1965 während der Flurbereinigung beim Einebnen des dort früher abzweigenden Hohlweges beseitigt; die andere soll bereits in den 30er Jahren entfernt worden sein, da sie nicht mehr im Gebrauch war. Beide Standorte sind bezeichnend und übrigens in der Erstausgabe der topographischen Karte 1 : 25 000, Blatt Marbach, verzeichnet: Am »Ochsenweg« etwa halbwegs zwischen den Weinbergen und Obstwiesen des Altenbergs und der Ortsmitte an einer (heute infolge des Gewerbegebietes nicht mehr vorhandenen) markanten Wegbiegung; an der Affalterbacher Straße bei der Kreuzung mit dem früheren »Weihinger Weg« an der Einmündung der von den Feldern des Gewanns »Mistberg« heraufziehenden Hohlle in (früher) idyllischer, aussichtsreicher Lage. Bis in die 20er Jahre habe es auch auf der anderen Straßenseite, ziemlich genau gegenüber, eine Gruhe gegeben; die Straße war also

anscheinend so stark frequentiert, daß es Bedarf für zwei Ausruhegelegenheiten gab. Heute tritt der Autofahrer an diesem wenig ansprechenden Ortsrand, wo der Flurname »Wachthütte« auf die besonders markante Stelle hinweist, aufs Gaspedal und braust auf früher obstbaumgesäumter, heute völlig kahler und im Zuge des derzeitigen Straßenausbaus hoffentlich bald wieder gut begrünter Straße in Richtung Affalterbach.

Erligheim

Grube an der Kreuzung »Viehweg«/»Vogelsangweg« (Abb. 17)

Etwa fünfhundert Meter westlich von Erligheim kreuzt der »Viehweg« rechtwinkelig die Straße Erligheim–Freudental. Geht man diesen im Frühjahr 1984 asphaltierten Feldweg (Flst. Nr. 1740) nach Norden, sieht man nach rund 150 Metern bei der Kreuzung mit dem »Vogelsangweg« (Flst. Nr. 1744) linkerhand am Rand einer Obstwiese die einzige auf Markung Erligheim bekannte Grube stehen (R 35 06 510, H 54 31 420)¹⁶, welche keine Sitzbank hat und auch nicht Anzeichen einer früheren Sitzbank zeigt. Bei Wegbauarbeiten im Frühjahr 1984 wurde der Sturz abgenommen und die Grube neu aufgestellt; anlässlich dieser Arbeiten war die Verbindung zwischen Pfeilern und Sturz sichtbar: Rechtwinkelige Vertiefungen (ca. 4 × 2 cm) im Sturz, entsprechende Eisendollen in den Pfeilerlagern.

Der Sturz mit den Maßen L 177, H 26, T oben 33, T unten 28 ist wie die gesamte Grube aus Schilfsandstein gearbeitet und hat Flächen mit einem außerordentlich breiten und präzise gearbeiteten Randschlag. So wirkt die Spitzer-Bearbeitung der Flächen wie eine Verzierung. Das Oberteil ist ringsum im unteren Bereich zurückgesetzt mit einem Viertelkehlenprofil. Der Sturz gehört zu den am schönsten bearbeiteten Steinen an den im Kreisgebiet noch vorhandenen Gruhen.



Abb. 17: Erligheim, Grube an der Kreuzung »Viehweg« / »Vogelsangweg«.

Linker Pfeiler H 106, B 28, T 25, rechter Pfeiler H 100, B 28, T 27. Die Pfeiler wurden bei der Neuaufstellung leider gedreht, so daß die im Sturz und in den Pfeilern sichtbaren, jedoch funktionslosen Ankerlöcher nicht mehr zusammenpassen (1983 vorn rechts und hinten links jeweils in Sturz und Pfeilern Ankerlöcher, 1984 auf den Außenseiten der Pfeiler!) Die 1983 gemessenen Maße der Pfeiler: links H 86, B 25, T 28, rechts H 88, B 27, T 28. Beide Pfeiler zeigen Frostrisse, welche in absehbarer Zeit zu bröckeln beginnen werden, außerdem sind starke Absandungen zu beobachten.

Gegenüber der äußerst präzisen und feinen Bearbeitung des Sturzes wirkt die Pfeilerbearbeitung etwas ungenau. Dies ließe sich mit verschiedenen Steinmetzen erklären, doch könnte es auch sein, daß die Steine unterschiedliches Alter haben und Sturz oder Pfeiler einmal ersetzt worden sind.

Der Gesamteindruck ist gut – schade jedoch, daß bei der Neuaufstellung nicht auf die originale Stellung der Pfeiler geachtet und die Zementausfugung zwischen Sturz und Pfeilern etwas flüchtig vorgenommen wurde.

Freiberg am Neckar¹⁷

Wenn auch befragten älteren Einheimischen von Beihingen, Geisingen und Heutingsheim keine Gruhen erinnerlich sind, so dürften die 8 »Rhb.«-Eintragungen in der Ausgabe 1898 der topographischen Karte, Blatt Marbach, doch zumindest zum größeren Teil auf Gruhenstandorte hinweisen: Nördlich von Beihingen, wo heute die Straße nach Pleidelsheim den Neckar-Schiffahrtskanal quert (R 35 15 030, H 54 22 820), sowie südlich von Beihingen an der Straße zum Bahnhof (R 35 14 920, H 54 21 740) und an einem Feldweg ins Gewann »Salzmann« (R 35 15 330, H 54 22 030) im heutigen Siedlungsbereich gab es demnach früher Ausruhegelegenheiten. Südlich von Heutingsheim ist zweimal die Eintragung »Rhb.« an Feldwegen in den Gewannen »Vogelsang« (R 35 14 180, H 54 20 770) am derzeitigen Ortsrand sowie nahe der Bahnlinie (R 35 18 800, H 54 20 580) im Gewann »Relling« zu finden. Westlich von Geisingen



Abb. 18: Typische Gruhenstandorte an der Einmündung von Orts- und Feldwegen in eine Fernverkehrsverbindung; hier westlich Freiberg-Geisingen. An Gruhen an den gekennzeichneten Stellen kann sich allerdings niemand entsinnen. Ausschnitt aus der TK 7021, Ausgabe 1898.

schließlich gibt es noch zwei Hinweise auf frühere Ruhebänke an der alten Fernverkehrsstraße Eglosheim–Geisingen–Großingersheim–Besigheim (vgl. Abb. 18; R 35 12 930, H 54 22 490 sowie R 35 13 000, H 54 22 210). Ein weiterer Hinweis auf Gemeindegebiet Freiberg an der alten »Römerstraße« Benningen–Hoheneck im Gewann »Boläcker« führt zur einzigen im Gemeindegebiet noch erhaltenen Gruhe:

Gruhe am »Heuweg« (»Römerstraße«) im Gewann »Boläcker« (Abb. 19)

Am höchsten Punkt der Höhenstraße Benningen–Hoheneck macht die sonst kerzengerade Straße einen kaum merklichen Knick. Genau dort im Gewann »Boläcker«, von wo aus man die Straße in beide Richtungen auf ein weites Stück überblicken kann, steht auf der Nordseite der Straße in einem nur zwei Meter breiten Grasstreifen zwischen Asphalttrand und Acker die einzige Gruhe im Kreisgebiet mit drei Pfeilern und zwei Sitzbänken (R 35 15 760, H 54 21 160). 1981 wurde die Gruhe bei einem Autounfall schwer beschädigt und anschließend wieder renoviert – leider jedoch nicht ganz stilgerecht (s. u.). Die Maße: Sturz Gesamtlänge 344 (jeder Stein L 172), H 28, T 49,5; linker Pfeiler H 76, B 28, T 49,5; mittlerer Pfeiler H 69, B 22, T 50; rechter Pfeiler (neu) H 71, B 26, T 47. Der linke und der mittlere Pfeiler zeigen in Bodennähe eine Fundamentenerweiterung von etwa 4 cm ringsum, die früher offen sichtbar gewesen sein dürfte. Linke Sitzbank L 115, H – soweit sichtbar – 22, T 43 (vorn bündig); rechte Sitzbank L 116, H – soweit sichtbar – 23, T 43 (vorn bündig). An beiden Stürzen sind auf der Oberseite über den äußeren Pfeilern zugemörtelte Ankerlöcher zu sehen; eine Mörtelstelle an der Verbindungsstelle der Stürze dürfte auf eine verbindende Klammer hinweisen. Beide Sitzbänke ruhen wohl auf gesonderten (heute im Erdreich völlig verborgenen) Pfeilern und sind wahrscheinlich – worauf die vier zugemörtelten Dübellöcher jeweils rechts und

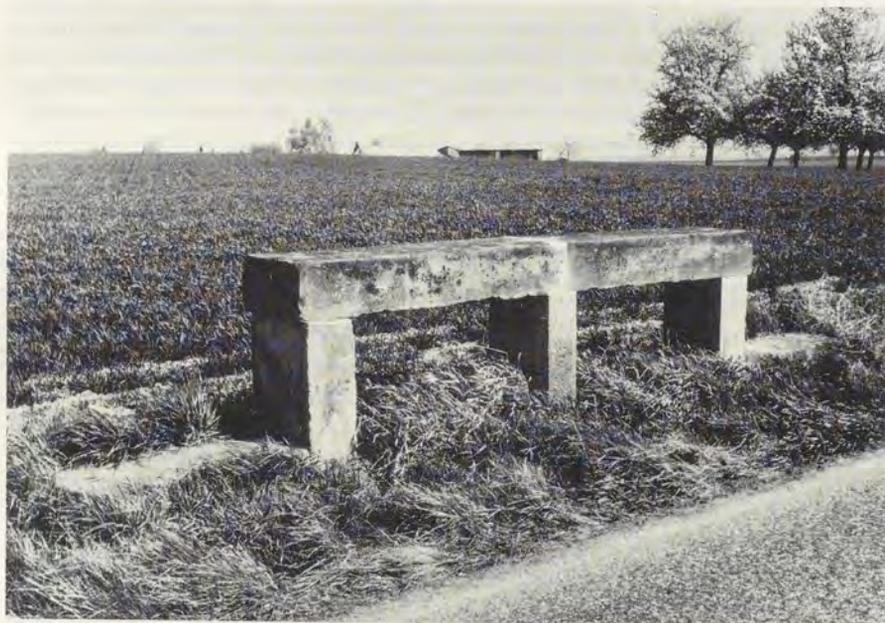


Abb. 19: Freiberg, Gruhe am »Heuweg« (»Römerstraße«) im Gewann »Boläcker«, Markung Beihingen.

links auf den Oberseiten der Sitzsteine hinweisen – mit diesen durch Anker oder Metalldübel verbunden.

Die ganz aus Schilfsandstein gefertigte Gruhe zeigt bis auf etliche kleinere Beschädigungsstellen überall Randschlag, die Flächen sind sauber gekrönelt. Der mittlere Pfeiler weicht sowohl im Maß als auch in der Bearbeitung etwas von den anderen Steinen ab und ist vielleicht einmal ersetzt worden. Am linken Pfeiler wurde schon vor langer Zeit oben auf der Innenseite eine schadhafte Stelle durch Einfügen eines kleineren Sandsteinquaders so gut ausgebessert, daß es erst beim genauen Hinsehen auffällt. Der rechte Pfeiler wurde erst nach dem oben erwähnten Unfall neu eingesetzt; er hat eine untypische Kantenscharrierung und ist – für Sandsteinbearbeitung ungebräuchlich – an den Flächen gestockt.

Leider kann man die Gruhe direkt an der mit hohen Geschwindigkeiten befahrenen Straße kaum ansehen, ohne in Gefahr zu kommen. Wilhelm Seyfferle schrieb 1950 über diese Gruhe¹⁸: »Die besonders schwere Anlage ist im Laufe der Zeit um etwa 20 cm eingesunken, da der Abstellstein nur noch 1,30 m hoch ist. Ein kleiner Vorplatz gestattet bequemen Zugang zur Gruhe, die wahrscheinlich im Jahre 1808 zusammen mit der Verbesserung der Straße erstellt wurde.« Die Höhe des Abstellsteins ist heute nur noch rund einen Meter; dies dürfte jedoch weniger auf ein Einsinken, als vielmehr auf ständige Materialzufuhr von der Straße (Split usw.) und vom nahen Acker zurückzuführen sein. So sind die Sitzbänke heute fast ebenerdig und wachsen so ins Gras ein, daß im Sommer 1984 mit der Mähmaschine die Kanten beschädigt wurden. Dringend sollte also die Erde um die Gruhe um rund 50 cm abgetragen werden: dies vor allem auch deshalb, um Sandsteinzerstörungen durch aufsteigende Feuchtigkeit vermeiden zu können. Vielleicht bietet auch der beabsichtigte Straßenausbau die Chance einer Verbesserung; der Standort allerdings sollte unbedingt beibehalten werden. Noch einmal Seyfferle: »Von dieser Höhe hat man einen Rundblick auf die Neckarschleifen mit ihren Dörfern, vom Asperg bis zu den Löwensteiner Bergen, dazwischen das Bottwartal mit seinen Bergen, Burgen und Wäldern.« Blicke noch zu ergänzen, daß auch der Blick auf den Schurwald und die Höhen um Stuttgart möglich ist, beeinträchtigt freilich durch die unzähligen Hochspannungsleitungen, die Hochhäuser und den Siedlungsbrei ringsumher. »Der moderne Kraftwagenverkehr flutet heute achtlos an den Zeugen der einstigen mühsamen Fußmärsche vorüber, und nicht alle Wanderer, die auch heute noch bei den Bänken Rast machen, werden wissen, welchem Zweck diese Gruhen einst gedient haben.« Wie recht der alte Heimatpfleger Seyfferle von Benningen mit diesem Satz hatte, kann gerade an dieser Gruhe gut nachvollzogen werden – nur daß heute selbst das Wandern hier oben kein Vergnügen mehr ist!

Gruhe an der Monreposstraße (Abb. 20)

Vom alten Ortskern Heutingsheim führt die Monreposstraße in Richtung Eglosheim. Auf der Anhöhe südwestlich des Ortes steht linkerhand in einem Grasstreifen beim Aussiedlergehöft Weissingen die erst 1981 anlässlich des Abschlusses der Flurbereinigung Heutingsheim aufgerichtete Gruhe (R 35 13 100, H 54 20 810). Nach einem Ortsplan aus dem Jahr 1770 sei hier an dieser Stelle eine Gruhe gewesen. Die Schilfsandsteingruhe hat die Maße: Sturz L 190, H 23, T 34; linker Pfeiler H 93, B 20, T 35; rechter Pfeiler H 93, B 20, T 35. Die Flächen sind gekrönelt, die Kanten mit Randschlag versehen. In erhabenen Großbuchstaben steht zu lesen »Flurbereinigung Heutingsheim/Freiberg a.N. 1981«.

Ein gutes, nachahmenswertes Beispiel der Erinnerung an alte Bräuche am überkommenen Standort!



Abb. 20: Freiberg, Gruhe an der Monreposstraße, Markung Heutingsheim.

Freudental

Gemmrigheim

Gerlingen

Großbottwar

In den Gemeindegebieten Freudental, Gemmrigheim, Gerlingen und Großbottwar sind keine Gruhen bzw. Standorte früherer Gruhen bekannt¹⁹. In Gerlingen glauben sich ältere Einheimische noch an eine Gruhe in der Feldflur erinnern zu können, doch konnte keine Örtlichkeit angegeben werden.

Hemmingen

Auch auf Markung Hemmingen findet sich heute keine Gruhe mehr. Doch von einer früheren Gruhe gibt es sichere Nachricht: Bis 1930 gab es westlich des Ortes am Feldweg Flst. 4072 beim Flurstück Nr. 4102 eine ziemlich baufällige Gruhe (ca. R 35 01 500, H 54 14 400). Aufgrund des schlechten Bauzustandes sei die Gruhe um 1930/1932 beseitigt worden²⁰. Einen weiteren Hinweis bietet die Kartenausgabe 1896 des Blattes Leonberg: Demnach soll es nördlich von Hemmingen in freier Feldflur im Gewinn »Hetzengrund« an einem vom Ort in die nördliche Feldflur ziehenden Weg eine Ruhebänk (»Rhb.«) gegeben haben (R 35 02 610, H 54 15 120).

Hessigheim

Auf Markung Hessigheim gibt es keine Gruhen, auch sind keine früheren Gruhen bekannt²¹.

Ingersheim

Etwa halbwegs der Straße von Groß- nach Kleiningersheim, dort, wo die Straße die Anhöhe erreicht hat, mündet von Westen der alte Weg ein, der die kürzeste Verbindung von Kleiningersheim über den »Forst« nach Bietigheim war. An diesem Wegdreieck im Gewann »Flürn« (R 35 13 620, H 54 26 020) soll bis etwa 1910 eine Steinbank und ein Steintisch gestanden sein. Schon bei der ersten Felderbereinigung 1928 seien Bank und Tisch nicht mehr vorhanden gewesen²². – Wenngleich nicht bekannt ist, ob es sich wirklich um eine Gruhe in herkömmlicher Bauweise gehandelt hat, so wird der Zweck doch derselbe gewesen sein.

In der Erstausgabe der topographischen Karte 1 : 25 000, Blatt Marbach, sind am Fußweg in der Klinge unterhalb Schloß Kleiningersheim (R 35 14 870, H 54 26 280) sowie westlich von Großingersheim Standorte von Ruhebänken (»Rhb.«) vermerkt. Der Standort westlich von Großingersheim (R 35 13 950, H 54 24 540) – heute innerhalb des bebauten Gebietes – erscheint recht plausibel, handelt es sich doch um die Kreuzungsstelle eines Weges in die Felder Richtung Bietigheim mit der alten Fernverbindungsstraße Eglosheim–Besigheim, welche auffallenderweise westlich des Ortes vorbeizog, um den tieferliegenden Ortskern zu umgehen.

Kirchheim am Neckar

Gruhe im Gewann »Hohfeld« (Abb. 3, 21)

Von einer Gruhe mag man bei dem Gebilde in den Kirchheimer Weinbergen eigentlich gar nicht reden, doch handelt es sich unzweifelhaft um die Reste einer solchen, wenngleich die Steine vielleicht auch schon einmal anderen Verwendungszwecken gedient hatten. Zwischen Obst- und Rebanlagen führt der Feldweg Nr. 232 in die Feldflur des flachen Neckartal-Gleithanges nordöstlich von Kirchheim. Unvermittelt steht man vor einer in der Rebflurbereinigung anders nicht verwertbaren »Mißfläche«, bestückt mit einer Gerätehütte, einem Wetterhäuschen, einer Feuerstelle, einem Regenwasserablauf, der Gruhe und einem irgendwo übriggebliebenen Grenzstein. In dieser tristen Umgebung steht auf dem Flurstück Nr. 4384 bei einer Betonweg-Abzweigung (F.W.Nr. 238) das mehrfach umgebaute und veränderte Gruhen-Fragment (R 35 11 940, H 54 34 970). Es soll sich dabei um die Reste einer beim Ausbau der Bundesstraße 27 bei der Einmündung des »Lochweges« (R 35 10 800, H 54 32 950) abgebrochenen Gruhe handeln, die lange Zeit bei einem Landwirt zwischengelagert waren²³.

Mehrere Bandlöcher an Sturz und Pfeilern, welche nicht recht in Einklang miteinander zu bringen sind, verraten den früher anderen Verwendungszweck. Auch ein im rechten Drittel des Sturzes von oben bis unten durchgehendes Loch mit quadratischem Querschnitt (4 cm Kantenlänge) deutet auf eine frühere andere Funktion hin. Rechts an den höheren Teil angesetzt ist eine Sitzbank, bestehend aus einem Türbogen mit Falz und den eingetieften Zeichen 17 CH 13 sowie einer aufgelegten, gesägten Schilfsandsteinplatte. Der Sturz der Gruhe mit den Maßen L ca. 193, H 22, T 30 ist allseits stark beschädigt,

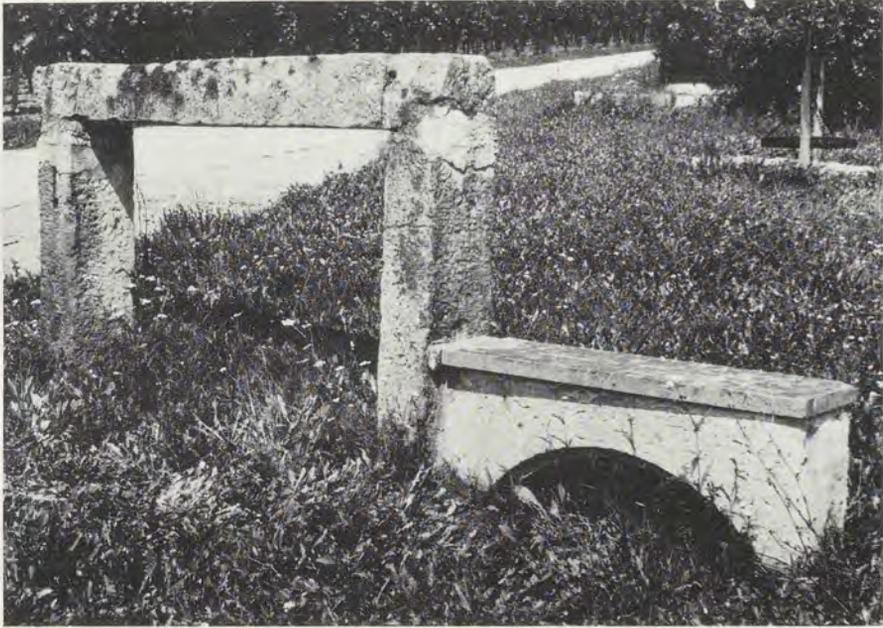


Abb. 21: Kirchheim, Gruhenrest im Gewann »Hohfeld«.

z. T. herrührend von ausgebrochenen Ankerlöchern, in denen noch Eisenreste erkennbar sind. Vermutlich lag der Schilfsandstein-Sturz früher anders, da die jetzige Unterseite auffallend glatt gearbeitet ist, während die Oberseite nur grob gespitzt ist und stellenweise starke Abwitterungsspuren zeigt. Auch die gespitzten und überbeilten Pfeiler haben Löcher und Nuten, welche allerdings wegen des vielen Mörtels, mit dem der Sturz heute außenbündig aufgesetzt ist, nicht vollständig zu sehen sind. Linker Pfeiler H ca. 90, B 20, T 30, oben mit viel Mörtel repariert; rechter Pfeiler H ca. 92, B 20, T 30. Beide Pfeiler sanden geringfügig ab.

Der Gesamteindruck ist wegen der vielfachen Umbauten, wegen der großen sichtbaren Mörtelstellen und wegen der starken Beschädigungen sehr negativ; aus kulturgeschichtlicher Sicht wirkt das Bauwerk kitschig wegen der nicht zusammengehörigen Bauteile. Immerhin wurden die Gruhen-Quader erhalten, was ja bei den meisten im Zusammenhang mit Straßenausbauten abgebrochenen Gruhen nicht der Fall ist!

Korntal-Münchingen²⁴

Im Gemeindegebiet Korntal-Münchingen gibt es zwar keine Gruhe mehr, doch einen Flurnamen, der eindeutig auf eine Gruhe hinweist: »Hinter der Maurener Ruhstatt« heißt das Gewann nördlich der Straße Münchingen-Mauer-Schöckingen und die Kartenausgabe 1896 des Blattes Leonberg zeigt auch tatsächlich an einer auffälligen Straßenbiegung etwa halbwegs von Münchingen nach Mauer (R 35 05 730, H 54 12 670) die Eintragung »Rhb.« (= Ruhebank). Auch in den heutigen topographischen Karten heißt es noch »Hinter der Maurener Geruhstatt« – eine Gruhe freilich ist an der ausgebauten Asphaltstraße heute nicht mehr zu finden.

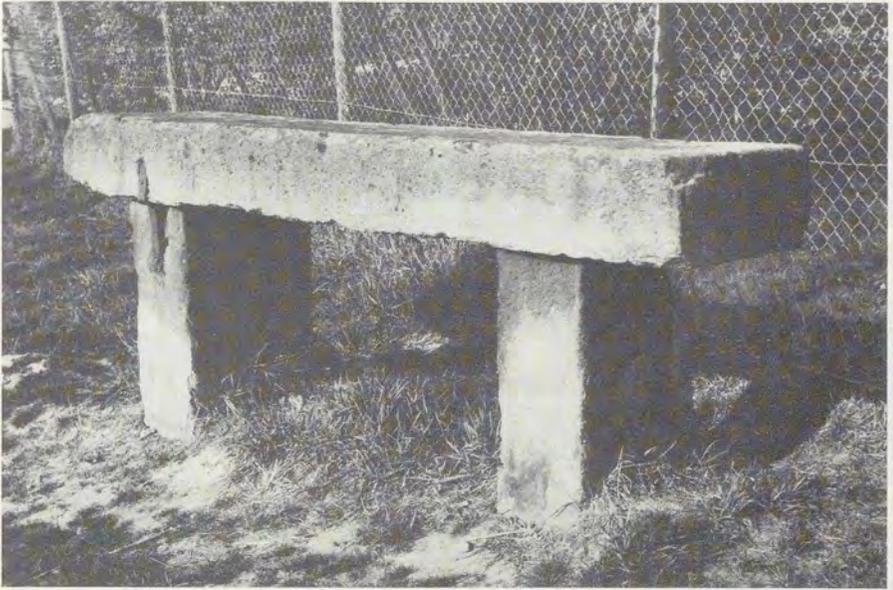


Abb. 23: Kornwestheim, Grube an der Kreuzung »Ludwigsburger Weg« / »Oßweiler Weg«.

und ist parallel zum »Alten Ludwigsburger Weg« ausgerichtet (R 35 14 280, H 54 14 880). Der gedrungene, überaus massive Eindruck erklärt sich mit den Maßen und dem Gewicht des Sturzes: Sturz L 251, H 26, T 64; linker Pfeiler H 78, B 29, T 54; rechter Pfeiler H 75, B 28, T 54. Das Gewicht des Sturzes läßt sich auf knapp 21 Zentner berechnen!

Sturz und Pfeiler sind – offensichtlich ohne Randschlag – nur grob gespitzt; Kanten und Ecken sind etwas angeschlagen. Vorn links verbindet eine gekröpfte, geschmiedete Eisenklammer mit eingeschlagenem Schmiedestempel den Sturz mit dem Pfeiler – leider beginnt dieser hier zu bersten. Vorn rechts zeugen keinerlei Spuren von einer ebensolchen Klammerverbindung, dagegen auf der Rückfront auf beiden Seiten. Hinten links sieht man die Löcher von ausgebrochenen Klammern, auch hier zeigt der Pfeiler eine tiefe Kluft. Hinten rechts waren offenbar zwei Klammern nebeneinander angebracht, oder aber wurde nach Ausbrechen der einen eine neue daneben eingesetzt. Beide Klammern fehlen und nur Eisenreste in den Löchern des Sturzes und des Pfeilers sind übriggeblieben. Die äußere Klammerverbindung war hier recht knapp gearbeitet, kein Wunder also, daß die gesamte Eckpartie des Pfeilers an dieser Stelle ausgebrochen ist.

Eine sehr schöne Gruhe an idealem Standort – man sollte sie (mit wenig Aufwand) vor weiterer Verwitterung sichern und vielleicht ringsum etwas Erdreich abtragen, da sie mit Sicherheit früher etwas »hochbeiniger« dagestanden ist. Reste einer Sitzbank oder Anzeichen einer Verzapfung finden sich hier übrigens nicht, was angesichts des weiten Überstandes des Sturzes rechts und links über die Pfeiler nicht verwundert, hätte man sich doch da leicht den Kopf angestoßen. Vermutlich war also neben der steinernen Gruhe eine hölzerne Bank aufgestellt.

Grube im »Alten Friedhof« (Abb. 24, 25)

An zwar würdiger, aus historischer Sicht jedoch unbefriedigender Stelle im »Alten Friedhof« an der Aldinger Straße (Südwestecke, R 35 14 140, H 54 14 290) hat die Gruhe



Abb. 24, 25: Kornwestheim, Grube im »Alten Friedhof«; früherer Standort an der »Alten Ludwigsburger Straße« (kurz vor der Umsetzung, Mai 1980).

ein Plätzchen gefunden, die bis 1980 an der alten Ludwigsburger Straße im Schatten der dortigen Lindenallee stand (R 35 13 710, H 54 15 590, vgl. Abb. 22, 25). Warum sie versetzt wurde, nachdem sie am alten Standort eigentlich nicht störte, weiß heute niemand mehr recht zu sagen. Leider ist sie am neuen Standort um einiges zu tief eingegraben worden, so daß sie eher den Eindruck einer Sitzbank als den einer Bank zum Absetzen von Lasten macht. Die Maße heute: Sturz L 206, H 25, T 57; linker Pfeiler H 65, B 23, T 58; rechter Pfeiler H 65, B 21, T 58. Die Abstellfläche ist derzeit nur 88 cm hoch; am alten Standort war das Maß 105 cm. Der Pfeilerabstand (lichte Weite) beträgt genau 100. Der Sturz der überall gekrönelten Gruhe zeigt auf der Vorderfront eine geringfügig zurückgesetzte Fläche mit Zierelementen in den Ecken, darin vertieft mit kunstvoller Schrift »Korn Westheim 1803«. Kanten und Ecken sind rundum etwas angeschlagen; stellenweise bröckelt der Schilfsandstein. Die hintere obere Kante der Gruhe dürfte von jeher leicht gebrochen gewesen sein; vielleicht wurde jedoch auch einmal eine Beschädigung ausgeglichen. Beide Pfeiler sanden ab, stellenweise sehr beträchtlich. Vermörtelte Stellen lassen auf eine Klammerverbindung zwischen Sturz und Pfeilern schließen. Wenngleich die Gruhe an der althergebrachten Stelle unter den hohen Linden an der »Ludwigsburger Straße« ihren früheren Zweck besser verdeutlichen konnte, so hat sie im »Alten Friedhof« inmitten anderer erhaltenswerter Steine doch ein sicheres Plätzchen und bleibt hoffentlich noch lange erhalten, vermag sie doch ausnahmsweise – wie die beiden nächstgenannten – ihr Alter per Inschrift kundzutun.

Gruhe an der Stuttgarter Straße, Einmündung Rechbergstraße (Abb. 26)

Die Stuttgarter Straße in Kornwestheim in ihrem gestreckten Verlauf ist ebenfalls eine alte Verkehrsverbindung aus dem Stuttgarter Talkessel in Richtung Norden. Abbildung 22 zeigt die im folgenden zu beschreibende Gruhe in freier Feldlage gegenüber der



Abb. 26: Kornwestheim, Gruhe an der Stuttgarter Straße, Einmündung Rechbergstraße (Rückseite).

Einmündung eines untergeordneten, kurzen Feldweges anstelle der heutigen Rechbergstraße. Die Gruhe dürfte zwar bei Straßenausbauten irgendwann einmal um etliche Meter versetzt worden sein, doch davon abgesehen ist der Standort original, was angesichts der Grünrabatte zwischen Straße, Radweg und Gehweg etwas verwundert (R 35 13 660, H 54 13 380). Leider wächst die Gruhe zwischen Ziersträuchern ein und kommt nicht recht zur Geltung. Die Maße: Sturz L 103, H 24, T 57; linker Pfeiler (von der Straße aus gesehen) H 104, B 25, T 58; rechter Pfeiler H 104, B 22, T 58. Pfeilerabstand (lichte Weite) 114.

Die Gruhe ist aus Schilfsandstein gefertigt und ohne prägnanten Randschlag mit dem Spitzer bearbeitet worden. Mehr oder weniger identisch zur Gruhe im »Alten Friedhof« ist auf der Seite zur Straße in den Sturz in zurückgesetzter, an den Ecken verzierter Fläche die Inschrift »Korn Westheim 1803« eingetieft. Leider ist die Inschrift kaum jemand bekannt, da die Gruhe von der vielbefahrenen Stuttgarter Straße her ohne Gefahr nicht anzusehen ist. Sturz und Pfeiler sanden stellenweise stark ab, die unteren Kanten des Sturzes zerbröseln. Um derartiger Zerstörung vorzubeugen, wurden vor etlichen Jahren die Pfeiler-Innenseiten mit Mörtel »verputzt«, eine Methode, die freilich nicht viel nützen wird, da die Zerstörung in den bindemittelfreien Sandsteinschichten darunter weitergeht. Der Sturz ist heute mit Mörtel auf die Pfeiler aufgesetzt, doch zeigen vermörtelte Ankerlöcher, daß früher Eisenklammern angebracht waren. Wiewohl die Zementausbesserungen diese Gruhe etwas verunstalten und die absandenden Stellen für die Zukunft zunehmenden Steinzerfall erwarten lassen, ist der Gesamteindruck dieser Gruhe doch recht gut. Es wäre zu wünschen, daß sie etwas freigestellt würde und daß sie mit einer kleinen Erläuterungstafel die vielen Passanten auf ihre einstige Bedeutung aufmerksam machen dürfte. Auch sollten die erwähnten Schäden nochmals fachmännisch ausgebessert werden, bevor die Steinzerstörung noch größere Ausmaße annimmt.

Gruhe an der Stuttgarter Straße, Nähe Zuffenhausener Markung (Abb. 27)

Eine weitere Gruhe ähnlicher Bauart ist zu schildern: Sie steht weiter südlich an der Stuttgarter Straße, ebenfalls westlich von dieser, nahe der Zuffenhausener Markungsgrenze in einer Birkenallee (R 35 13 560, H 54 12 640). Etwas eingewachsen in ein Cotoneastergestrüpp zeigt auch sie ihre eigentliche Schauseite nicht den auf dem Gehweg laufenden Passanten, sondern den Autofahrern, die – stadtauswärts fahrend – hier aufs Gaspedal treten und keine Notiz nehmen können von der schönen Inschrift, welche die ganze Front des Sturzes einnimmt. Unzweifelhaft von demselben Meister geschaffen, der auch an den vorgenannten Gruhen die Inschriften anbrachte, steht in akkurat gehauenen Buchstaben zu lesen: »Zuffenheiser Margdung 1803 Korn Westheimer Margdung«. A. Ritz schreibt über den unbekanntenen Steinmetzen²⁶: »Die Schönheit seiner Buchstaben steht hoch über seiner Rechtschreibung.« Man kann nur beipflichten – die Buchstaben sind wirklich sehenswert! Der Sturz ist gekrönt und zeigt Randschlag; die Rückseite ist stellenweise natürliche Bruchfläche. Die Maße: Sturz L 254 (!), H 22, T 57; linker Pfeiler (von der Straße aus gesehen) H 85, B 21, T 57; rechter Pfeiler H 90, B 19, T 57. Pfeilerabstand (lichte Weite) 157. Merkmale, daß einstens eine Sitzbank angezapft gewesen wäre, sind wie bei den anderen Kornwestheimer Gruhen auch hier nicht zu finden. Im Sturz sind vorn und hinten je zwei zugemörtelte Ankerlöcher zu erkennen, die offenbar ausgebrochen waren und dabei auf der Inschriftenseite sowohl die etwas vorstehende Umrandung des Inschriftenfeldes als auch einige Buchstaben beschädigt hatten. Fehlende Ankerlöcher an den Pfeilern und offensichtlich neuere Bearbeitungsspuren lassen vermuten, daß der Sturz vor etlichen Jahren – wiewohl niemand darüber Auskunft geben konnte – auf neue Pfeiler gesetzt worden ist. Dafür spricht auch die unterschiedliche Breite der beiden Pfeiler, die der frühere Meister sicher beanstandet



Abb. 27: Kornwestheim, Gruhe an der Stuttgarter Straße, Nähe Zuffenhausener Markung.

hätte. Vielleicht ist die Gruhe sogar versetzt worden, denn sie steht nicht direkt an der Markungsgrenze (wie die Inschrift vermuten läßt), sondern etwa 150 Meter weiter nördlich. Die Straßenführung ist hier um 1960 so grundlegend verändert worden, daß selbst Anlieger nicht mehr genau sagen können, ob die Gruhe hier oder unweit entfernt davon gestanden ist. Immerhin blieb sie erhalten und kann als die wohl kunstvollste Gruhe des Landkreises gelten. Interessant wäre nun natürlich zu wissen, ob die anderen Gruhen der Markung ähnliche Bauart zeigten, oder ob es mehr schlichte Gruhen wie die zuerst geschilderte, die ja sicher älter ist, waren.

Löchgau

Auf Markung Löchgau gibt es keine Gruhen; auch von abgegangenen Gruhen ist nichts bekannt²⁷. Der »Stundenstein« an der Straße nach Bietigheim (R 35 07 380, H 54 27 180) hat übrigens – entgegen der Auffassung des Bürgermeisteramtes – mit einer Gruhe nichts zu tun. Auch dieser Stein sandet in den letzten Jahren stark ab; schon fehlen ganze Partien und es ist absehbar, bis diese frühere Wegzeiten-Anzeige (neben dem ebenfalls schadhafte Möglinger Stundenstein übrigens die letzte im Kreisgebiet!) zusammenbrechen wird.

Ludwigsburg

Gegenüber umliegenden Markungen gab es offenbar auf Ludwigsburger Gemeindegebiet früher recht wenig Gruhen. Das Kartenmaterial, das vor der Jahrhundertwende

entstand, zeigt lediglich bei Hoheneck zwei und bei Poppenweiler vier Standorte von Ruhebänken; vor allem auf den Markungen Oßweil, Pflugfelden und Eglosheim fällt das völlige Fehlen von Gruhen auf. Hoheneck hatte zwei Gruhen an den Zugangswegen vom Ort zur auf der Höhe verlaufenden Straße von Ludwigsburg in Richtung Beihingen und Benningen. Die eine Eintragung in der Karte Marbach von 1898 betrifft die heutige »Ludwigsburger Straße«; etwa in Höhe des heutigen Postamtes (R 35 15 150, H 54 19 210) soll die Ruhebank gestanden sein. Bei der anderen Eintragung an der »Heimengasse« weiß man mit Sicherheit, daß es sich um eine Gruhe handelte: es ist die zwischenzeitlich versetzte, unten näher beschriebene Gruhe an der »Bottwartalstraße«. Auf Markung Poppenweiler waren östlich des Ortes an vielbegangenen Wegen Ruhebänke aufgestellt: Eine am Weg nach Erdmannhausen, etwa 500 Meter vom damaligen Ortsrand entfernt auf der Höhe (R 35 19 940, H 54 19 550), eine weitere an der Straße nach Hochdorf etwa 150 Meter vom heutigen Sportplatz entfernt linkerhand (R 35 20 160, H 54 18 510), und schließlich noch zwei am »Grasigen Weg« in Richtung Lemberg, von denen eine noch steht (s. u.), die andere weiter dem Ort zu (R 35 20 620, H 54 19 110) leider nicht mehr²⁸.

Auch im Favoritepark stehen drei steinerne Bänke; der Höhe nach sind es eindeutig Sitzbänke, den Maßangaben auf den Sturzvorderseiten zufolge zusätzlich Wegmarkierungen an der geraden Wegverbindung von Ludwigsburg nach Monrepos (vgl. dazu O. Spiegler: »Maße an zwei Steinbänken im Favoritepark« Hie gut Württemberg, 33. Jg., Nr. 9/10, 30. 10. 1982).

Gruhe an der »Bottwartalstraße«, Hoheneck (Abb. 28, 29)

Gut sichtbar auf der Ostseite der Straße bei einer Feldwegabzweigung in der Lücke zwischen der Bebauung von Ludwigsburg und dem Stadtteil Hoheneck steht in einem breiten Grasstreifen die Hohenecker Gruhe; wäre sie nicht mit einem etwas untypischen Granitpflaster umgeben, könnte man meinen, sie sei schon immer hier gestanden. Sie wurde jedoch erst 1980 hierher versetzt, da man damals mit einem Ausbau der »Heimengasse« rechnete, was allerdings derzeit nicht mehr aktuell ist. Die »Heimengasse« ist Verbindungsstraße vom Ortszentrum Hoheneck die Klinge herauf zur Straße Ludwigsburg-Freiberg bzw. Benningen. Die Gruhe stand dort etwa 200 Meter oberhalb des letzten Hauses in etwa halber Höhe der Steigung (R 35 15 160, H 54 19 740).

Die Maße (am neuen Standort auf Flst. Nr. 9532 gemessen): Sturz L 190, H 24, T 35; linker Pfeiler H 99, B 19, T 34; rechter Pfeiler H 96, B 19,5, T 33. Der Sturz ist durchweg scharriert, die Kanten sind geringfügig angesplittert. Beide Pfeiler dürften nicht vom alten Standort übernommen sein, vielmehr scheint es sich um Steine ehemals anderer Verwendung zu handeln; die Pfeiler sind gespitzt mit sehr markantem Randschlag, der vermutlich erst bei der Neuaufstellung überarbeitet worden ist. In die gegen die Straße schauende Vorderseite des Sturzes sind zwei zurückgesetzte Inschriftenflächen eingelassen; die Ziffern oder Buchstaben sind mit kräftigen Meißelschlägen unlesbar gemacht, so daß nur noch im rechten Feld (vgl. Abb. 29) bei günstiger Beleuchtung »1814« entzifferbar ist, wobei dies auch spätere Ritzungen sein könnten. Auf der rechten und linken Schmalseite des Sturzes sind Vertiefungen für Ankerbänder zu sehen; daraus ist zu schließen, daß die Gruhe früher wie heute außenbündig mit den Pfeilern aufgestellt war. Derzeit ist der Sturz mit Mörtel auf die Pfeiler aufgesetzt; eine Verdübelung oder Verzapfung erscheint wahrscheinlich. An der rechten Pfeileraußenseite ist – etwas eingetieft – ein Erläuterungsschildchen angebracht.

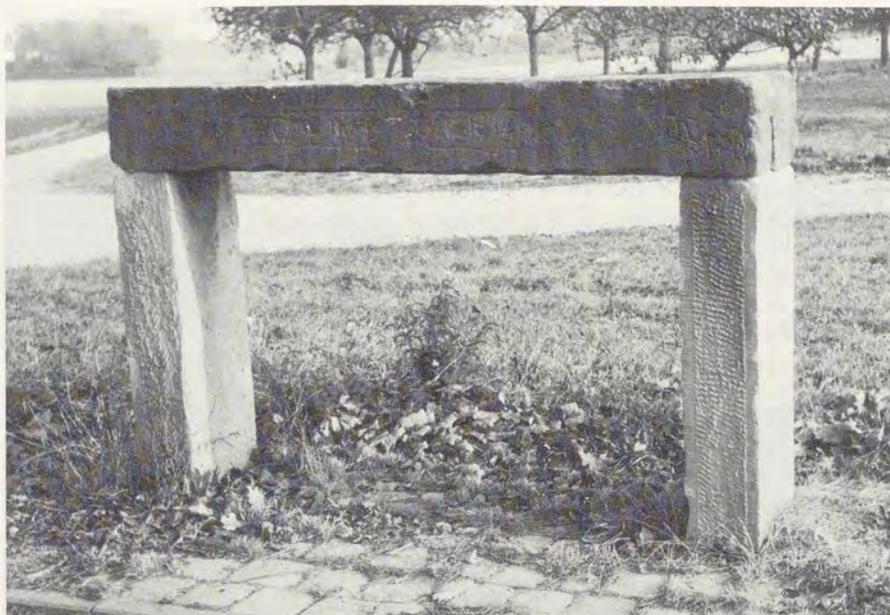


Abb. 28, 29: Ludwigsburg, Gruhe an der Bottwartalstraße (früherer Standort an der »Heimengasse«, Hoheneck)

Grube am »Grasigen Weg«, Markung Poppenweiler (Abb. 30, 31)

Seinen Namen hat der »Grasige Weg« schon seit vielen Jahren zu Unrecht – er müßte besser »Betonweg« heißen. Von Poppenweiler zieht er ziemlich geradlinig nach Osten hinaus durch die Felder zum Wald beim Lemberg. Oberhalb einer Obstwiesensenke, die

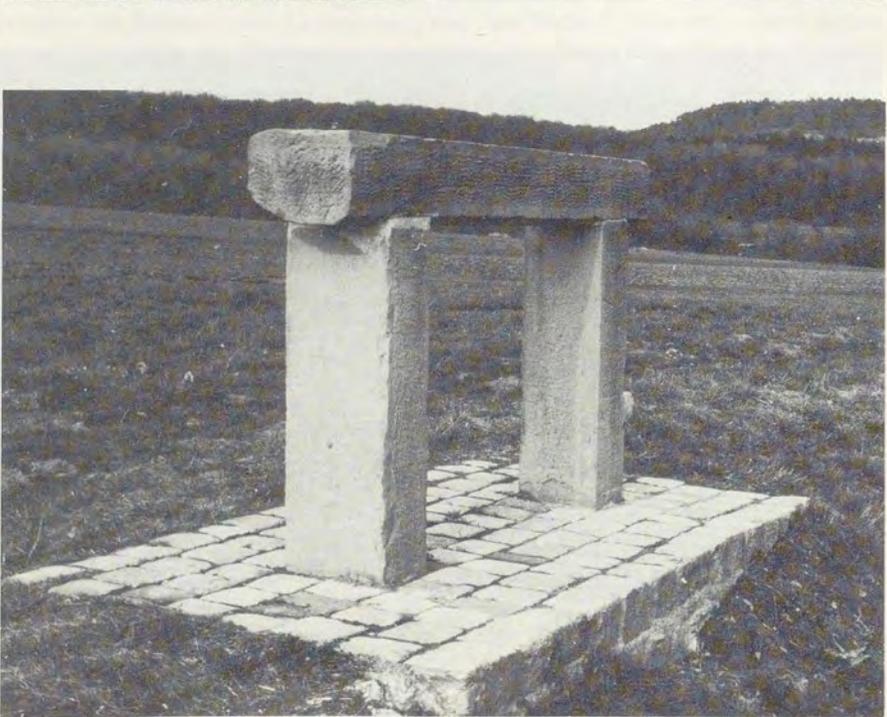


Abb. 30, 31: Ludwigsburg, Grube am »Grasigen Weg«, Markung Poppenweiler.

sich gen Süden zum »Lembachtäle« hinzieht, steht linkerhand bei der Abzweigung des Feldweges Nr. 26 vom Vic. W. 3 etwas erhöht die stabile Schilfsandsteingruhe. Sie wurde 1977 mutwillig beschädigt und 1978 wieder aufgerichtet, dabei wurde zumindest ein Pfeiler durch einen neuen Stein ersetzt und die anderen Quader überarbeitet. Bereits heute ist nicht mehr genau unterscheidbar, was alte Substanz ist und was neu hinzugefügt wurde. Die Maße: Sturz L 206, H (insgesamt) 25, T 32, rechte und linke Seite senkrecht, vorn und hinten Fasenprofil, vorn in den unteren 4 cm, hinten in den unteren 8 cm. Linker Pfeiler H 103, B (insgesamt) 25, in denselben Maßen wie am Sturz Fasenprofil auf der Innenseite. Rechter Pfeiler H 105, identisches Profil wie der linke Pfeiler. Pfeilerabstand (lichte Weite) 116. Die Gruhenquader sind gespitzt und zeigen Randschlag, die Pfeiler sind zum Teil überscharriert, stellenweise auch geflächt. Die Sturzoberfläche ist auffällig uneben – sie wurde lediglich mit dem Zweispitz grob bearbeitet und mit dem Spitzer etwas ausgeglichen. Die Abschrägungen sind stellenweise überarbeitet und sanden – vor allem an der Rückseite – zum Teil stark ab. Auf der Sturzoberfläche sind vermörtelte Dübellöcher zu sehen, Ankerbänder sind nicht angebracht.

Die Gruhe fällt in ihren Maßen und in ihrer Bearbeitung etwas aus dem Rahmen; auch das Granitpflaster der Umgebung fügt sich nicht ganz in das gewohnte Bild von Gruhen ein. Dennoch ist die Gruhe am »Grasigen Weg« ein markanter Punkt, an dem mancher Spaziergänger halt macht und sich überlegt, was diese »zu hoch geratene Bank« wohl zu bedeuten hat.

Marbach am Neckar

Auf Markung Marbach dürfte es früher vier Gruhen gegeben haben, von denen zwei erhalten blieben. Auf den zu Marbach gehörenden Markungen Rielingshausen und Siegelhausen sind keine Gruhenstandorte bekannt⁹.

Berichten älterer Einwohner zufolge soll an der Abzweigung des »Löherlesweges« (Flst. Nr. 2038) von der Affalterbacher Straße südöstlich der Stadt (R 35 20 510, H 54 21 570) bis in die dreißiger Jahre eine Gruhe gewesen sein, die jedoch in älteren Ausgaben der topographischen Karte keine Erwähnung gefunden hat; der Standort an der Abzweigung des früher in Richtung Hochdorf durchgehenden Weges zum »Löherleswald« erscheint allerdings recht plausibel. Die Eintragung »Rhb.« findet man dagegen in alten Kartenausgaben südlich von Marbach an der Poppenweiler Straße wenig außerhalb des heutigen Stadtrandes und kurz jenseits der Kuppe bei der Abzweigung des Feldweges Nr. 71 (R 35 19 300, H 54 21 830). Auch dieser Standort erscheint gut geeignet für eine Gruhe, doch finden sich leider keine Reste.

Gruhe an der Affalterbacher Straße (Abb. 32, 33, 34)

Am heutigen Stadtrand, zu Beginn dieses Jahrhunderts jedoch gut einen Kilometer außerhalb, steht auf der Kuppe bei der neuen Kelter die eine der beiden erhaltenen Marbacher Gruhen (R 35 19 960, H 54 22 060). Bis 1980 stand sie etwa 120 Meter weiter stadteinwärts direkt an der Straße; die Gründe für das Versetzen waren die Reparaturbedürftigkeit und die latent gefährdete Stelle. Schon um 1960 wurde die Sitzbank bei einem Autounfall zerstört. Der heutige Standort im Gewann »Lauerbäumle«/»Vordere Eck« in einem Grünstreifen ist durch die Zufahrt zur Weingärtnergenossenschaft abgerückt von der Straße und gibt Spaziergängern die Gelegenheit, sich auszuruhen. Es fällt auf, daß der jetzige Standort mit seiner Rundumsicht in exponierter Lage eigentlich viel typischer ist als der frühere im oberen Teil der Straßensteigung; welche Gründe für den früheren Standort sprachen, ist nicht bekannt. Die Vorderfront der Gruhe ist auf die

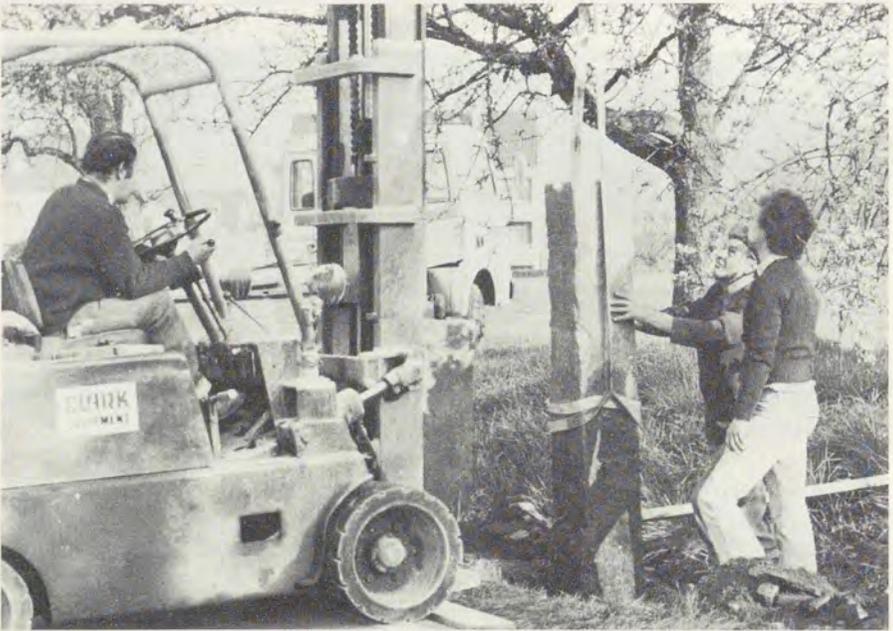
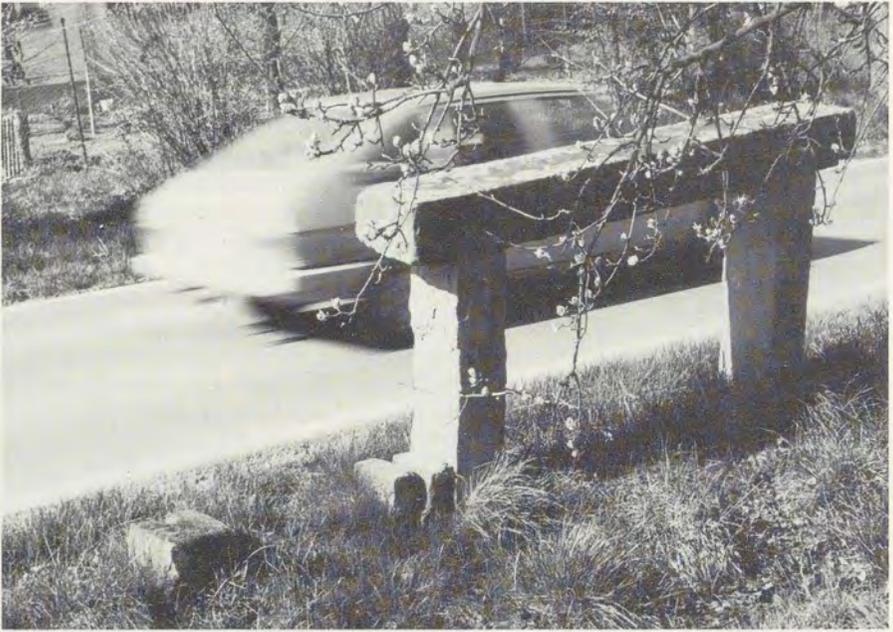
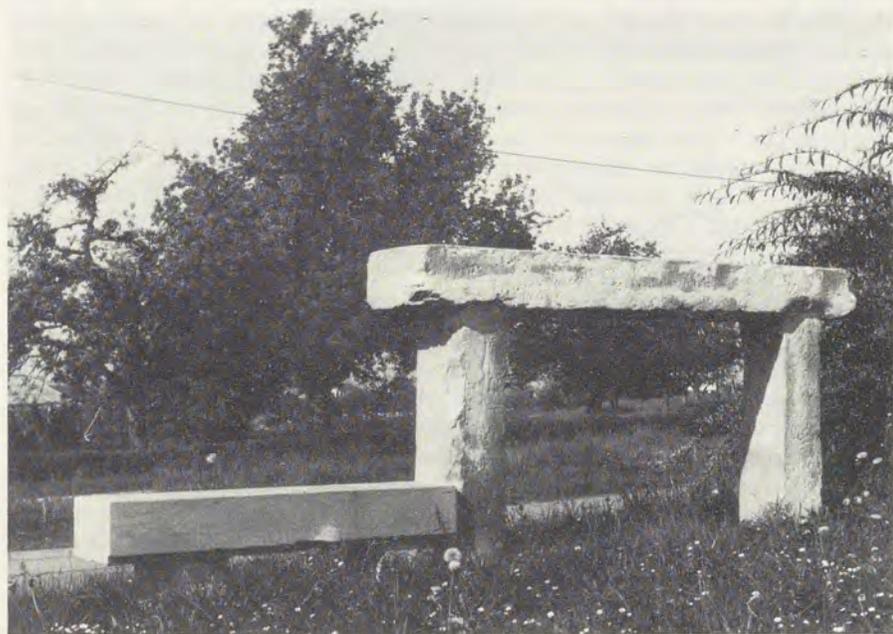


Abb. 32, 33, 34: Marbach, Grube an der Affalterbacher Straße; am alten Standort (1979), beim Umsetzen (April 1980) und am neuen Standort (Rückseite). ▶

Straße ausgerichtet, die 1980 vollständig erneuerte Sitzbank befindet sich rechts des höheren Teils und ruht auf eigenen Pfeilern. Die Maße: Sturz L 232, H 23, T 37; linker Pfeiler H 100, B 23, T 28; rechter Pfeiler H 100, B 24, T 28; Sitzbank (neu) L 132, H 20, T 35; linker Sitzbankpfeiler H 30, B 23, T 31; rechter Sitzbankpfeiler H 32, B 25, T 26. Von den Versetzungsarbeiten (vgl. Abb. 33) her ist bekannt, daß die Pfeiler des höheren Teils eine Gesamtlänge von 205 cm (!) haben und im unteren Teil erweiterten, unregelmäßigen, jedoch grob in quadratisches Maß gebrachten Querschnitt aufweisen. Die Sitzbankpfeiler haben eine Gesamtlänge von über einem Meter. Sturz und Pfeiler zeigen an Ecken und Kanten Beschädigungen; die Schilfsandstein-Quader sind gespitzt und grob scharriert. Die neue Sitzbank ist gesägt und vermutlich Lettenkeupersandstein; auf eine weitere Steinbearbeitung wurde verzichtet, um bewußt zu machen, daß es sich nicht um den Originalstein handelt. Der Sturz ist auf die Pfeiler mit Eisenstiften (Dübeln) aufgesetzt; die durch den gesamten Sturz gemeißelten Löcher waren am alten Standort mit Blei ausgegossen und sind nunmehr vermörtelt. Bei der Wiederaufrichtung wurde auf die Einhaltung der Originalmaße geachtet – die Höhe der Sturzoberfläche über dem Boden beträgt durchschnittlich 130 cm, die der Sitzbank 48 cm.

Grube am »Steinheimer Weg« (Abb. 35)

Die alte Verbindung zwischen Marbach und Steinheim führte nicht über Murr durch das Neckar- und das Murrtal, sondern in fast direkter Linie über die Anhöhe »Galgen«, wiewohl etwa 80 Höhenmeter zu überwinden waren. Die alte Wegführung ist noch zum größten Teil erhalten und zwischen dem »Alten Markt« bei der Alexanderkirche in Marbach und der Anhöhe als Hohlweg ausgebildet. An markanter Stelle im Gewann »Lug« – wo man wirklich gut »auslugen« kann – steht in einem Wegknick, der gleichzeitig Feldwegeinmündung ist (R 35 19 400, H 54 23 420), eine stark beschädigt aussehende, jedoch restaurierte Grube. Von hier aus kann jede Richtung des abknicken-



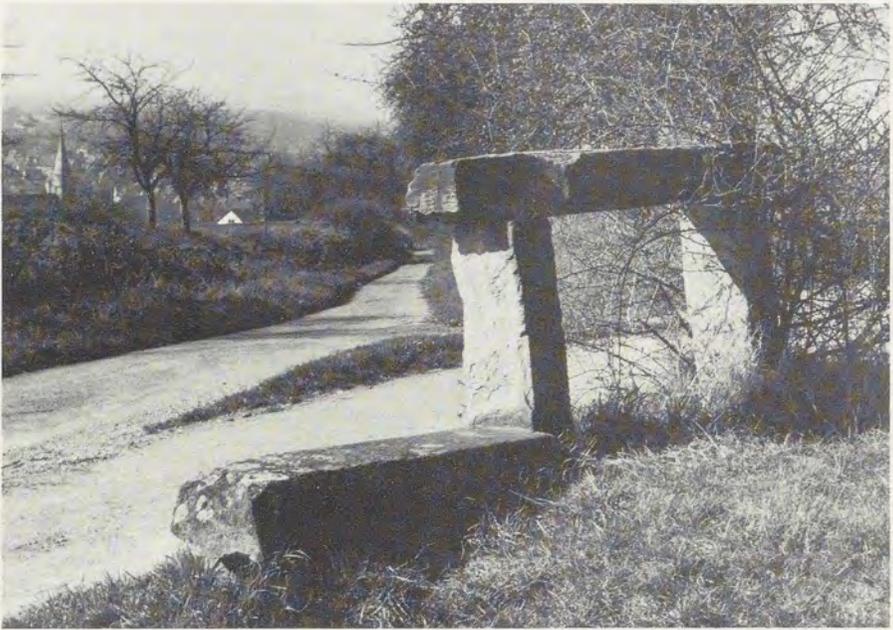


Abb. 35: Marbach, Grube am »Steinheimer Weg« (Rückseite).

den »Steinheimer Weges« ein Stück weit überblickt werden und zudem hat man einen schönen Blick auf Marbach, zum Lemberg und Schurwald sowie nach Westen zum Strom- und Heuchelberg. Die Grube steht auf der Nordseite des Weges an der Böschung, die beim Bau der zur Obstanlage gehörenden Scheuer vor etwa 15 Jahren verändert wurde. Man könnte meinen, die Grube neben dem schönen Heckenrosenbusch stehe hier von alters her unverändert, doch mußte sie 1980 gründlich restauriert werden, da sie umzustürzen und auseinanderzubrechen drohte. Mit der Restaurierung konnte die Grube zwar sicher nicht für ein weiteres Jahrhundert, aber doch zumindest für manches weitere Jahr gesichert werden. Die Maße: Sturz L 202, H 20, T 38; linker Pfeiler H 102, B 23, T 29; rechter Pfeiler H 107, B 23, T 29. Sitzbank rechts des höheren Teils L 125, H 21,5, T 37; linker Pfeiler der Sitzbank H 19, B 20, T 25; rechter Sitzbankpfeiler H 29, B 20, T 27. Lichte Weite der Pfeiler des höheren Teils 132, bei der Sitzbank 76.

Die Schilfsandsteinquader der Grube sind durchweg grob scharriert und an Kanten und Ecken teilweise erheblich beschädigt; vor allem am Sturz hinten rechts fehlt eine größere Partie, so daß die dort einst Halt gebende Klammer ins Leere ging und schließlich auch unten im Pfeiler ausbrach. Auch beide Pfeiler sind an den Kanten beschädigt und sanden ab; die Sitzbank ist rissig entlang Lagerflächen und vor allem oben rechts stark beschädigt. Auf der Oberseite des Sturzes ganz links zeugt ein ca. 1 cm herausschauendes Metallstück (Vierkanteisen) von einer Verdübelung mit den Pfeilern, das rechte Dübelloch ist zugemörtelt. Sturz und Pfeiler sind mit drei gekröpften, hervorragend angepaßten Schmiedeklammern vorn und hinten verbunden; die Klammern sind in die Steinoberflächen eingelassen. Die Sitzbank ist mit dem rechten Pfeiler vorn bündig und mit einer waagrechten Klammer verbunden; in der Sitzbank-Vorderseite ist im rechten Drittel mit kunstvollen Buchstaben »A R« eingetieft.

1980 wurde die stark nach vorn hängende und im Aufbau verschobene Gruhe neu ausgerichtet, in ein Beton-Fundament gestellt und an allen Rissen und Schadstellen mit Spezialmörtel verfügt. Vorerst ist also gegen eindringende Feuchtigkeit usw. vorgebeugt, doch zeigen neue Schadstellen und absandende Partien, daß auch mit modernen speziellen Konservierungsmitteln die Verwitterung nicht aufzuhalten ist. Oft sitzen Spaziergänger auf der Gruhe und klettern Kinder darauf herum – hoffentlich hält sie noch lange Jahre!

Markgröningen

Die sechs Ruhebänke, die in den Erstaussgaben der topographischen Karten mit »Rhb.« verzeichnet sind (vgl. Abb. 36), haben alle einen ähnlichen Abstand von der (früheren) Stadtgrenze von etwa einem Kilometer. Dies war offensichtlich die Entfernung, wo man eine kurze Verschnaufpause am dringendsten nötig hatte und wo die Aufstellung am zweckmäßigsten erschien. Immerhin drei der eingetragenen Gruhen gibt

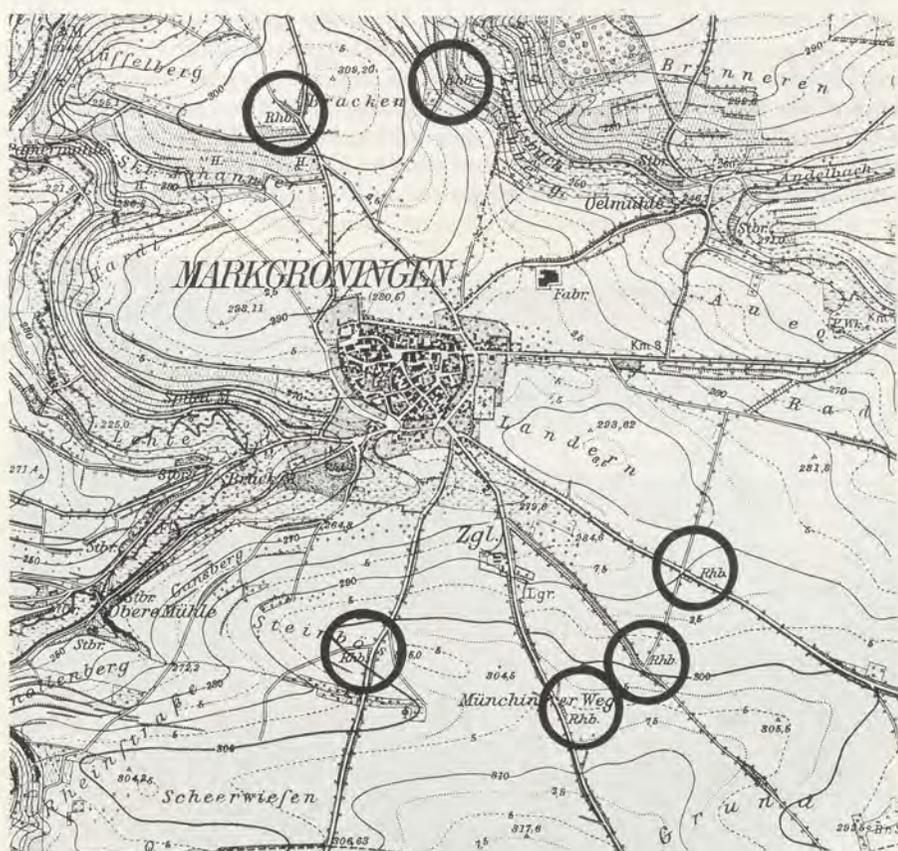


Abb. 36: Gruhen um Markgröningen; drei der in dieser Karte eingetragenen sind noch vorhanden. Auffallend ist hier die ungefähr gleiche Entfernung aller Gruhen zur Stadt. Ausschnitt aus TK 7020 (Ausgabe 1897) und TK 7120 (Ausgabe 1896).

es heute noch; die anderen drei am »Münchinger Weg«, an der »Stuttgarter Hohl« und am »Möglinger Weg« sind seit langem nicht mehr da. Eine weitere Gruhe soll nach Aussagen von Einheimischen – wiewohl nicht eingetragen in den alten Karten – bis etwa 1970 im heutigen Industriegebiet in der Nähe des WLZ-Lagerhauses (ca. R 35 07 000, H 54 18 300) gestanden sein. Da die alte Karte in dieser Gegend nur weglose Feldlage zeigt, ist anzunehmen, daß eine der vorgenannten verschwundenen Gruhen hierher an den Stadtrand versetzt worden war, bevor sie dann bei der Erschließung des Industriegebietes endgültig als übrig angesehen wurde³⁰.

Grube an der »Alten Schwieberdinger Straße« (Abb. 37)

Von Markgröningen führt die »Alte Schwieberdinger Straße« (Vic.W. Nr. 4) – heute zwar gesperrte, dennoch vielbefahrene »Landstraße« alten Stils – über mehrere Kuppen und durch einige Senken der Lettenkeuper-»Ebene« in Richtung Süden. An markanter Stelle auf der ersten Anhöhe im Gewann »Steinböß«/»Schafwiesen« bei der Abzweigung des Feldweges Nr. 197 steht auf der Westseite der Straße die massig wirkende Gruhe (R 35 05 900, H 54 17 660). Abbildung 37 gibt den Zustand von 1982 wieder; zur Zeit der Manuskriptabfassung befanden sich die Steine bei der Renovierung.

Die Vorderfront der in etwa drei Meter Abstand von der Straße etwas erhöht jenseits eines Grabens stehenden Gruhe ist auf die Straße ausgerichtet; am linken Pfeiler zeigt ein quadratisches Zapfloch das frühere Vorhandensein einer spurlos verschwundenen Sitzbank an. Die Maße (vor der Renovierung!): Sturz L 234, H 31, T 40; rechter Pfeiler H 98, B 26, T 35; linker Pfeiler H 102, B 26, T 35. Die Sturzoberfläche hat die früher übliche Höhe von durchschnittlich 135 cm über der Erde! Der Sturz aus Schilfsandstein ist, ohne daß Randschlag erkennbar wäre, sauber gespitzt; die Unterkanten vorn und hinten sind



Abb. 37: Markgröningen, Gruhe an der »Alten Schwieberdinger Straße« im ursprünglichen Zustand, Aufnahme 1982!

mit Ausnahme der Stellen, wo der Sturz auf den Pfeilern aufliegt, faserartig gebrochen. Die rechte und linke Seitenfläche ist im unteren Viertel nach innen abgeschrägt. Der sehr sauber bearbeitete Sturz weist nur geringe Beschädigungen an Kanten und Ecken auf; der einzige grössere Schaden ist an der Stelle einer ausbrechenden Eisenklammer links vorn erst neuerdings aufgetreten. Beide Pfeiler waren ursprünglich wie der Sturz sehr sauber bearbeitet, sind jedoch im Gegensatz zu diesem stark beschädigt. An den Auflageflächen zum Sturz fehlen Teile – vermutlich infolge Ausbrechens der Ankerlöcher. Ein ziemlich weit unten im rechten Pfeiler angebrachter Vermessungsbolzen führte ebenfalls zur Ribbildung. Die dazuhin bröckelnden Pfeilersteine können bei der Renovierung nicht wieder Verwendung finden. Die starken Beschädigungen ließen hervorragend die sauber gearbeitete Zapf-Verbindung zum Sturz erkennen; dennoch war der Sturz früher zusätzlich mit vier Klammern gesichert!

Da die Standfestigkeit nicht mehr gewährleistet war, mußte die Gruhe abgebaut werden. Sie wird am selben Standort wieder erstellt werden, wahrscheinlich sogar wieder mit einer hinzugefügten Sitzbank. Da während der Restaurierungsarbeiten der Sturz auf bisher ungeklärte Weise abhanden kam, ist augenblicklich das weitere Schicksal der Gruhe nicht absehbar.

Gruhe an der Unterriexinger Straße (Abb. 4, 38)

Knapp 100 Meter vom heutigen Stadtrand entfernt zweigt von der Unterriexinger Straße der Feldweg Nr. 27 beim Aussiedlergehöft Ritz nach Nordwesten in die Feldlage »Lettenböden« ab. Direkt an dieser Abzweigung steht an der nordseitigen Böschung die Gruhe, von wo aus man einen freien Blick bis zur Stadt hat (R 35 05 670, H 54 19 450). Die Vorderfront ist nach Süden ausgerichtet, die Sitzbank am linken Pfeiler angesetzt. Die Maße der Schilfsandstein-Gruhe: Sturz L 174, H (insgesamt) 22, T 38, beide Seiten



Abb. 38: Markgröningen, Gruhe an der Unterriexinger Straße.

senkrecht, vorn unten Fase von 7 cm Höhe, hinten unten Fase von 4 cm Höhe; seitliche Fasen vermutlich bei früherem Umbau wegen Schäden beseitigt. Rechter Pfeiler H 100, B 29, T 28; linker Pfeiler H 85, B 27, T 26. Sitzbank L 70,5, H 18, T 24,5. Differenz Sturzoberfläche – Sitzbankoberfläche 82 cm.

Der Sturz ist stark brüchig, vor allem an der Unterseite, und wird wohl nur noch wenige Jahre überdauern. Alle Flächen sind mit Randschlag versehen, gespitzt und gekrönel. Auf der Unterseite fällt im rechten Drittel eine ca. 7 cm tiefe, rechteckige Vertiefung auf – vermutlich ein früheres Zapfloch, das aber nur dann einen Sinn ergäbe, wenn man annimmt, daß der Sturz einstens links länger war und an einem dortigen Zapfloch abgebrochen ist. Das früher sicher umlaufende Steilfasenprofil, das an beiden Seiten zerstört und mit viel Mörtel ergänzt wurde, vermag diese Annahme zu erhärten. Auch auf der Vorderseite bröckelt der Sturz stark ab; die vordere obere Kante zeigt unregelmäßige wellenförmige Einmuldungen, was auf früheres Sensen- und Sichelschärfen hindeuten dürfte.

Auch beide Pfeiler haben schadhafte Stellen und bröckeln ab. Der Sturz ist auf der rechten und linken Außenseite mit je einer Eisenklammer mit den Pfeilern verbunden. Die Ankerlöcher im Sturz sind jedoch mit Sicherheit nicht von Anfang an so gearbeitet worden, da sie nur wenig Halt gewähren.

Die Sitzbank aus Schilfsandstein ist grob gespitzt und mittels einer massiven Zapfverbindung am linken Pfeiler des höheren Teils angesetzt. Die hintere obere Kante ist stark beschädigt. Der Stützpfeiler der Sitzbank ist im Boden verborgen, dürfte jedoch ebenfalls angezapft sein.

Reparaturarbeiten an dieser Gruhe sind aussichtslos; man sollte sich daher darauf einstellen, daß die Gruhe in etlichen Jahren durch eine neue an gleicher Stelle ersetzt werden muß, wenn man auf diesen gewohnten Blickfang an der Unterriexinger StraÙe nicht verzichten will.

Gruhe am »Talerweg« (Abb. 39)

Der »Talerweg« führt von Markgröningen nach Norden ins Leudelsbachtal hinab; heute ist die Ebene bis an die Talkante bebaut. Als gehölzbestandener Hohlweg führt der »Talerweg« (Vic.W. 12) im oberen Hangbereich steil hinab und schwenkt nach etwa 100 Metern in genau nördliche Richtung um. Eben dort im Wegknick in der Außenkurve an der Böschung steht erhöht über dem Weg an der Grenze zu Flurstück Nr. 1693 oberhalb der »Sauhalde« am Rand des dortigen Schluchtwaldes die wohlproportionierte Gruhe (R 35 06 170, H 54 19 510): Die Vorderfront schaut zum asphaltierten Weg herab; ein Zapfloch im rechten Pfeiler und drei umherliegende Steinbrocken, darunter der Teil mit der Zapfverbindung, beweisen die frühere Existenz einer Sitzbank. Da die Gruhe heute an einer mit Robinien- und Eschenaufwuchs bewachsenen Böschung steht und von vorn schlecht zugänglich ist, muß ein früheres Plateau o.ä. angenommen werden.

Die Maße der gespitzten und geflächten Gruhe: Sturz L 229, H (insgesamt) 24, T 43, umlaufendes Fasenprofil in den unteren 7 cm. Linker Pfeiler H 90, B 23, T 26; rechter Pfeiler H 76, B 21,5, T 28,5. Kanten und Ecken des Sturzes sind stellenweise beschädigt, auf der Rückseite stark. Die hintere obere Kante zeigt – wie bei der vorgenannten Gruhe erwähnt – »Wellenschliff«, der als Wetzspur zu deuten oder aber eventuell auch mit kultischen Handlungen zu erklären ist. Auf letztere Möglichkeit könnten auch einige unregelmäßige Vertiefungen auf der Oberseite des Sturzes hindeuten: aus anderen Gegenden ist bekannt, daß sich Schäfer (Markgröningen ist alte Schäferstadt!) an Denksteinen, Feldkreuzen etc. Sand beschafften, um diesen über die Herde zu streuen. Man wird dies wohl kaum endgültig klären können, als Zierelemente jedoch können die Einbuchtungen nicht geschaffen worden sein.



Abb. 39: Markgröningen, Grube am »Talerweg« (Rückseite).

Die Pfeiler sind sauber bearbeitet (gespitzt und geflächt) und zeigen keine größeren Schäden; nur der rechte Pfeiler beginnt abzusanden. Der Sturz ist mit vier geschmiedeten Ankerklammern, welche sich dem Fasenprofil anschmiegen, vorn und hinten mit beiden Pfeilern verbunden. Auffallend ist, daß der Sturz rechts 43 cm, links 46 cm über die Pfeileraußenseiten übersteht, was jedoch zweifelsohne seit der Erstellung so ist.

Die Grube am »Talerweg« wirkt recht mächtig, was durch den geringen Pfeilerabstand bewirkt und durch den erhöhten Standort verstärkt wird. Die Sitzbank dürfte vermutlich recht lang gewesen sein, da das Sitzen auf einer kurzen Bank wegen des weit überstehenden Sturzes kaum möglich, mit Sicherheit jedoch unbequem gewesen sein dürfte. Es wäre wünschenswert, wenn eine neue Sitzbank angebracht würde, die von Spaziergängern an diesem steilen Weg sicher angenommen werden würde. Zudem sollte das aufkommende Gebüsch vor der Grube kurzgehalten werden, damit der Ausblick erhalten bleibt und die dominierende Stellung weiterhin voll zur Geltung kommt.

Grube im Gewann »Beim Brünnele«, Unterriexingen (Abb. 40)

Das Brünnele gibt es leider nicht mehr; nur noch eine vernäzte Stelle in den Obstwiesen südlich von Unterriexingen gibt die ungefähre Stelle an. Der Weg, an dem die Grube steht, ist ein alter Fernverkehrsweg und heute im Gelände zwischen Hemmingen, dem Aichholzhof und Unterriexingen, wo er an einer Furt die Enz querte, teils als Feldsträßchen, teils als Fußweg, stellenweise aber auch nur als gebüschbestandene Hohle noch gut erkennbar, wo nicht – wie auf Markung Hemmingen – frühere Bereinigungsmaßnahmen seinen Verlauf tilgten. Das heutige Asphaltsträßchen zwischen Aichholzhof und Frauenkirche durchzieht einen der schönsten Streuobstwiesenbestände des Landkreises; leider sind gerade bei der Grube vor einigen Jahren eine Reihe herrlicher Mostbirnbäume – da derzeit nur wenig nutzbringend – umgehauen worden. Etwa einen Kilometer südlich der

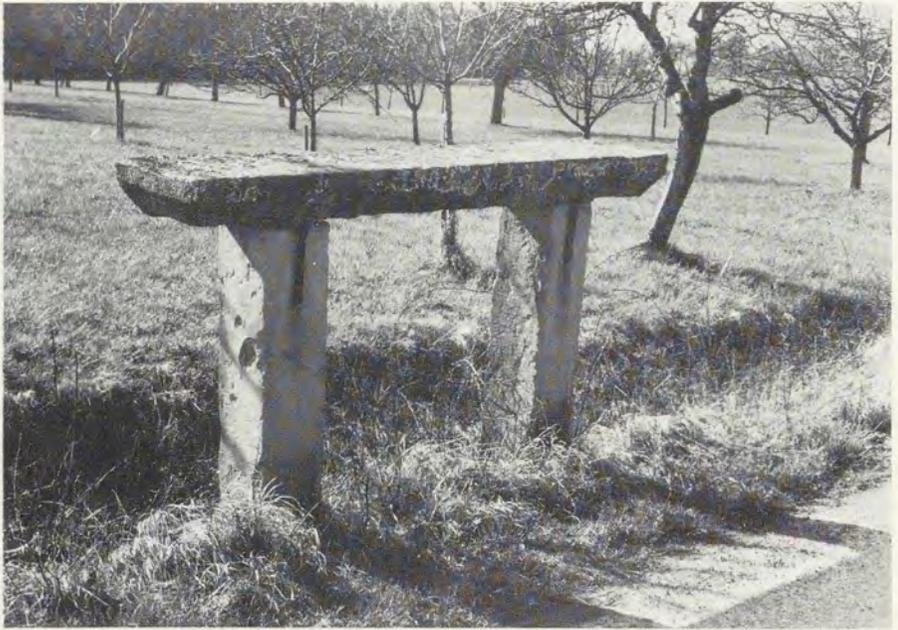


Abb. 40: Markgröningen, Gruhe am Gewann »Beim Brünnele«, Markung Unterriexingen.

Frauenkirche sieht der Spaziergänger rechterhand im Grasrain vor dem Wassergraben die Gruhe, die der zuletzt genannten in den Maßen und Proportionen ähnelt (R 35 03 930, H 54 20 720)³¹: Sturz L 215, H (insgesamt) 17, T 43, umlaufendes Steilfasenprofil in den unteren 10 cm. Linker Pfeiler H 104, B 24, T 26; rechter Pfeiler H 192, B 24, T 26; Pfeilerabstand (lichte Weite) 102. Die aus Schilfsandstein gefertigte Gruhe zeigt durchweg Scharrierung; der Sturz ist mit den Pfeilern mittels vier Ankerklammern, welche sich dem Fasenprofil anpassen, verbunden. In einer aufklaffenden Fuge zwischen Sturz und linkem Pfeiler ist zudem eine Zapfverbindung sichtbar. Auf eine frühere Sitzbank weist nichts hin.

Der Sturz ist lediglich im Bereich der Ankerlöcher durch Aufsprengungen infolge Rostbildung beschädigt, die Pfeiler zeigen Frostabplatzungen und sanden stellenweise etwas ab. Die Schäden können jedoch dauerhaft nicht repariert werden, weshalb außer kleineren Verfügungsarbeiten nichts zur Sicherung unternommen werden kann.

Hoffentlich bleibt die Gruhe in dieser herrlichen Umgebung noch lange erhalten – sie würde zweifelsohne dem heimatkundlich interessierten Spaziergänger fehlen!

Möglingen

Von sieben bekannten früheren Gruhen auf Markung Möglingen sind vier in der topographischen Karte 1 : 25 000, Blatt 71 20 Leonberg, Ausgabe 1896 eingetragen. Bis in die heutige Zeit hat sich nur der Sturz der zuletzt genannten Gruhe halten können³²:

– Eine Gruhe stand – recht ortsnah – nördlich des Ortes in der Senke des oberen Leudelsbachtals, hier Furtbachtal genannt. 100 Meter entfernt von der Mühle stand

sie an der Abzweigung des Weges zur Kelter an der Asperger Straße (R 35 09 350, H 54 17 840). Heute zweigt dort die Zufahrt zur Reithalle und zum CVJM-Heim ab. Die Gruhe war die einzige auf Markung Möglingen, welche neben dem hohen Stein noch eine niedere Sitzbank hatte; in den 50er Jahren wurde sie wegen Baufälligkeit beim Straßenausbau entfernt.

- Die zweite Gruhe stand – ebenfalls recht ortsnah – oberhalb der Steigung unweit des südlichen Ortesendes an der Stammheimer Straße linkerhand an einem Steinlagerplatz (R 35 09 720, H 54 16 120). Die Stelle liegt nordöstlich des heutigen Wasserturms im Bereich des Straßeneinschnittes. Von diesem Standort wurde sie in den 20er Jahren versetzt um etwa 40 Meter auf die andere Straßenseite an die etwas weiter südliche Wegabzweigung beim sogenannten »Spitzacker« (R 35 09 690, H 54 16 080), bis sie in den 60er Jahren im Zusammenhang mit dem Umgehungsstraßenbau und der Veränderung der Stammheimer Straße beseitigt wurde.
- An der eben genannten Wegabzweigung beim »Spitzacker« zweigte der »Kornwestheimer Weg« nach Südosten ab und führte als stellenweise tiefer Hohlweg auf die »Kornwestheimer Höhe«. Am Ende dieses Hohlweges, etwa einen Kilometer entfernt von der Wegabzweigung, stand bis 1937 eine weitere Gruhe (R 35 10 500, H 54 17 700). Beim Bau der Autobahn ging sie verloren; die Stelle liegt heute östlich der Autobahn nahe der dortigen Unterführung des Hauptwirtschaftsweges. Auch der schöne Hohlweg wurde damals zugeschüttet; heute dehnt sich rechts und links der Autobahn nur kahle Feldflur.
- Etwas westlich der heutigen Stammheimer Straße verläuft der wohl ältere »Stammheimer Weg«, abzweigend beim heutigen Wasserturm. An diesem auch »Zwerweg« genannten Feldweg stand im Gewann »Mittlere Höhe« im Bereich eines kurzen Hohlwegstückes die vierte Möglinger Gruhe (R 35 09 800, H 54 15 130). Die Stelle liegt westlich der heutigen Autobahnunterführung der Stammheimer Straße. Auch diese Gruhe einschließlich des Hohlwegstückes ist bei der Feldbereinigung anlässlich des Autobahnbaus 1937 untergegangen.
- Der »Kirchweg« führt früher wie heute in fast unveränderter Lage vom Ortskern nach Süden in die Feldflur. Etwa einen Kilometer vom Ort entfernt an einer Stelle, »Kürteich genannt«, stand auf der linken Wegeseite an einer Böschung eine weitere Gruhe. Fährt man heute den asphaltierten Hauptwirtschaftsweg durch die Felder, so sehnt man sich geradezu nach einem Blickfang etwa in Form eines schattenspendenden Birnbaumes mit einer Gruhe darunter!
- Auch an der Schwieberdinger Straße, etwa dort, wo heute die Umgehungsstraße und die Einfahrt nach Möglingen zusammentreffen, stand rechterhand eine Gruhe in markanter Höhenlage mit weiter Aussicht (R 35 09 350, H 54 15 450). Auch hier an dieser wenig ansprechenden Straßengabelung, wo etwas verloren in einem Grünstreifen ein Stundenstein (allerdings stark beschädigt) die Zeiten überdauert hat, könnte man sich einige Bäume und eine neue Gruhe gut vorstellen.
- Die letzte Möglinger Gruhe schließlich stand bis etwa 1970 beim »Hasenkreuz« rechts der Straße nach Markgröningen bei der Abzweigung des Weges zum »Heiligen Wiesle« (R 35 08 750, H 54 16 970). Die Stelle war früher vom Ortsrand nahezu einen Kilometer entfernt; heute sind Neubaugebiete bis etwa 100 Meter herangerückt. Der noch vorhandene, im Bauhof der Gemeinde gelagerte Sturz soll auf zwei neuen Pfeilern in der Nähe des 1980 an der Böschung links der Markgröninger Straße neu aufgestellten »Hasenkreuzes« wieder Verwendung finden.

Mundelsheim

Auch auf Markung Mundelsheim ist nur die Erinnerung an frühere Gruhen geblieben³³: Erst in den frühen sechziger Jahren ist – vermutlich im Zuge von Wegbauarbeiten bei einer Rebflurbereinigung – eine Gruhe unweit der »Ziegelhütte« verschwunden; sie stand am alten Postweg Marbach–Richtung Heilbronn, der auf der Höhe östlich von Mundelsheim vorbeizieht (etwa bei R 35 16 000, H 54 29 500). Alte Mundelsheimer glauben sich an eine weitere »Krugstatt«, wie man sie in der Mundelsheimer Gegend nennt, zu erinnern und zwar an derselben Wegverbindung weiter nördlich in Richtung Ottmarsheim. Sie soll nahe der Markungsgrenze auf der Höhe gegen Ottmarsheim gestanden sein, also an der heutigen Landesstraße zwischen Autobahnanschlußstelle Mundelsheim und Kirchheim, etwa bei Punkt R 35 14 900, H 54 30 450. Leider war die Suche nach Resten der Gruhen an den angegebenen Stellen, die übrigens durchaus plausibel erscheinen, vergeblich.

Murr³⁴

Von der Markung Murr sind vier Gruhenstandorte bezeugt, erhalten geblieben ist eine Gruhe. In der Ausgabe 1889 des Blattes Marbach der topographischen Karte 1 : 25 000 sind zwei Stellen vermerkt: Die eine an der sogenannten »Blattertkreuzung« (R 35 18 490, H 54 24 600) im Südwesten von Murr, die andere an einem nicht mehr existenten Feldweg vom Ort zu den Weinbergen am »Wacholderberg« etwa halbwegs zwischen Ort und »Honatskelter« im Gewann »Ettich« (R 35 18 720, H 54 25 770). Die heute noch vorhandene Gruhe am »Lindenweg« ist auffallenderweise in der oben erwähnten Kartenausgabe genausowenig verzeichnet wie eine weitere beim heutigen Friedhof an der Höpfigheimer Straße an der Zufahrtsstraße zu den »Sonnenhöfen« (R 35 18 400, H 54 25 060), die in späteren Kartenausgaben auftaucht, heute aber ebenfalls fehlt. Die erstgenannte bei der »Blattertkreuzung« ist älteren Einheimischen noch in Erinnerung; sie sei auf der Nordwestseite der Kreuzung bei einigen Büschen gestanden, jedoch recht baufällig gewesen. Diese Gruhe dürfte in den 50er Jahren beim Ausbau der Kreuzung abgebrochen worden sein.

Gruhe am »Lindenweg« (Abb. 41)

Es fällt auf, daß die für den Verkehr früher wie heute wichtige »Blattertkreuzung« weitab vom Murrer Ortszentrum liegt; dies ist begründet in der topographisch günstigen Lage der Kreuzung zweier früher bedeutsamer Fernverkehrsverbindungen. Der Lindenweg ist die Verbindung vom Murrer Schafhaus an der Hauptstraße nahe des Ortsmittelpunktes zu dieser »Heerstraße« genannten Fernverbindung in Richtung Höpfigheim und mündet bei der markanten Baumgruppe des »Zigeunerwäldles« bei der flachen Senke des Riedbachgrabens in dieselbe ein. Unmittelbar dort, wo der »Lindenweg« (Vic. W. 7/2 / Flst. 33 14/2) den Riedbach quert, steht linkerhand die Murrer Gruhe (R 35 18 520, H 54 25 300). Die Abbildung 41 wurde bereits 1980 aufgenommen, heute ist die Gruhe in die stilwidrige »Grünanlage« vollkommen eingewachsen. Die Maße: Sturz L 251, H 16, T 36; linker Pfeiler H 117, B 21, T 29; rechter Pfeiler H 118, B 17, T 30; Pfeilerabstand (lichte Weite) 106; Sturz links 59 cm, rechts nur 49 cm überstehend.

Hinweise auf eine frühere Sitzbank sind nicht zu finden. Die aus Schilfsandstein gearbeitete Gruhe zeigt einen überaus präzisen Randschlag, die Flächen sind gespitzt und überbeilt. Der Sturz ist rechts unten entweder beschädigt oder als Bruchfläche belassen und sandet geringfügig ab; an der vorderen linken und an der hinteren rechten Ecke sind



Abb. 41: Murr, Grube am »Lindenweg«.

braune Eisenoolith-Stellen zu sehen, die Reste von Klufffüllungen sind. Der linke Pfeiler ist gut erhalten, der rechte dagegen in etwa 30 cm Höhe über dem Erdreich geborsten; zur Stabilisierung der Bruchstelle sind innen und außen am Pfeiler zwei Flacheisen eingerammt und zwei Stahlbänder angebracht – eine zwar etwas verunstaltende, doch überaus praktische Reparaturmethode. Der Sturz ist mit den Pfeilern durch vier gekröpfte, geschmiedete Bandanker verbunden, welche sich genau der Fuge zwischen dem Sturz und den wesentlich schlankeren Pfeilern anpassen und – wie früher für derartige Handarbeiten üblich – Schmiedestempel zeigen. Die Ankerlöcher sind mit Blei ausgegossen – die auch heute noch haltbarste und witterungsbeständigste Verfüugungsmethode.

Die Grube, die früher den vom Feld heimgehenden Bauern das Abstellen der Lasten und sicher auch das Ausruhen auf einer Holzbank erlaubte, steht heute an dem etwas lieblos gestalteten Ortsrand von Murr zwischen Hochhäusern, Gewächshäusern und Tennisplätzen. Dringend zu wünschen wäre, daß die unpassende Schneebereen-Pflanzung einschließlich der Betonplatteneinfassung entfernt wird. Dafür wären einige hochwachsende Schattenbäume angebracht!

Oberriexingen

Von drei Gruhen, die es früher auf Markung Oberriexingen gab, ist noch eine erhalten. Die zwei verschwundenen standen am »Großmottenweg«, der vom Ort nach Nordwesten den Berg hinaufzog auf die Hochfläche. Dort, wo sich dieser Weg mit dem von Vaihingen herziehenden Querweg, welcher in Richtung Großsachsenheim weiterlief, traf, stand eine Grube; sie ist älteren Einheimischen noch erinnerlich und erst in den

50er Jahren beseitigt worden (R 35 01 010, H 54 21 850). Eine weitere Gruhe stand an demselben Weg weiter der Stadt zu oben auf der Höhe, von wo aus man einen weiten Blick ins Enzthal hat. Diese Gruhe neben einem gewölbten Feldhüterunterstand ist erst 1982 bei Erschließungsarbeiten des zur Zeit dort entstehenden Baugebietes abhanden gekommen (R 35 01 640, H 54 21 460), was sehr zu bedauern ist. Den Schilderungen Einheimischer zufolge muß dies ein recht idyllisches Plätzchen gewesen sein³⁵.

Gruhe an der Mühlstraße (Abb. 42)

Die noch bestehende Gruhe ist nordwestlich von Oberriexingen an der verlängerten Mühlstraße zu finden. Dieser Weg (Vic.W. 6) ist zwar im freien Feld nicht mehr ganz in seinem alten Verlauf zu befahren, doch kommt man auf einem kleinen Umweg nach Vaihingen oben auf der Höhe an die dortige Kehlstraße, wo ebenfalls eine Gruhe steht. An diesem Verbindungsweg also, der heute asphaltiert ist, steht etwa 500 Meter vom derzeitigen Ortsrand entfernt bei einer Feldwegabzweigung (Gewohnheitsweg entlang der Grenze der Flurstücke Nr. 4056 und 4058) in ungefähr 200 Meter Entfernung von einem Aussiedlerhof die mächtige, gedrungen wirkende Gruhe. Der Standort ist nicht besonders markant, die Steigung des Weges ist nicht erheblich und doch macht man hier im freien Feld auf einem so weiten Weg zur nächsten Stadt auch heute als Spaziergänger gern eine Pause. Noch attraktiver wäre das Plätzchen, wenn die Apfelbäume, welche bis vor zwei Jahren in unmittelbarer Nähe der Gruhe Schatten spendeten, noch da wären! Heute nun beginnt direkt hinter der Gruhe, welche parallel zum abzweigenden Weg ausgerichtet ist und in einem Grasstreifen steht, das Ackerland. Besonders im Winterhalbjahr steht die Gruhe nunmehr ziemlich verloren in der freien Flur (R 35 01 160, H 54 21 275). Die Sitzbank ist an den linken Pfeiler des höheren Teils angesetzt. Die Maße: Sturz L ca. 220 (rechte Seite unregelmäßig) H 27, T 48; rechter Pfeiler H 65, B 19, T 30; linker Pfeiler H 75, B 28, T 23,5; Sitzbank L 138, H 24, T 44; der Stützpfeiler der Sitzbank ist im Boden verborgen.



Abb. 42: Oberriexingen, Gruhe an der »Mühlstraße«.

Die Sturzoberfläche zeigt keine Bearbeitungsspuren mehr, da sie im Lauf der Zeit abgewittert ist; auf der Vorder- und Rückfront sind Scharrierungsspuren sichtbar. Rechts endet der Sturz mit einem ganz unregelmäßigen Bruch; dies dürfte eine natürliche Bruchstelle sein, wie sie bei der Steingewinnung im Steinbruch entsteht. Kanten und Ecken des Sturzes sind von vielen kleinen Beschädigungen im Lauf der Zeit gerundet und angesplittert. Beide Pfeiler sanden stellenweise geringfügig ab. Die Art der Befestigung des Sturzes auf den Pfeilern ist nicht sichtbar; die Fugen sind mit Mörtel ausgefüllt. Da die Gruhe keine Ankerbänder besitzt, ist von einer massiven Verzapfung auszugehen. Die Sitzbank ist grob scharriert und an den Kanten leicht beschädigt; die Befestigungsart am linken Pfeiler ist nicht sichtbar, so daß ebenfalls eine Verzapfung zu vermuten ist. Die Differenz Sturzoberfläche – Sitzbankoberfläche beträgt 87 cm.

Die Gruhe dürfte hohes Alter haben und ist wegen ihrer soliden Bauart nach wie vor in gutem Zustand. Ausbesserungen sind nicht erforderlich, gegen die Absandungen kann wirksam nichts unternommen werden. Um gegen aufsteigende Bodenfeuchte vorzubeugen, sollte die Sitzbank besser freigelegt werden, so daß sie auch wieder zum Sitzen einlädt. Die Pflanzung eines Baumes wäre dem Gesamtbild recht dienlich!

Oberstenfeld

Oberstenfeld hatte einst fünf Gruhen – die letzte an der Beilsteiner Straße ist jedoch schon vor dem ersten Weltkrieg verschwunden³⁶; sie stand am heutigen Ortsausgang nahe der Abzweigung des Feldsträßchens zum Forstberg (etwa R 35 23 280, H 54 32 510). Wer aus Richtung Gronau kam, konnte seine Last an der alten Gronauer Straße (heute Kreuzstraße, Verbindungsstraße links der Bottwar) abstellen; die Gruhe stand dort, wo der Weg in die Weinberge an der Scheiterburg abzweigt (R 35 24 530, H 54 32 380). Eine weitere Gruhe war an der Straße zum Lichtenberg etwa 200 Meter vor dem Wald aufgestellt – etwa dort, wo der birnbaumgesäumte Fußweg direkt zur Burg Lichtenberg abzweigt (R 35 24 070, H 54 31 260); eine Stelle übrigens, von wo aus man einen weiten Blick über Oberstenfeld und das Bottwartal hat und wo eine Ausruhegelegenheit auch heute noch angezeigt erscheint. Die vierte Gruhe stand an der Straße in Richtung Großbottwar im Bereich der Kuppe am heutigen Ortsrand, die vor kurzem abgeflacht wurde (R 35 23 040, H 54 31 120). Von dieser früher fernab vom Ortsrand gelegenen Gruhe konnte man sowohl zum Ortsrand als auch bis zu den ersten Häusern des Sauserhofs schauen. Die fünfte Gruhe schließlich im Westen von Oberstenfeld wird hauptsächlich den vom Forstberg kommenden Wengertern gedient haben – sie stand im Gewann »Stock« in der Nähe des heutigen Wasserhochbehälters (35 22 890, H 54 32 110) am Feldsträßchen vom Ortskern zu den Obstwiesen im Gewann »Hagenloch« und zum Forstberg.

Auf der Höhe östlich von Oberstenfeld steht im Wald die »Krugeiche« (R 35 25 820, H 54 32 050) – ob der Name, dessen Herkunft nicht bekannt ist, wohl etwas mit »ausgruen« – in Oberstenfeld mit hartem »k« ausgesprochen! – zu tun hat?

Pleidelsheim³⁷

Wiewohl in älteren Kartenausgaben für die Markung Pleidelsheim keine Hinweise zu finden sind, gab es bis ungefähr 1960 östlich von Pleidelsheim eine Gruhe. Sie stand am Riedbach am »Bottwarer Weg«, der etwa vom heutigen Rathaus nach Nordosten durch die Felder auf den »Wacholderberg« und nach Höpfigheim führte. 1945 war die Gruhe defekt, der Sturz wurde auf Veranlassung des heutigen Ortsarchivpflegers D. Pfeiffer

Grube bei der »Kelterschule«, Neckarrems (Abb. 44, 45)

Einen recht dürftigen Eindruck machen die »Fragmente« der einzigen im Gemeindegebiet überkommenen Grube in einer kleinen Grünanlage an der Nordseite der Kelterschule in Neckarrems (R 35 20 510, H 54 14 750). Der Archivar der Gemeinde, Herr

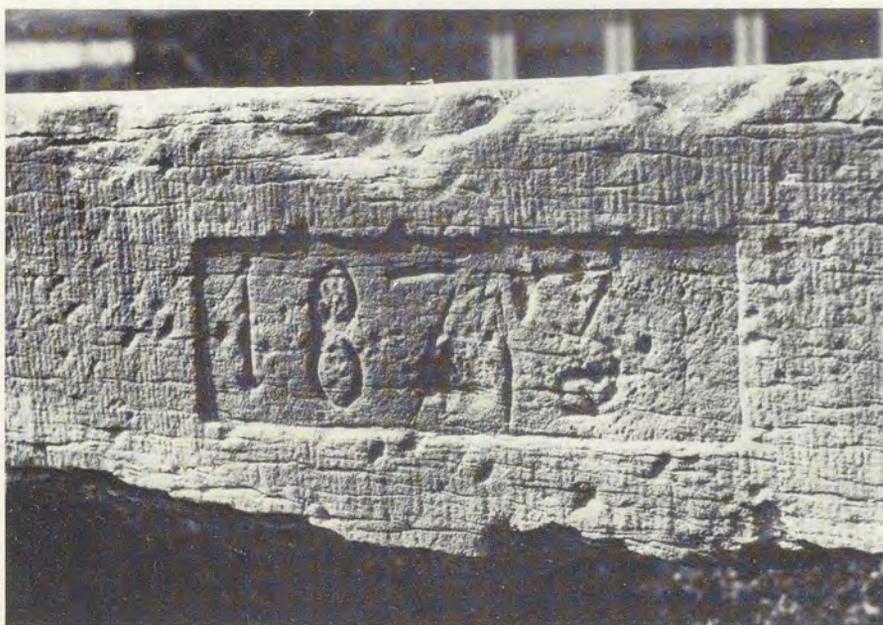


Abb. 44, 45: Remseck, Grube bei der »Kelterschule«, Neckarrems; früherer Standort an der Schwaikheimer Straße.

Heinz Pfitzenmayer³⁸ hat sie gerettet, als sie um 1956 anlässlich der Erweiterung des Wasserhochbehälters an der Schwaikheimer Straße (R 35 20 770, H 54 15 020) weichen mußte; die Pfeiler allerdings zerfielen damals wegen weit fortgeschrittener Verwitterung. Im Frühjahr 1982 wurde der stark beschädigte und insgesamt nicht gut erhaltene, aber immerhin gerettete Schilfsandstein-Sturz am oben genannten Standort auf zwei Buntsandsteinpfeiler (insoweit allerdings nicht gerade stilgerecht) aufgelegt und bildet so zusammen mit verschiedenen alten Markungssteinen ein kleines »Lapidarium«. Bemerkenswert sind an dem Sturz mit den Maßen L 193, H 24 und T 36 mehrere symmetrisch angeordnete Löcher, von denen zwei auf jeder Seite von der Oberseite bis unten mit rechteckigem Querschnitt durchgehen und je eines als Vertiefung den Eindruck macht, als habe es einen Metallhaken gehalten, der durch das danebenliegende Loch nach unten ging. Der Zweck der Lochungen, welche in dieser Art nirgends sonst beobachtet wurden, ist nicht bekannt; man könnte jedoch daraus schließen, daß der Stein einst doch einem anderen Verwendungszweck diene. In der Mitte der Vorderfront ist in einer etwas zurückgesetzten Fläche mit wenig kunstvollen Ziffern die Jahreszahl 1823 eingetieft. Sofern dies das Entstehungsjahr ist, überraschen die Plumpheit der Formen und Zahlen sowie die geflächten Oberflächen – eine Bearbeitungsart, die zu jener Zeit nur selten angewandt wurde.

Sachsenheim

Im weitläufigen Gemeindegebiet von Sachsenheim gibt es heute keine Gruhen mehr, auch scheinen sie früher dort rar gewesen zu sein³⁹.

Östlich von Großsachsenheim sind in der Ausgabe 1897 der topographischen Karte 1 : 25 000, Blatt Bietigheim, zwei Standorte von Ruhebänden (»Rhb.«) eingezeichnet, nördlich von Kleinsachsenheim drei. Demnach stand eine an der Straße Großsachsenheim–Bietigheim wenig außerhalb des Ortsrandes bei einer Feldwegeinmündung im Bereich des heutigen Parkgeländes ums Lichtenstern-Gymnasium (R 35 05 370, H 54 24 510). Wenig nordöstlich davon im Gewann »Höllbrunnen« stand an einer nicht mehr existenten Feldweggabelung eine weitere Ruhebänke (R 35 05 620, H 54 24 730); derzeit erstreckt sich dort ein weites Baumschulgelände. Im Norden von Kleinsachsenheim zweigt vor den letzten Häusern von der Straße in Richtung Löchgau der »Heinzenberger Weg« nach Nordnordwesten ab. An diesem uralten Weg, der heute ein zwar für den Durchgangsverkehr gesperrtes, dennoch vielbefahrenes Asphaltsträßchen in Richtung Hohenhaslach und Freudental ist, standen nach oben genannter Karte im Abstand von etwa eineinhalb Kilometern zwei Ruhebänke; man darf wohl annehmen, daß es sich um Gruhen der herkömmlichen Bauweise gehandelt hat, wengleich sich niemand an solche erinnern kann. Die eine stand rechterhand im Gewann »Sohl«/»Wolfgasse« (R 35 04 920, H 54 26 770), die andere ebenfalls auf der Ostseite des Sträßchens am »Seebuckel« vor der markanten Doppelkurve bei der Überquerung des »Schlankenbachtals« (R 35 04 480, H 54 27 820). Diese beiden Eintragungen erscheinen genauso plausibel wie eine weitere nordwestlich von Kleinsachsenheim am früheren Fußweg in Richtung Hohenhaslach, wo dieser im Gewann »Krebsrain« in die Kirbachtalau hinabgeht (R 35 03 890, H 54 26 640). Dieser heute (wie viele andere) nicht mehr bestehende Fußweg querte bei der Ruhebänke eine markante Geländekante in halber Höhe der Talflanke, so daß von hier aus das ganze Kirbachtal bis zu den ersten Häusern von Niederhaslach, jedoch auch ein Stück des Weges in Richtung Kleinsachsenheim zu überblicken war. Auch heute noch ist das Kirbachtal dort recht idyllisch, und der Wanderer würde eine Ausruhegelegenheit am Wanderweg sicherlich schätzen!



Abb. 46: Sachsenheim, neuaufgestellte »Grube« im Gewann »Röschen«, Hohenhaslach.

Eine weitere Grube schließlich soll bis etwa 1946 bei Ochsenbach gestanden sein. Auch hier wiederum eine ganz typische Stelle und zwar an der Straße vom Kirbachtal hinauf in den Ort auf der Außenseite der dortigen flachen Straßenkurve im Gewann »Winternäher« (R 34 99 190, H 54 31 040).

Mit Sicherheit stammen die Steine der in der Hohenhaslacher Weinberglage »Röschen« an einer Wegabzweigung zwischen Randstein und erster Rebzeile vor wenigen Jahren aufgestellten »Grube« nicht von einer Original-Grube (R 35 02 850, H 54 29 230). Auf zwei unförmige Pfeiler wurde ein mächtiger Schilfsandsteinquader gelegt (Abb. 46), bei dessen Bearbeitung es aber ganz offensichtlich auf die jetzige Rückfront ankam, da diese Spuren feiner Scharrierung zeigt, während Oberseite und heutige Schauseite nur grob gespitzt sind. Auch der linke Pfeiler zeigt nur grobe Bearbeitung, der rechte dagegen (aus feinkörnigem Lettenkeupersandstein) ist gekrönelnt und weist Randschlag auf. Die Maße: Sturz L 196, H durchschnittlich 27, T 37; linker Pfeiler H 69, B 36, T 35; rechter Pfeiler H 70, B 41, T 32. – Insgesamt also ein aus historischer Sicht etwas mißlungenes Werk, das jedoch immerhin innerhalb der monotonen Reblandschaft die eine Wegabzweigung von den anderen sonst gleichaussehenden unterscheidet!

Schwieberdingen

Auf Markung Schwieberdingen⁴⁰ gab es ehemals fünf Stellen, an denen Gruhen aufgestellt waren. Von diesen ist nur noch die eine, unten beschriebene Grube am »Vöhinger Weg« erhalten. Eine weitere stand am »Gröninger Weg« – eben an jener direkten Verbindungsstraße nach Markgröningen, wo auf dortiger Markung die derzeit sich in Renovierung befindliche Grube steht. Die Schwieberdinger Grube an dieser

Straße stand dort, wo der »Gröninger Weg«, steil vom Ort heraufkommend, beim heutigen Industriegebiet die Höhe erreicht (ca. R 35 05 600, H 54 16 400). Im Westen des Orts waren zwei Gruhen aufgestellt: Am »Alten Vaihinger Weg« (der alten Durchgangsstraße lange vor dem Bau der Umgehung) im Gewann »Sandgrube« etwa 100 Meter südlich des Zusammentreffens der Bundesstraße 10 und der Zufahrt von Schwieberdingen (R 35 04 570, H 54 16 100) am Rand des neuen Baugebietes; die andere an einem im Verlauf geänderten Feldweg vom Ort auf den Höhenrücken, wo die »Katharinenlinden« stehen, etwa eineinhalb Kilometer vom Ort entfernt (R 35 04 320, H 54 15 550). Im Osten von Schwieberdingen liegt südlich der Möglinger Straße die Wiesenniederung, genannt »Scheerwiesen«, heute im ortsnahen Bereich mit Aussiedlungsgehöften leider nicht gerade vorteilhaft bebaut. An dem die Mulde hinausziehenden »Scheerwieseweg«, heute im bebauten Bereich, stand rechterhand eine weitere Ausruhgelegenheit (R 35 06 340, H 54 15 730), an die sich allerdings niemand entsinnen kann und die nur von Karteneintragungen her bezeugt ist. Die im folgenden zu beschreibende Gruhe ist merkwürdigerweise nicht in der Ausgabe 1896 des Kartenblattes Leonberg eingezeichnet:

Gruhe am »Vöhinger Weg« (Abb. 47)

Am früheren Ortsrand von Schwieberdingen im Osten zweigt von der »Stuttgarter Straße« der »Vöhinger Weg« ab, der als wichtiger Haupt-Feldweg in die Feldflur führt und einst zum abgegangenen Weiler Vöhingen weiterging. Etwa halbwegs zwischen der Ortsgrenze und der »Weinstraße«, welche Münchingen mit Markgröningen verbindet, stand bis 1982 bei Punkt R 35 06 780, H 54 15 200 die wegen notwendiger Bauarbeiten nunmehr um 200 Meter nach Osten versetzte Gruhe. Wie seither steht sie an einer grasigen Böschung auf der Südseite des Weges (Vic.W. 10/1) zwischen einzelnen Obstbäumen (R 35 06 980, H 54 15 190).

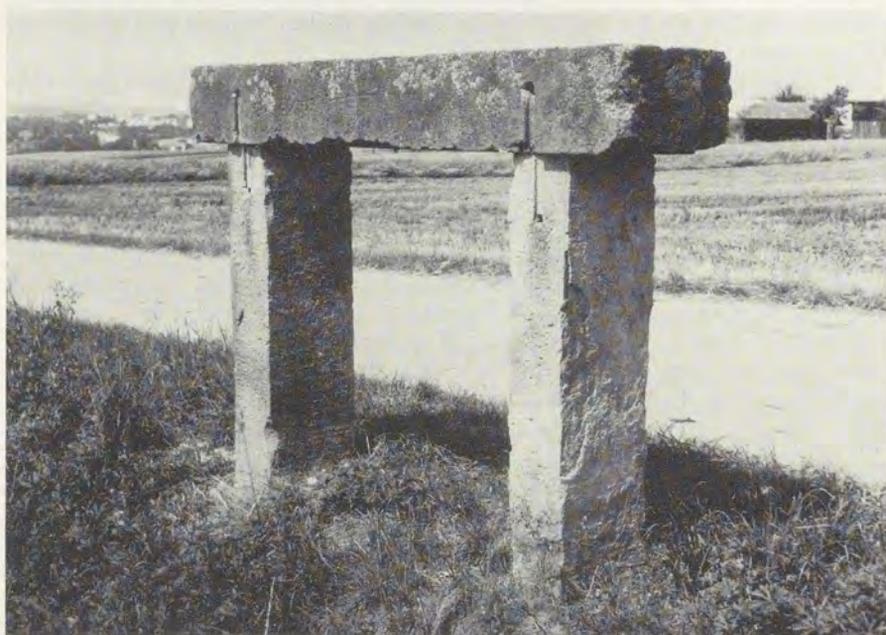


Abb. 47: Schwieberdingen, Gruhe am »Vöhinger Weg«.

Die Maße, aufgenommen am neuen Standort: Sturz L 201, H 25,5, T 41; rechter Pfeiler H 109, B 22, T 35; linker Pfeiler H 109, B 22, T 35. Der Sturz der durchweg scharrierten Gruhe ist aus Schilfsandstein gefertigt, die beiden Pfeiler könnten Lettenkeupersandstein sein. Der Sturz ist vorn und hinten mit den Pfeilern mittels je zweier gekröpfter, in den Stein vertiefter Ankerbänder verbunden; diese allerdings waren zum Zeitpunkt der Aufnahme von Abbildung 49 noch nicht wieder angebracht. Der Sturz ist – von etlichen Absplitterungen abgesehen – nicht schadhaf, beide Pfeiler dagegen beginnen abzusanden und zeigen erweiterte Klüftungen entlang Lagerflächen und an tonigen Einschlüssen. Hinweise auf eine frühere Sitzbank sind nicht festzustellen.

Erfreulich, daß man die Gruhe vor den Bauarbeiten gesichert und nun an einem neuen Standort am selben Weg wieder aufgebaut hat! Sie übersteht mit Sicherheit hier auch die Arbeiten der irgendwann in Sichtweite vorüberziehenden Neubaustrecke der Bundesbahn – anders als die vier übrigen Schwieberdinger Gruhen, welche anlässlich der Flurbereinigung 1925–28 beseitigt worden sein sollen.

Sersheim

Auf Markung Sersheim sind keine Gruhen erhalten geblieben; auch ältere Einheimische können sich nicht erinnern, daß es Gruhen je gegeben hätte. Doch die Eintragungen in der Kartenausgabe 1897 des Blattes Bietigheim (vgl. Abb. 48) lassen keine andere Deutung zu, daß es eben doch einige Ruhebänke – vermutlich steinerne Gruhen – an den wichtigen Ortsverbindungswegen gegeben hat, so an den Straßen nach Hohenhaslach, Horrheim, Kleinglattbach und Oberriexingen sowie am Fußweg in Richtung Vaihingen. Die eingetragenen Stellen sind typische Gruhenstandorte: Feldweeinmündungen, Straßenbiegungen, Hohlwegstücke. Besonders idyllisch müssen die beiden südlichen Standorte ausgesehen haben, welche heute längst Neubaugelände sind: Die Karte zeigt hier ein weites Weidegelände mit Obstbäumen, das mit Sicherheit den Charakter einer typischen hügeligen Gipskeuperheide hatte⁴¹.



Abb. 48: An allen wichtigen Straßen um die Gemeinde Sersheim gab es Ruhebänke – die letzte ist schon vor über 50 Jahren bei einer Straßenverbreiterung beseitigt worden.

Von Markung Steinheim sind keine Gruhen bezeugt, doch nördlich von Höpfigheim an markanter Stelle ist eine bis 1981 erhalten geblieben und nach einem Unfall eines Traktors in den alten Maßen aus neuen Steinen wieder aufgebaut worden⁴².

Grube am »Großen Riedernweg« (Abb. 49, 50)

Durch Höpfigheim führen mehrere alte Fernverkehrsverbindungen, unter ihnen der »Lauffener Weg«, hier »Wolfsgasse« genannt (Flst. Nr. 1217), in Richtung Nordwesten. Wo sich dieser nördlich des Ortes – heute am Rand eines neuen Baugebietes – mit dem vom Ortskern kommenden und nach Norden über die Feldflur zur Weinberglage »Riedern« führenden Weg (Kelterstraße und »Großer Riedernweg«, Flst. Nr. 1017) kreuzt, stand – wie oben erwähnt – am nordwestlichen Wegwinkel die alte Höpfigheimer Grube, ausgerichtet mit der Front nach Osten auf den den örtlichen Bauern wichtigeren »Riedernweg« (R 35 17 570, H 54 27 520). Die alte Grube war baufällig und einsturzgefährdet; zwar war der Sturz noch ordentlich erhalten, doch die Pfeiler bröckelten, der rechte war sogar im oberen Teil geborsten und notdürftig mit Zement und Drahtumwicklung geflickt (vgl. Abb. 50). Es bedurfte also keines allzu heftigen Unfalls, daß die Grube im Frühjahr 1981 von einem Traktor völlig zerstört wurde. Doch gleich im Sommer 1981 wurde in denselben Maßen und an genau derselben Stelle wieder eine Grube aufgestellt, allerdings in heutiger Technik aus gesägten und endbearbeiteten Schilfsandsteinquadern. Die Maße: Sturz L 190, H 23, T 36; linker Pfeiler H 109, B 27, T 23; rechter Pfeiler H 107, B 27, T 23; Pfeilerabstand (lichte Weite) 121. Die Pfeiler ruhen in einem Betonfundament und sind mit dem Sturz durch Messingdübel verbunden. Alle Steine sind scharriert. Auf der Innenseite des linken Pfeilers, ziemlich weit unten, ist in großen Ziffern »1830« eingemeißelt genau an derselben Stelle und in derselben Art und Weise wie an der alten Grube. Ob nun die Jahreszahl das Erbauungsdatum oder ein Erneuerungsdatum ist, weiß niemand; weil die Jahreszahl senkrecht an kaum einsehbarer Stelle steht, könnte sogar angenommen werden, daß es sich bei dem (früheren) linken Pfeiler um einen ehemaligen Türsturz o. ä. handelte.

Im Augenblick sieht sie noch etwas neu und »zu schön« aus, die »neue alte« Grube bei Höpfigheim. Doch wenn sie erst etliche Jahre alt ist und etwas »Patina« angesetzt hat, wird sie sich von anderen Gruhen kaum mehr unterscheiden lassen.

Tamm

Von der Markung Tamm sind drei Gruhenstandorte bekannt, an einem davon hat sich eine Grube bis heute erhalten können. In den nordöstlichen Markungsteil führte früher ein Hohlweg (die heutige Brächterstraße) den Weinberghang »Rothenhalde« hinauf und geradeaus weiter in das »Ebene Feld« und in das »Brachheimer Feld«. Wo dieser Hohlweg die Höhe erreichte, war früher ein Schaftrieb der Hangkante entlang, ein Feldhüterunterstand und eine Ruhebänk (R 35 09 920, H 54 20 720) – das Kartenblatt Bietigheim von 1897 zeigt die Eintragungen »H.« (= Hütte) und »Rhb.«, und es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß es sich um eine steinerne Grube handelte. Dasselbe gilt für eine Stelle weiter nördlich, wo der »Brachheimer Weg« – übrigens ein Teil der östlich von Tamm vorbeiziehenden Wegverbindung Asperg–Bietigheim usw. – die »Holzstraße« schneidet; auch hier war laut der o. g. Karte eine Ruhebänk aufgestellt (R 35 09 830, H 54 21 530). Die dritte in der alten Karte eingetragene Grube schließlich ist die im folgenden beschriebene⁴³:

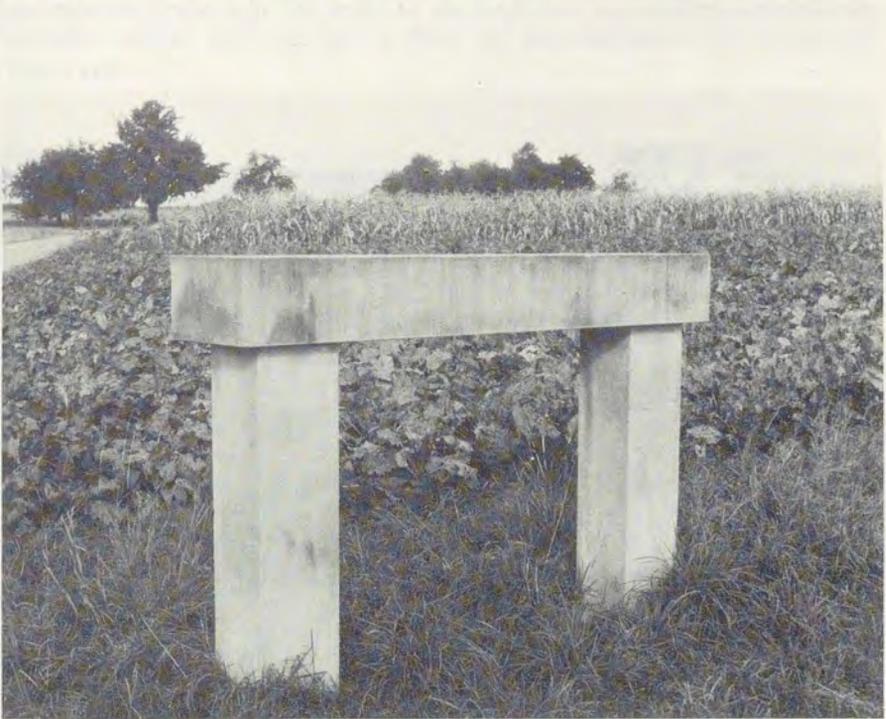


Abb. 49, 50: Steinheim, Grube am »Großen Riedernweg«, Höpfigheim (alte und neue Grube; 1980, 1983).

Grube im Gewann »Hofäcker« (Abb. 51, 52)

Etwa 500 Meter südöstlich des Ortskerns von Tamm steht an der alten direkten Wegverbindung nach Asperg an einer markanten Feldwegkreuzung (Feldwege 151, 159 und 1481) im Gewann »Hofäcker«/»Klingenäcker« etwas erhöht am Rand des Flurstücks Nr. 1584 die Tammer Grube (R 35 09 130, H 54 19 920). Die Vorderfront der Grube ist auf den Feldweg Nr. 151 – die alte Hauptwegeverbindung – ausgerichtet und von Südwesten her sichtbar. Anzeichen einer früher vorhandenen Sitzbank sind nicht zu erkennen. Die Grube wirkt wegen ihres massigen Sturzes und des etwas erhöhten Standortes recht klobig; die Maße: Sturz L 182, H 29,5, T 43; linker Pfeiler H 95, B 22, T 33; rechter Pfeiler H 100, B 22, T 34. Die Gruhenquader sind nur sehr grob in Zweispitz-Technik bearbeitet, normalerweise folgt auf diese Bearbeitungsstufe eine weitere Glättung mit anderen Werkzeugen. In Fugen zwischen Sturz und Pfeilern ist eine Zapfverbindung zu erkennen; zudem ist der Sturz mittels zweier geschmiedeter, gekröpfter Klammern vorn links und hinten rechts verbunden. Die mittlere Partie der Rückseite des Sturzes und die rechte Schmalseite sind stark angeschlagen, sonst sind keine Schäden erkennbar. Beide Pfeiler der Schilfsandstein-Grube sanden stellenweise stark ab.

Die Tammer Grube hat einen recht schönen Standort in der Acker- und Obstwiesenflur zwischen Asperg und Tamm und bedarf keiner Renovierung. Hoffentlich steht sie noch recht lange an ihrem markanten Standort, von wo aus man einen schönen Blick auf den Hohenasperg hat.

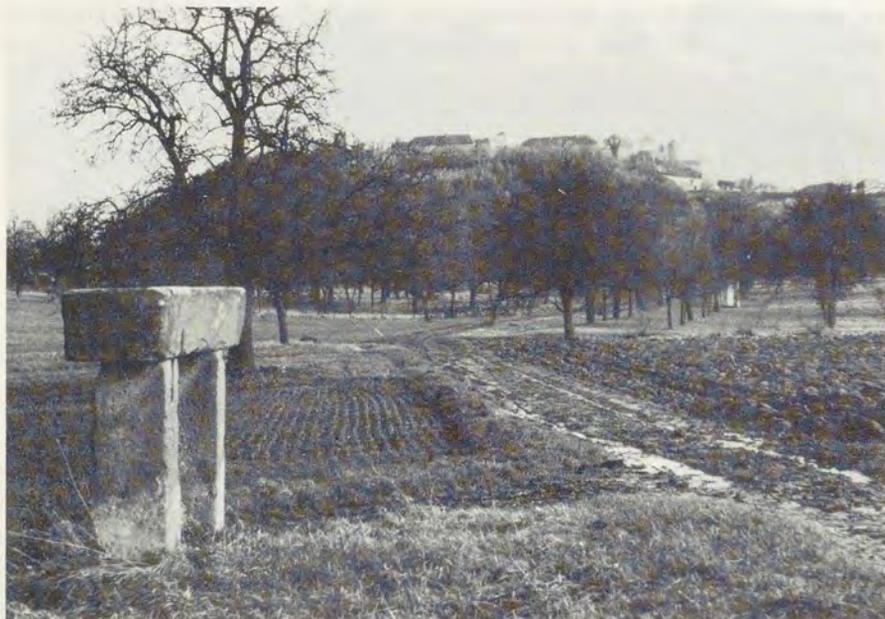


Abb. 51, 52: Tamm, Grube am Gewann »Hofäcker«.

Vaihingen an der Enz

Im großen Stadtgebiet von Vaihingen sind noch zehn Gruhen erhalten; dazuhin wurden im Rahmen von Flurbereinigungsverfahren zwei neue aufgestellt. Von zwei Ausnahmen abgesehen, konnten keine weiteren Hinweise auf frühere Gruhen gefunden werden; es gilt als sicher, daß zumindest in den letzten 50 Jahren keine Gruhe abhanden gekommen ist⁴⁴. Dies soll auch für jene Ruhebänke zutreffen, die in älteren Kartenausgaben zum einen etwa eineinhalb Kilometer südwestlich des Stadtteils Aurich auf der Anhöhe am (seit einigen Jahren lagemäßig veränderten) »Riedweg« (R 34 95 080, H 54 18 940), zum anderen südöstlich von Roßwag im Gewann »Dörrer« am Waldrandweg zur »Hafnergrube« (R 34 94 680, H 54 21 570) eingetragen sind. Von letzterer mag ein etwa 60 cm über den Boden aufragender, oben ziemlich schadhafter Stein an der angegebenen Stelle in einem Grasrain an der Nordseite des Weges stammen, an dem man sogar als Vertiefung den Rest eines Zapfloches zu erkennen glaubt.

Gruhe an der »Heilbronner Straße« gegenüber dem Rathaus (Abb. 5, 53)

Beginnen soll die Schilderung der Vaihinger Gruhen mit jener in der Grünrabatte schräg gegenüber dem Rathaus beim Volksbankgebäude (R 34 96 930, H 54 21 660). Daß diese nicht am althergebrachten Standort steht, ist nach den bislang beschriebenen Gruhen eigentlich klar. Sie wurde hierher versetzt, da sie im Zuge von Bauarbeiten weichen mußte und hatte ihren ursprünglichen Standort unten an der Kehlstraße, der alten Verbindung über die Höhe nach Oberriexingen, wo auch die als nächste zu beschreibende Gruhe steht. Die Stelle, wo die Gruhe war, ist vom Stadtzentrum einen Kilometer entfernt und liegt in der Nähe des Bahnüberganges (ca. R 34 97 750, H 54 21 450).



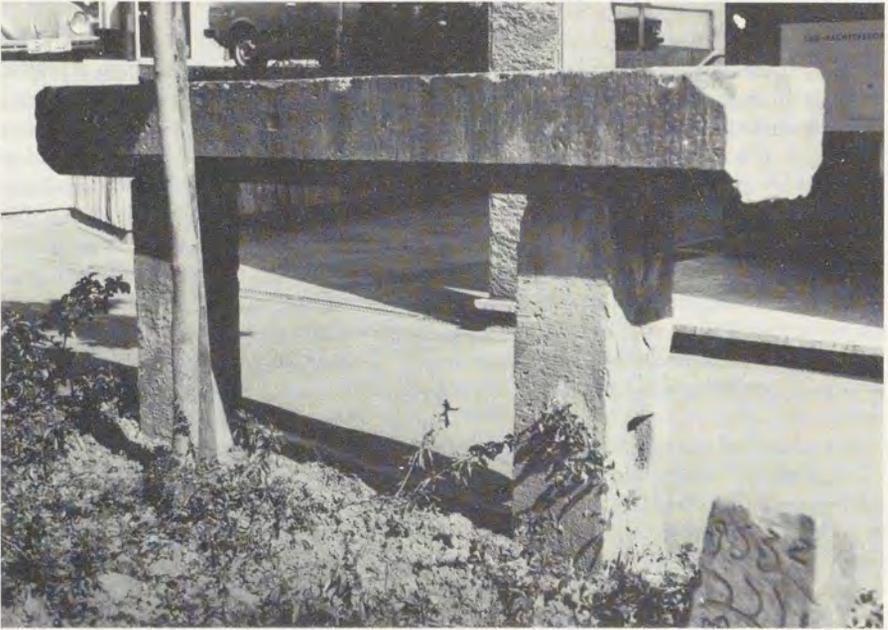


Abb. 53: Vaihingen, Grube an der »Heilbronner Straße« gegenüber dem Rathaus; früherer Standort an der Kehlstraße unten.

Die Grube hat die Maße: Sturz L 260, H (insgesamt) 30, T 45, an der Vorder- und Rückseite ist ein Fasenprofil in den unteren 9 cm des Sturzes angebracht. Rechter Pfeiler (vom Gehweg aus gesehen) H 82, B 24, T 23; linker Pfeiler H 96, B 29, T 27. An der Außenseite des linken Pfeilers ist ein Zapfloch für eine Sitzbank zu sehen, die jedoch schon am alten Standort fehlte. Sämtliche Flächen an Sturz und Pfeilern sind durchweg scharriert; an den Pfeilern sind stärkere Absandungen (vgl. Abb. 5) festzustellen. Außer einigen Absplitterungen an den Kanten des Sturzes sind keine Schäden zu beklagen. Eisenklammern sind nicht angebracht, auch Ankerlöcher nicht erkennbar. Es ist daher anzunehmen, daß der Sturz mit Metalldübeln aufgesetzt ist.

Grube oben an der »Kehlstraße« (Abb. 54)

Die Kehlstraße ist, wie schon gesagt, die alte Verbindung von Vaihingen über die Höhe nach Oberriexingen. Geht man die steile Straße durch die Neubaugebiete hinauf, so steht man kurz vor Erreichen der Höhe bei einer Wegkreuzung linkerhand vor der Grube, welche am Fuß einer grasigen Böschung des dortigen Straßeneinschnittes steht (R 34 98 440, H 54 21 705). Der Abstand zur Straße beträgt ungefähr sechs Meter, die Grube wird von Obstbäumen an der Böschung (Flst. Nr. 3615) und sich ausweitenden Schlehenhecken umrahmt. Der Standort im Gewann »Fluigaus« ist recht markant, kann man doch die oben genannte Straße in beide Richtungen je ein gutes Stück weit einsehen; außerdem münden zwei vielbenützte Feldwege ein, so daß die Grube sicher auch beliebter Treffpunkt, vor allem für die von den ausgedehnten Obstwiesen und Weinbergen des Kornbergs herkommenden Leute, war.

Die Vorderfront der Grube ist auf die Kehlstraße ausgerichtet, die Sitzbank ist an den rechten Pfeiler angezapft. Die Maße: Sturz L 202, H (insgesamt) 17, T 41, umlaufendes

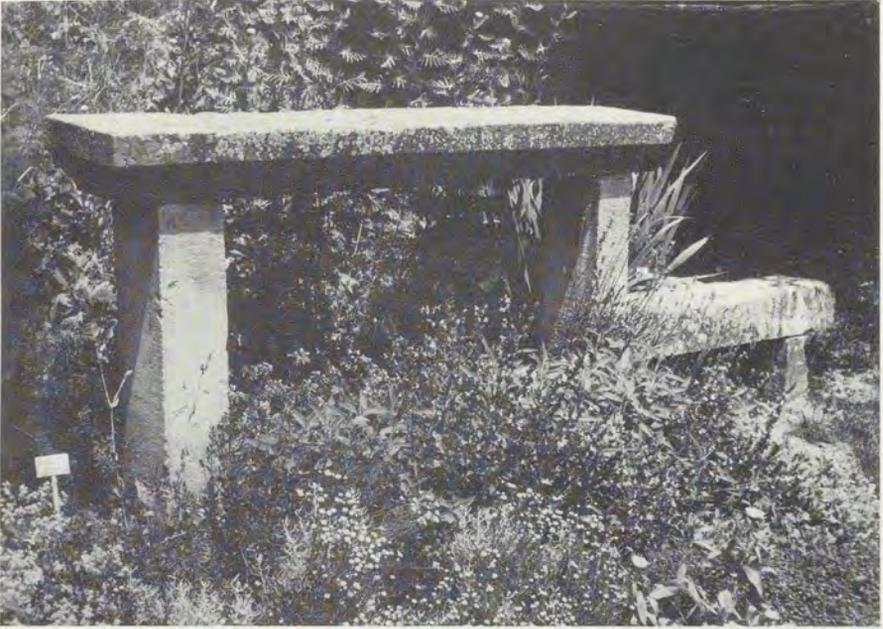


Abb. 54: Vaibingen, Grube an der »Kehlstraße«.

Steilfasenprofil in den unteren 9 cm. Linker Pfeiler H 85, B 19, T 25; rechter Pfeiler H 80, B 15, T 26. Sitzbank L 111, B 18, T 26; Stützpfeiler der Sitzbank H 20, B 12, T 26. Der Sturz der Schilfsandsteingruhe ist wie auch die Pfeiler durchweg scharriert und an den beiden rechten oberen Ecken sowie an der Rückfront im Bereich des Fasenprofils leicht beschädigt. Die Pfeiler zeigen weder Beschädigungen noch Verwitterungsspuren. Der Pfeilerabstand beträgt 136 cm. Die Sitzbank ist ebenfalls scharriert und hat angeschlagene Kanten und Ecken. Mit dem rechten Pfeiler ist sie durch eine massive Verzapfung verbunden, ein Fasenprofil wie am Sturz fehlt. Die Differenz Sturzoberfläche–Sitzbankoberfläche beträgt 63 cm. Ankerlöcher oder Klammern sind nicht angebracht; der Sturz dürfte also wie bei der vorgenannten Grube, die ja ähnliche Bauart aufweist, mittels Metalldübeln verbunden sein.

Gut erhalten und sehr schön steht diese Grube da. Die Natursteinumfassung und das Gewürzgärtchen rings um den höheren Teil der Grube lassen zwar die alte Zweckbestimmung kaum mehr zu, doch wer wollte auch schon heute dort einen Rückenkorb abstellen!

Grube im Gewann »Schlimmer« (Abb. 55, 56)

Man muß schon eine ältere Karte zu Rate ziehen, um die frühere Bedeutung des heute wenig befahrenen Feldweges Vic.W. 4/2 zu erkennen. Unterbrochen und in seinem Verlauf verändert durch die Bahnlinie und das Gewerbegebiet war der Weg einst neben der Kehlstraße der zweite Hauptzugang zu den Weinbergen am »Kornberg«. Am leichten Anstieg im unteren Viertel des Hanges steht im Gewann »Schlimmer« – wenig entfernt vom heutigen Hundedressurplatz – auf der Südseite des Schotterweges in einem Grasstreifen die recht massive Grube, welche auf der Ostseite, also links vom höheren Teil, eine angezapfte Sitzbank hat (R 34 98 370, H 54 20 770). Die Maße: Sturz L 255,

H 20, T 33; rechter Pfeiler H 82, B 24, T 28; linker Pfeiler H 72, B 24, T 28; Pfeilerabstand (lichte Weite) 173. Die durchgehend grob scharrierte Schilfsandsteingruhe ist mit massiver Zapfverbindung mit der Sitzbank verbunden; L 113, H 13, T 28; Sitzbank-Stützpfeiler im Boden. Differenz Sturzoberfläche-Sitzbankoberfläche 73 cm. Vorn

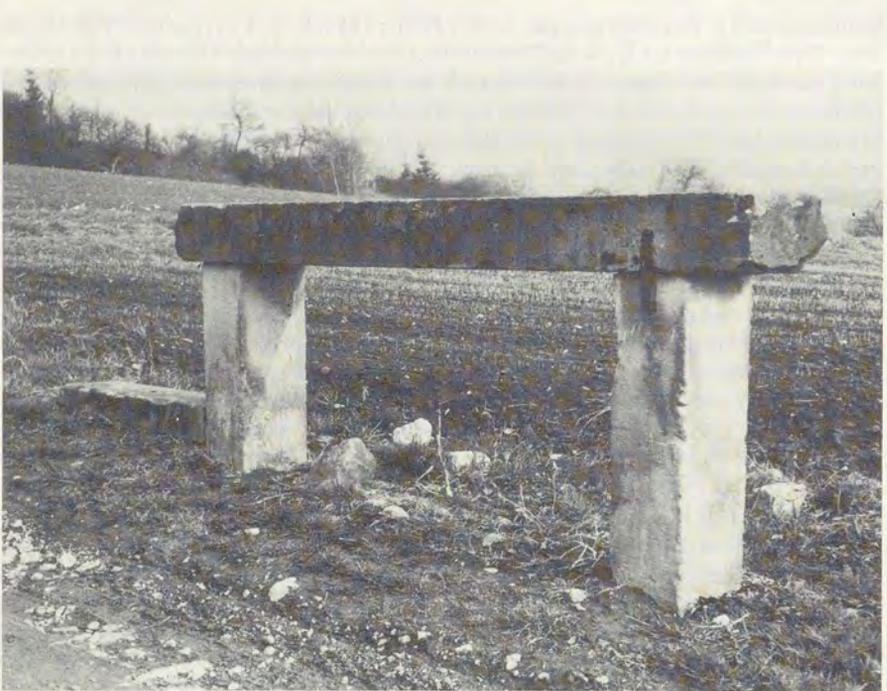


Abb. 55, 56: Vaibingen, Gruhe im Gewann »Schlimmer«.

rechts und hinten links ist der Sturz mit den Pfeilern mittels nicht gekröpfter Ankerbänder verbunden, der Anker rechts vorn hat jedoch im Pfeiler keinen Halt mehr, was eine Folge der nicht präzisen Anpassung an die unterschiedlichen Maße von Sturz und Pfeiler ist. Die Eisenklammern zeigen den Schmiedestempel des Handwerksbetriebs. Kanten und Ecken sind etwas angeschlagen, die hintere rechte untere Ecke des Sturzes sogar stark. Sonst macht die Gruhe einen guten Eindruck, man sollte jedoch nach dem losen Ankereisen schauen sowie die Sitzbank freilegen, um diese gegen aufsteigende Feuchtigkeit zu schützen. Gegen die geringfügigen Absandungen auf den Innenseiten der Pfeiler kann wirkungsvoll nichts unternommen werden.

Gruhe am »Nebenweg« I (Abb. 57)

»Nebenweg« wird in Vaihingen ein großes Gebiet nordöstlich der Stadt auf der Hochfläche geheißt. Der Haupterschließungsweg in diese Ackerflur zweigt von der Heilbronner Straße auf der Höhe gegenüber der Abzweigung der Kleinglattbacher Straße ab und führte früher weiter bis Sersheim (Vic.W. 3). Heute ist diese Wegverbindung durch verschiedene Veränderungen nicht mehr durchgehend erhalten. Begeht man nun diesen »Nebenweg« von der Heilbronner Straße aus, so begleitet zunächst eine obstbaumbewachsene Böschung rechterhand den Weg; schließlich wird die Obstbaumreihe lückiger und endet mit einem mächtigen Birnbaum bei der Einmündung des Feldweges Nr. 195. Wenige Meter vor diesem Birnbaum – etwa 140 Meter vom Signalpunkt »Nebenweg I« im Ackerland entfernt – steht die recht niedere Gruhe (R 34 98 030, H 54 22 540). Erst vor wenigen Jahren sind etliche schöne Obstbäume neben der Gruhe beseitigt worden, der Grasrain wird seitdem mit Herbiziden behandelt und bietet im Sommer einen trostlosen Anblick. Die Maße der Schilfsandsteingruhe, welche keine Anzeichen einer Sitzbank erkennen läßt: Sturz L 200, H (insgesamt) 17, T 40, früher umlaufendes Steilfasenprofil in den unteren 7 cm, links wegen Betongergänzung heute kein Fasenprofil mehr. Rechter Pfeiler H 62, B 22, T 28; linker Pfeiler H 60, B 15, T 28;



Abb. 57: Vaihingen, Gruhe am »Nebenweg« I.

Pfeilerabstand (lichte Weite) 124. Sturz und rechter Pfeiler sind grob scharriert, der linke Pfeiler ist auffallenderweise nur grob gespitzt und vermutlich irgendwann einmal ersetzt worden. Vielleicht ist im linken Teil infolge eines Rammstoßes eine größere Beschädigung erfolgt, denn der Sturz ist – wie oben erwähnt – im linken äußeren Teil mit einem Betonteil ergänzt. Ankerlöcher und Klammern sind nicht erkennbar, so daß dies eine weitere Vaihinger Gruhe wohl aus derselben Werkstatt ist, die mit unsichtbaren Dübeln auskommt.

Die Gruhe macht einen stabilen Eindruck; das Betonteil sollte nach Möglichkeit stilgerecht ersetzt werden, auch wäre eine bessere Pflege des Grasstreifens wünschenswert.

Gruhe am »Nebenweg« II (Abb. 58)

Geht man den »Nebenweg« (Vic.W. 3) durch die baum- und strauchlose Ackerflur kerzengerade weiter, so gelangt man kurz vor Ende des Asphaltweges unweit des Signalpunktes »Nebenweg II« zur nächsten Gruhe auf der Nordseite des Weges. Der Vic.W. 3 knickt hier – heute unpassierbar – nach Nordosten in Richtung Sersheim ab, ein geschotterter Feldweg führt geradeaus. Im Sommer in ein hohes Brennesseldickicht eingewachsen, welches die Höhe des Sturzes erreicht, steht die Gruhe in weit und breit baumloser Flur (R 34 98 620, H 54 22 630). Der Originalsturz ist nicht mehr vorhanden und wurde vor Jahren durch ein Beton-Fertigteil ersetzt; die Sitzbank auf der Westseite der Gruhe ist aus dem Zapfloch gerutscht, liegt unbenutzbar schräg und droht nächstens die Böschung hinabzurutschen.

Die Maße: Sturz (Beton) L 170, H 11, T 40; rechter Pfeiler H 124, B 24, T 29; linker Pfeiler H 120, B 24, T 29. Sitzbank L 126, H (insgesamt) 17, T 40, auf den drei Außenseiten Steilfasenprofil in den unteren 10 cm. Sitzbank-Stützpfeiler H 18, B 15, T 30. Pfeilerabstand (lichte Weite) 114.



Abb. 58: Vaihingen, Gruhe am »Nebenweg« II.

Der rechte Pfeiler ist oben stark beschädigt und mit Beton »verlängert«, um den Sturz tragen zu können, der linke sandet leicht ab. Die Sitzbank ist bis auf Kantenabrundungen infolge kleinerer Beschädigungen in gutem Zustand; sie ist wie die beiden Pfeiler grob scharriert, wobei der Spitzerhieb noch recht gut zu erkennen ist.

Die Gruhe sollte dringend renoviert werden, bevor noch größerer Schaden entsteht: Die gegen den angrenzenden Graben sich neigenden Pfeiler sollten aufgerichtet werden, der Sturz ist durch einen besser proportionierten Schilfsandsteinquader zu ersetzen und die Sitzbank neu zu verankern. Vielleicht findet sich auch noch ein Plätzchen für einen Baum (oder mehrere) – die Gegend hätte es bitter nötig!

Gruhe an der »Roßwager Straße« (Abb. 59)

Ein Sprung ins Enztal westlich der Stadt: Nicht recht einleuchten mag der Standort der Gruhe an der Straße nach Roßwag etwa 300 Meter außerhalb der Stadtgrenze – ungefähr gegenüber dem Enzsteg unten an der »Seilerbahnstaffel« (F.W. 83, Gewinn »Innere Botenklinge«, R 34 96 440, H 54 22 040). Etwa fünf Meter abgerückt vom (seit langer Zeit unveränderten) Straßenrand steht sie unten neben dem Treppenaufgang an einer recht steilen Böschung. Diese ist sicherlich nicht von alters her so steil, denn im jetzigen Zustand ist die Gruhe nur mit Mühe zu erreichen und könnte keine Hilfe beim Absetzen von Lasten sein. Eine etwa 25jährige Esche ist unmittelbar vor dem rechten Gruhenpfeiler gewachsen.



Abb. 59: Vaibingen, Gruhe an der »Roßwager Straße«.

Die Maße: Sturz L 216, H (insgesamt) 18, T 39, umlaufendes Steilfasenprofil in den unteren 5 cm. Rechter Pfeiler H 87, B 21, T 32; linker Pfeiler H 88, B 22, T 28; Pfeilerabstand (lichte Weite) 108. Vorn rechts und hinten links ist der Sturz durch geschmiedete, dem Fasenprofil angepaßte Eisenklammern gesichert; durch eine aufklaffende Fuge

ist zudem eine präzise gearbeitete Nutverbindung zu sehen. Die Gruhe ist durchweg scharriert, auch hier ist der Spitzerhieb der vorherigen Bearbeitungsstufe noch gut zu erkennen. Die Ecken sind leider alle angeschlagen; auch sanden alle Quader ab, wengleich (noch) nicht besorgniserregend.

Es wäre zu wünschen, daß der Gruhe ein kleines Plateau vorgelagert wird, auch könnte das Treppengeländer durchbrochen werden, so daß die Gruhe hin und wieder »Besuch bekommt«. Sonstige Reparaturarbeiten erübrigen sich.

Gruhe an der »Goethestraße« (Abb. 60)

Zurück in die Stadt Vaihingen, wo jenseits der Nebenbahnlinie in der Goethestraße nahe der katholischen Kirche eine weitere Gruhe ähnlicher Bauart wie die eben geschilderte zu finden ist. Sie steht direkt linkerhand des Treppenaufgangs gegenüber Haus Goethestraße 56 und ist leider nicht mehr benutzbar (R 34 97 610, H 54 21 650).

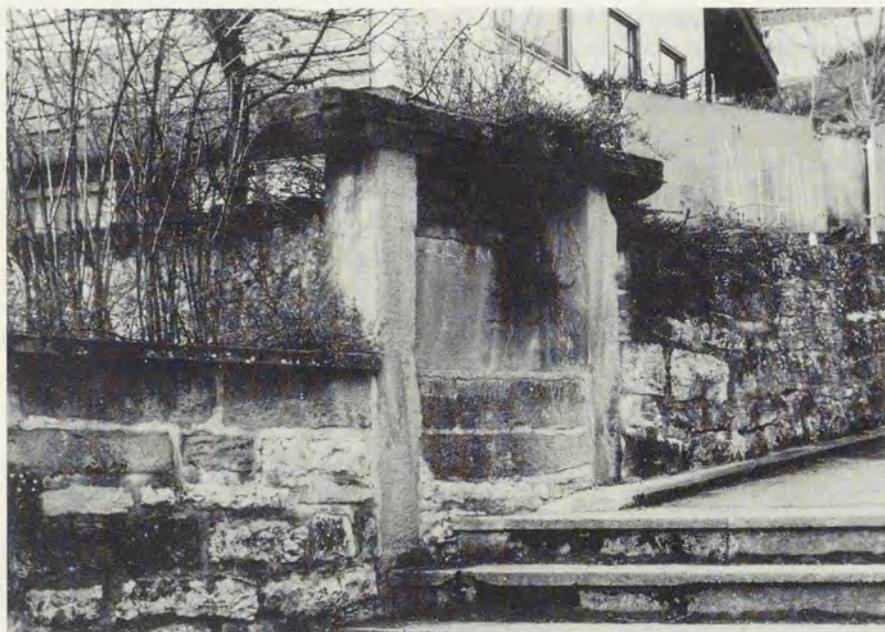


Abb. 60: Vaihingen, Gruhe an der »Goethestraße«.

Schon die unterschiedlichen Pfeilerhöhen zeigen die Kuriosität des Standortes: Sturz L 200, H (insgesamt) 16,5, T 41, umlaufendes Steifasensprofil in den unteren 8 cm. Rechter Pfeiler H 122, B 21, T 26; linker Pfeiler H 143 bis Fundamentansatz, zusätzlich 27 cm des verbreiterten und gröber bearbeiteten Fundaments sichtbar, B 22, T 27.

Der Sturz ist durchweg scharriert, Kanten bröckeln und entlang von Schichtflächen bilden sich – vor allem im rechten Bereich – Risse. Beide Pfeiler sind gespitzt und grob scharriert, zum Teil mit auffälligem Randschlag. Zwischen den Pfeilern sind als Gartenmauer Sandsteine eingefügt, rechts und links setzt an die Pfeiler die Mauer wieder an, so daß ein eventuell vorhandenes Zapfloch einer früheren Sitzbank nicht sichtbar wäre. Die gesamte Gruhe ist stellenweise mit Zement verschmiert; vor allem der »Zementputz« an der linken Pfeiler-Außenseite wirkt störend.

Etwas kurios wirkt diese Gruhe schon, doch immerhin blieb sie erhalten. Sie wurde nämlich in den 60er Jahren beim Ausbau der Goethestraße um einige Meter versetzt und hier an dieser Staffel aufgebaut; früher war sie parallel zur Goethestraße ausgerichtet. Daß die Gruhe schon immer hier stand, ist unzweifelhaft, handelt es sich doch bei der heutigen Staffel um einen alten Fußweg von der Stadtmitte zu den Weinbergen der »Wolfshalde«.

Gruhe am »Auricher Steig« (Abb. 1, 61)

Von Vaihingen nach Aurich gibt es einen alten Fußweg, der dem Verlauf nach in der Zufahrt zum Hallen- und Freibad noch existiert und jenseits der Bundesstraße 10 durch die Felder dem »Schinderrain« zugeht. Diesen bewaldeten Prallhang der Enz überwindet der steile »Auricher Steig«. Unten, wenige Meter innerhalb des Waldes, steht die »hochbeinige« Gruhe rechts des steinigen Weges (R 34 96 330, H 54 20 460). Eine Sitzbank ist bergaufwärts angebracht, also links, wenn man vor der Gruhe steht. Leider ist auch hier wieder der Sturz ein Beton-Fertigteil und auch andere Details zeigen mehrfache Veränderungen, die nicht zum Vorteil gereichen.

Die Maße: Sturz (Beton) L 190, H 10,5, T 40; rechter Pfeiler H 150, B 24, T 28; linker Pfeiler H 140, B 24, T 28; Pfeilerabstand (lichte Weite) 110. Die Sitzbank ruht auf zwei gesonderten Pfeilerchen: Sitzbank L 95, H (insgesamt) 15, T 40, Vorderseite Fasenprofil in den unteren 6 cm. Rechter Sitzbankpfeiler H 56, B (insgesamt) 13, T 42, im rechten Drittel Fasenprofil! Linker Pfeiler H 50, B 14, T 29. Am rechten Pfeiler des höheren Teils sowie am linken Sitzbankpfeilerchen ist ein Teil des im Querschnitt etwas erweiterten Fundaments sichtbar.

Der rechte Pfeiler zeigt Scharrierung und weist größere Beschädigungen auf; vor allem im oberen Drittel ist die vordere rechte Kante durch einen offensichtlich recht wuchtigen



Abb. 61: Vaihingen, Gruhe am »Auricher Steig« (vgl. Abb. 1).

Stoß zu einem großen Teil weggesplittert. Der linke Pfeiler sandet etwas ab. Die beiden Sitzbankpfeiler sind mit viel Zement mit der Sitzbank verbunden, diese ist an den Kanten und Ecken abgestoßen, die Rückfront ist gut erhalten. Im linken Drittel der Vorderseite der Sitzbank befindet sich ein tiefes Loch unbekannter Zweckbestimmung – vielleicht war hier einmal ein Vermessungsbolzen eingepaßt. Der rechte Sitzbankpfeiler könnte ein Teil des defekten Sturzes sein, der hier Verwendung fand; ungewöhnlich ist jedenfalls die Abschrägung an einem Pfeiler.

Die Gruhe am »Auricher Steig« hat ein romantisches Plätzchen, ist allerdings dringend reparaturbedürftig. Der Betonsturz wäre zu ersetzen und vor allem für Schotterauftrag zu sorgen, bevor der Hangdruck die Gruhe nach vorn drückt. Die sonstigen Beschädigungen sind nicht reparierbar und sollten belassen werden.

Gruhe bei der Enzbrücke, Enzweihingen (Abb. 62)

Nahе der Strudelbachmündung führt die Straße von Enzweihingen zum Leinfelder Hof über die Enz und knickt fünfzig Meter danach fast rechtwinkelig nach Osten ab. Eben dort zweigt von diesem Vic.W. 2/1 nach Westen der Vic.W. 1/1 in Richtung Vaihingen und nach Norden der Feldweg Nr. 81 zum »Kornberg« ab. Im Wegdreieck (Flst. Nr. 5380) stehen neben einigen Straßenbegrenzungssteinen auch ein markanter Obstbaum sowie eine neuere Holz-Sitzbank und die Enzweihinger Gruhe aus dem Jahr 1840. Die Vorderfront ist parallel zu dem steilen Weg in Richtung Kornberg ausgerichtet, die Sitzbank befindet sich rechts des höheren Teiles.



Abb. 62: Vaihingen, Gruhe bei der Enzbrücke, Markung Enzweihingen.

Die Maße: Sturz L 232, H (insgesamt) 23, T 39, auf der Vorderseite sowie an den beiden Schmalseiten Steilfasenprofil in den unteren 12 cm. Linker Pfeiler H 72, B 21,5, T 28,5; rechter Pfeiler H 82, B 25, T 29. Die Sitzbank ist mit einer Nut am rechten Pfeiler

des höheren Teils befestigt – eine Befestigungsart, die sonst nirgends beobachtet werden konnte (vgl. Abb. 63). Sitzbank L 108, H 20,5, T 36. Differenz Sturzoberfläche–Sitzbankoberfläche 79. Der Stützpfiler der Sitzbank ist nicht sichtbar, da die Sitzbankunterseite ebenerdig aufsitzt.

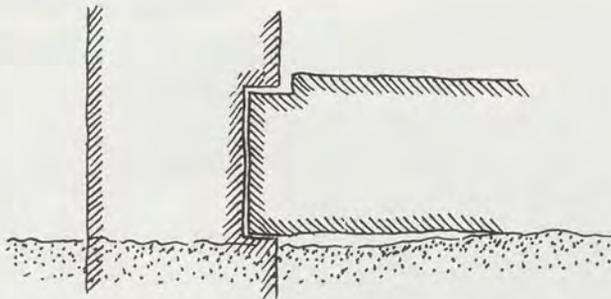


Abb. 63: Verbindung der Sitzbank zum rechten Pfeiler an der Gruhe bei der Enzbrücke, Enzweihingen – maßstäbliche Skizze 1 : 10.

In der Sturz-Vorderseite der aus Schilfsandstein gefertigten, überall grob scharrierten Gruhe ist in der Mitte die Jahreszahl 1840 eingemeißelt, allerdings nur bei günstiger Beleuchtung zwischen dem Flechtenbewuchs deutlich erkennbar. Auffallend ist, daß der Sturz nur wenige Zentimeter die Pfeileraußenseiten überragt, weshalb die Gruhe etwas plump dasteht.

Kanten und Ecken sind nur leicht beschädigt, beide Pfeiler beginnen abzusanden. Die Art der Befestigung des Sturzes auf den Pfeilern ist nicht sichtbar, vermutlich sind Dübel eingesetzt. Die Sitzbank ist an den Ecken und vor allem auf der Rückseite stark angeschlagen, wahrscheinlich durch Mähmaschinen, da sie im Sommer stark eingewachsen und dann nicht erkennbar ist.

Die Gruhe ist in gutem Zustand, Ausbesserungen sind nicht erforderlich. Etwas Erde sollte ringsum abgetragen werden, um vor allem bei der Sitzbank Feuchtigkeitsschäden vorbeugen zu können.

Gruhe am »Rotenbergsträßle«, Horrheim (Abb. 64)

Westlich von Horrheim im Gewann »Kalkäcker« steht an der Abzweigung des Weges ins Gewann »Altes Guckenhausen« (Flst. Nr. 5257) vom »Rotenbergsträßle« (Flst. Nr. 5055/1) neben einer Birkengruppe die Horrheimer Gruhe (R 34 98 480, H 54 26 940). Sie kommt heute bedauerlicherweise nicht recht zur Geltung, da sie vor etlichen Jahren liebevoll mit Schneebeere umpflanzt wurde, was nicht nur unpassend war, sondern die Gruhe auch völlig einwachsen ließ. Auf eine frühere Sitzbank weist an der Außenseite des linken Pfeilers ein rechteckiges Zapfloch hin, das allerdings vermörtelt ist. Wenig neben der Gruhe befinden sich unter den hohen Birken einige Sitzbänke, der Boden davor ist mit großen Sandsteinen belegt – ob wohl da die frühere Sitzbank Verwendung gefunden hat?

Die Maße der Schilfsandsteingruhe: Sturz L 180, H (insgesamt) 20, T 40, umlaufendes Steilfasenprofil in den unteren 10 cm. Linker Pfeiler H 109, B 27, T 29; rechter Pfeiler H 106, B 27, T 29; Pfeilerabstand (lichte Weite) 83. Die Gruhe ist aus rötlichem Schilfsandstein, vermutlich aus der Gegend um Maulbronn, gearbeitet. Die Oberflächen sind leicht angewittert, so daß nur noch stellenweise Spuren von Krönelbearbeitung am Sturz



Abb. 64: Vaihingen, Grube am »Rotenbergsträßle«, Markung Horrheim.

und undeutliche Scharrierspuren an den Pfeilern zu erkennen sind. Die Oberfläche des Sturzes splittert lagig ab, sonst sind keine Schäden sichtbar.

Der Erhaltungszustand ist gut, es sollten lediglich einige Mörtelstellen, vor allem im Fugenbereich zwischen Sturz und Pfeilern, etwas ansehnlicher überarbeitet werden. Um der Grube wieder einen dominierenden Platz zu verschaffen, sollte das Schneebeeren-Gebüsch ersatzlos entfernt werden.

Grube im Gewann »Hohrieser«, Horrheim (Abb. 65)

Von der zuletzt geschilderten Grube hat man einen schönen Blick hinauf zum Baiselsberg und den Weinbergen an dessen Südhang. Mit dem Fernglas kann man im Winterhalbjahr ganz oben bei einigen großen aufgeschichteten Stubensandsteinbrocken die nun zu beschreibende neue Grube sehen. An einem historisch überkommenen Standort steht diese freilich nicht: Ein bedeutender Weg geht dort nicht über die höchste Erhebung des Strombergs und zum Absetzen von Lasten wäre eine Grube in halber Höhe des Weinberges zweckmäßiger gewesen. Die aus rötlichem Maulbronner Schilfsandstein gesägte Grube steht am obersten Weinbergweg nahe des Spielplatzes im Gewann »Hohrieser« an der Abzweigung des Feldweges Nr. 4154 vom Feldweg Nr. 4127 (Waldrandweg) am unteren Rand der dort hohen Böschung zum Waldrand.

Die Maße der aus gesägten Quadern gefertigten Grube: Sturz L 200, H 20, T 40; linker Pfeiler H 109, B 20, T 25; rechter Pfeiler H 103, B 20, T 25; Pfeilerabstand (lichte Weite) 130. Die Sitzbank ist an den rechten Pfeiler angedübelt: L 110, H 17,5, T 25; Stützpfiler (im Abstand von 77 cm zum rechten Pfeiler) H 34, B 20, T 25. Differenz der Sturzoberfläche zur Sitzbankoberfläche 61.

Der Sturz wurde offensichtlich verkehrt herum auf die Pfeiler aufgesetzt, denn anders läßt sich nicht erklären, daß hinten sowie auf den beiden Schmalseiten Felder mit

senkrecht eingetieften Linien sind, welche etwas verspielt aussehen und kein typisches Sandstein-Zierelement sind. Bedauerlich auch, daß der Sturz bereits deutliche Frostschäden in Form von rissigen Lagerflächen zeigt – der Stein ist also nicht von bester Qualität, wie es für eine Wind und Wetter ausgesetzte Gruhe unbedingt erforderlich ist. Auch an den Pfeilern sind schon erste Schäden infolge aufsteigender Bodenfeuchtigkeit zu sehen!

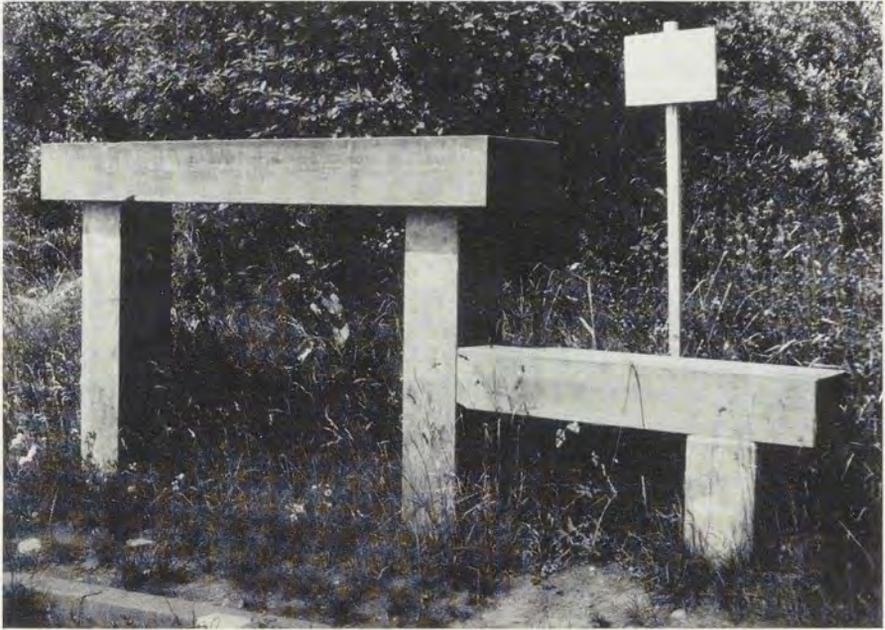


Abb. 65: Vaibingen, Gruhe im Gewann »Hobrieser«, Markung Horrheim.

Gruhe im Gewann »Unter der Ruhestätte«, Ensingen (Abb. 66)

Der Flurname sagt schon alles – es handelt sich um einen alten Gruhenstandort halbwegs zwischen Kleinglattbach und Ensingen linkerhand der Straße und wenig nördlich der Bahnlinie Vaibingen-Nord-Illingen. Die dort in einer bepflanzten Böschung an einer Feldwegabzweigung (F.W. 4019) stehende Gruhe aus Maulbronner rötlichem Schilfsandstein ist freilich neu; sie wurde 1975 anlässlich des Abschlusses der Flurbereinigung hier erstellt (R 34 97 120, H 54 24 780); an eine frühere Gruhe hier kann sich zwar niemand erinnern, doch ist der Flurname althergebracht.

Die Maße: Sturz L 200, B 20, T 40; linker Pfeiler H 105, B 20, T 25; rechter Pfeiler H 109, B 20, T 25; Pfeilerabstand (lichte Weite) 130. Sitzbank (rechts des höheren Teils und mit diesem durch Dübel verbunden) L 110, H 17,5, T 25; Sitzbank-Stützpfiler H 44, B 20, T 25, Abstand zum Pfeiler des höheren Teils 78. Differenz Sturzoberfläche-Sitzbankoberfläche 65.

Die Vorderfront der Gruhe ist nicht gegen den Feldweg, sondern nach Osten gegen die Straße ausgerichtet; im Sturz der gekrönelten und grob scharrierten Gruhe ist in erhabenen Buchstaben zu lesen »Krugstatt«, links und rechts von zwei Symbolen gesäumt. Im Sitzbank-Sturz ist in vertiefter Schrift »Flurbereinigung Ensingen 1975« eingemeißelt.

Die Gruhe ist in gutem Zustand und – wie die zuletzt genannte – erfreulicherweise in

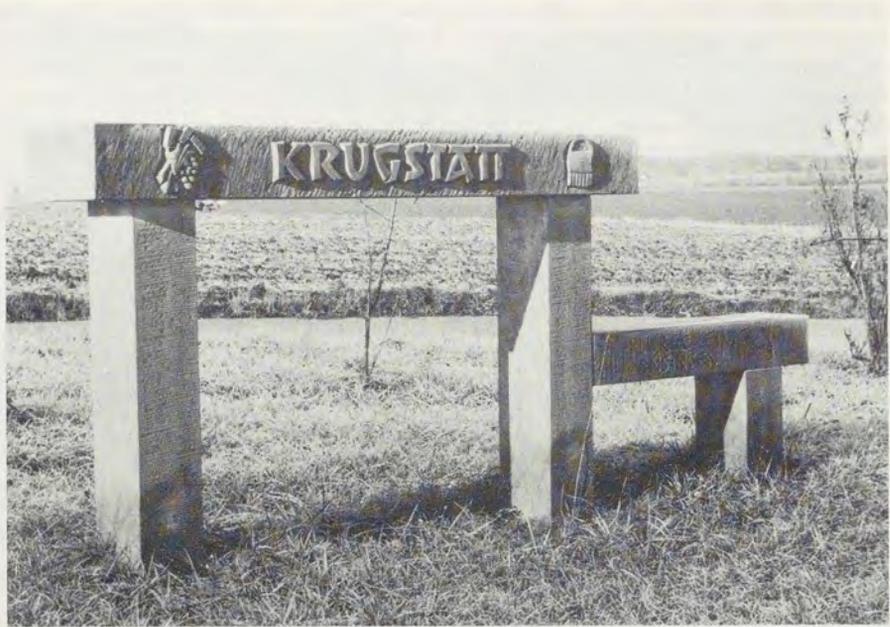


Abb. 66: Vaibingen, Gruhe im Gewinn »Unter der Ruhestätte«, Markung Ensingen.

den Maßen und Proportionen historischen Vorbildern angepaßt. Weniger passen allerdings Forsythie, Bluthasel, Geißblatt und Sanddorn in die freie Landschaft, und in ein Gebüsch aus diesen Straucharten wird die Gruhe in wenigen Jahren eingewachsen sein.

Walheim

In Walheim gibt es keine Gruhen, auch finden sich keine Hinweise, daß es früher welche gegeben hat⁴⁵.

Schlußbemerkung

Etwa 25 »Original-Gruhen« – je nachdem, was man als »original« anzuerkennen bereit ist, eine mehr oder weniger – kann man im Kreis Ludwigsburg heute noch sehen; rechnet man die nur noch in Fragmenten erhaltenen, umgesetzten und teils mehr, teils weniger veränderten hinzu, sind es insgesamt 37 Gruhen. Davon besitzt nur etwa ein Drittel eine steinerne Sitzbank bzw. Hinweise auf das frühere Vorhandensein einer solchen (Zapflöcher etc.). Bei Flurbereinigungsverfahren sind in Anlehnung an die alten Bräuche sechs neue Gruhen aufgestellt worden, zwei davon allerdings in »Pseudo-Stil«. An über der Hälfte (!) der überkommenen Gruhen sind in den letzten Jahren Veränderungen oder Ausbesserungen vorgenommen worden, nur selten allerdings in fachmännischer Steinmetzarbeit! Aber immerhin wurde die Mehrzahl der Gruhen, die in den letzten Jahren

am althergebrachten Standort stürten, versetzt und erhalten, während es früher üblich war, sie verschwinden zu lassen. Nur ein knappes Drittel der Gruhen befindet sich in einem guten, knapp zwei Drittel in einem einigermaßen akzeptablen Zustand; eine Gruhe (Markgröningen, Unterriexinger Straße) dürfte in absehbarer Zeit zusammenbrechen, von vieren (Benningen, Eberdingen-Nußdorf, Remseck-Neckarrens und Möglingen) sind nur noch Teilstücke vorhanden.

Rund einhundert einigermaßen gesicherte Hinweise auf heute spurlos verschwundene Gruhen gibt es; rechnet man weitere – im Textteil nicht gesondert erwähnte – dem Verfasser zu Ohren gekommene Mutmaßungen und Fingerzeige Einheimischer hinzu, dürfte man mit einer Gesamtzahl von knapp zweihundert ehemaligen Gruhen im Kreisgebiet wohl nicht falsch liegen. Die »Verlustrate« beträgt somit derzeit rund 80 Prozent! Die letzten Verluste sind in Steinheim-Höpfigheim (Totalbeschädigung bei Unfall – Ersatz durch neue Gruhe) und Oberriexingen (Unachtsamkeit bei Erschließungsarbeiten) erfolgt.

Zum Alter der Gruhen Angaben zu machen, ist überaus schwierig: Bearbeitungsspuren lassen eine Altersbestimmung nur selten zu, Standorteigenschaften (Alter der Straße etc.) ebenfalls. Eingemeißelte Jahreszahlen sind nur bei drei Gruhen in Kornwestheim (1803) eindeutig; in anderen Fällen (Ludwigsburg-Hoheneck 1814, Remseck-Neckarrens 1823, Steinheim-Höpfigheim 1830, Vaihingen-Enzweihingen 1840) kann es sich auch um spätere Beschriftungen handeln, wiewohl dies nicht allzu wahrscheinlich ist. Aus Proportionalität, Bearbeitung und Standort zu schließen, dürften die Gruhen von Tamm und Oberriexingen zu den älteren zählen und auf rund 250 bis 300 Jahre zu schätzen sein; die Mehrzahl, so ziemlich sicher die Markgröninger und die Vaihinger Gruhen, dürfte zwischen 1780 und 1840 entstanden sein. Ab der Mitte des vergangenen Jahrhunderts war wegen besser werdender Verkehrsmittel das öffentliche Bedürfnis an Gruhen nicht mehr so groß. Genauere Zeitangaben wären augenblicklich reine Spekulation. Mittels detaillierterer Untersuchungen der Standorteigenheiten, der Flurbezeichnungen (vgl. Korntal-Münchingen, Pleidelsheim und Vaihingen-Ensing), der Schmiedearbeiten (Schmiedestempel!) und der Steinbearbeitungstechniken könnte jedoch sicher noch mancher geschichtlich interessante Aspekt herausgefunden werden, doch muß dies örtlich bewanderten Historikern und entsprechenden Fachleuten vorbehalten bleiben. Auch in alten Jahresrechnungen der einen oder anderen Gemeinde (vgl. Tamm) würde sich wohl bei genauem Forschen ein Hinweis auf eine aufgestellte Gruhe finden lassen.

Weniger historische, als vielmehr rein dokumentarische Anliegen verfolgt vorliegende Arbeit. Die »bloße Dokumentation« des Bestandes erscheint angesichts grundlegender Wandlungen unserer Kulturlandschaft und rapide fortschreitender Veränderungen schon wertvoll und unabdingbar, wenn das Wissen um unser Kulturgut im Bewußtsein der Bevölkerung wachgehalten werden soll. Wie schnell vergessen wird, wo genau bis vor wenigen Jahren Gruhen standen, wie diese ausgesehen haben oder wann welche Ausbesserungsarbeiten erfolgt sind, mußte bei vielen Gesprächen mit Einheimischen und »Amtspersonen« immer wieder festgestellt werden. In unserer schnelllebigen Zeit, wo die Kommunen in einem Jahr mehr Investitionen tätigen als früher in Jahrzehnten, sind die Gruhen zu völligen »Nebensächlichkeiten« geworden, zu Relikten, mit denen man – wie überhaupt mit den Belangen Denkmalschutz, Naturschutz und Landschaftspflege – oft nicht so recht umzugehen weiß. So nimmt es nicht wunder, daß in den letzten drei Jahrzehnten mit Gruhen, Feldkreuzen, Denksteinen usw. ziemlich ehrfurchts- und rücksichtslos umgegangen wurde. Wenn diese Dokumentation dazu beiträgt, die Haltung gegenüber derartigen »Nebensächlichkeiten« zu ändern und wenn sie bewirkt, daß das spurlose Verschwinden von Gruhen aufhört und die restlichen Gruhen gesichert und erhalten werden, ist ihr Zweck erreicht!

Trotz des Bemühens um Vollständigkeit ist sich der Verfasser der Lücken bewußt, die im etwa 68 700 ha großen Landkreis Ludwigsburg nur mit unvertretbar hohem Aufwand zu schließen gewesen wären. Vielleicht steckt sogar in einem Gebüsch an einem nicht mehr begangenen Fußweg noch eine Gruhe oder finden sich noch auf einem Steinlagerplatz Gruhensteine – der Verfasser wäre dankbar für jeden Hinweis, der in dieser Thematik weiterführen könnte.

Diese Dokumentation ist aus der »Kartierung kleiner Steinbauten« heraus entstanden, welche die Kreisgruppe Ludwigsburg des BUND (Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland) vor Jahren begonnen und 1984 vorläufig abgeschlossen hat. Neben Wengerter- und Feldschützenunterständen sowie steinernen Bogenbrücken wurden auch die Gruhen aufgenommen. Allen Mitarbeitern an dieser Kartierung, ebenso auch allen, die sich bei der Gemeindeumfrage mit den Gruhen beschäftigten, sei herzlicher Dank gesagt. Mein besonderer Dank gilt Herrn A. Gagsch, Tamm, der die Gemeindeumfrage betreute, und Herrn Steinmetzmeister H. Dietl, Steinheim, der bei zwei Kreisrundfahrten sein fachkundiges Urteil zu den einzelnen Gruhen abgab. Das Bildmaterial stammt – mit einer Ausnahme – vom Verfasser (soweit nicht gesondert angegeben, fotografiert 1983/84); Abb. 33 nahm O. Frank, Marbach, auf. Die Reproduktion der Karten (Abb. 2, 8, 18, 22, 36, 43, 48) erfolgt mit Genehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg, Az. 5.11/184, 205. Die Koordinatenangaben bei den Standortschilderungen entsprechen dem Gauß-Krüger-System und sind auf top. Karten 1:25 000 bestimmbar.

Zu dieser Arbeit:

Der Landkreis Ludwigsburg gehört zu den altbesiedelten Gegenden unseres Landes, die der Mensch seit vielen Jahrhunderten entsprechend seinen Bedürfnissen und Möglichkeiten nutzt und gestaltet. Im Verlauf langer Zeit entstand ein Gleichklang zwischen Natur und Landnutzung – eine vielgestaltige Kulturlandschaft, die trotz intensiver Nutzung auch der Natur genügend Raum beließ. Siedlungen, kleine und große Bauwerke bildeten eine Harmonie mit der Umgebung: Standorte, Material und Gestaltung richteten sich nach den örtlichen Gegebenheiten und Bräuchen – so entstand Charakteristisches – Unverwechselbares – Heimat!

Heute ist vieles anders: Wir leben in einem hochindustrialisierten, dichtbesiedelten Gebiet, in dem Natur und Kulturgeschichtliches laufend vordergründig Nützlicherem weichen muß. Den heutigen Bewohnern unserer Gegend sind Monolithgräber, Pyramiden, griechische Tempelstätten und römische Aquädukte bekannter als die kunstvoll gefertigten kleinen Steinbauten der Heimatlandschaft. Die Beziehung zu Denksteinen, Sühnekreuzen, Gruhen am Wegesrand, steinernen Bogenbrücken und Feldhüterunterständen ist weitgehend verlorengegangen oder oberflächlichen musealen Gedanken gewichen. In die von extremem Nützlichkeitsdenken geprägte Zeit scheinen die Relikte vergangener Zeiten nicht mehr so recht zu passen. Oder doch? Würde in unserer Heimatlandschaft nicht etwas fehlen, wenn das von unseren Vorfahren Geschaffene nur noch in Bildbänden zu besehen wäre? Zum charakteristischen Bild der Heimat gehören nun auch einmal die kleinen Dinge am Wegesrand – es sind nicht nur Kirchen und Schlösser, die den Reiz einer Landschaft ausmachen und ihr ein unverwechselbares Gepräge verleihen!

Der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) verfolgt neben ökologischen und umweltpolitischen Zielen auch die Sicherung kulturgeschichtlicher Zeugnisse. Nicht nur auf ökologische und ästhetische Gesichtspunkte des Landschaftswandels wird Einfluß zu nehmen versucht, auch die Erhaltung und Sicherung kulturhistorischer Leistungen und Zeugnisse – die oft genug mit der Natur und der Landschaft in enger Beziehung stehen – sind dem BUND ein stetes Anliegen.

Es ist sehr erfreulich, daß sich unser Mitglied Reinhard Wolf – beruflich mit der Thematik Naturschutz und Landschaftspflege befaßt und tagtäglich mit der Veränderung der Kulturlandschaft konfrontiert – der Gruhen des Kreisgebietes angenommen hat. Die Bestandsaufnahme und Dokumentation ist unerlässlich, wenn man eine Verbesserung der Wertschätzung gegenüber kulturhistorisch Überkommenem erreichen will. Es ist daher zu hoffen, daß durch diese mit Akribie vorgenommene, detaillierte Dokumentation das Wissen und Verständnis um die Gruhen vertieft werden kann – eigentlich sollte nunmehr keines dieser Denkmale aus vergangenen Tagen mehr verschwinden und es muß selbstverständlich sein, daß das noch Vorhandene restauriert und gesichert wird!

Der BUND-Kreisverband Ludwigsburg hat diese Veröffentlichung mit einem namhaften Betrag gefördert. Dies soll ein Beitrag sein zur weiteren Bewußtseinsänderung bei den Gemeinden und der Bevölkerung hinsichtlich des Schutzes sowie der Sicherung kleiner Steinbauten in unserer Kulturlandschaft.

Claus-Peter Hutter
Kreisvorsitzender des Bund für
Umwelt und Naturschutz Deutschland

Anmerkungen und Literaturhinweise

- 1 Auskünfte vom Bürgermeisteramt Affalterbach (15. 2. 1983, 22. 8. 1983) sowie von Herrn Eugen Munz, Marbach, und Herrn Dr. Paul Sauer, Tamm.
- 2 Zeitangabe aufgrund von Auskünften des Bürgermeisteramtes; nach Hinweisen eines Einheimischen soll die Gruhe allerdings bereits in den 30er Jahren entfernt worden sein.
- 3 Keine historische Wegbezeichnung; Benennung während der Flurbereinigung.
- 4 Auskünfte von der Stadtverwaltung Asperg (15. 3. 1983) nach Ermittlungen von Herrn Theodor Bolay.
- 5 Auskünfte vom Bürgermeisteramt Benningen (9. 3. 1983).
- 6 Heute ist der gesamte Hangbereich überbaut!
- 7 Seyfferle, Wilhelm: Gruhen! Helfer und Zeugen des einstigen Verkehrs auf der Landstraße. »Hie gut Württemberg«, Beilage zur Ludwigsburger Kreiszeitung vom 23. 9. 1950, Jg. 2, Nr. 1, Seite 1. Ein weiterer Hinweis auf die Benninger Gruhe befindet sich in einem Artikel von A. Ritz in der Ludwigsburger Kreiszeitung vom 27. 7. 1936: »Von Benningen herauf steigen ein paar Bauernfrauen mit Körben und Kannen auf dem Kopf und an der Hand. Sie tragen Eier, Milch und Butter nach Ludwigsburg, wo ein zahlreicher Hofstaat und eine Beamtenstadt auf Zufuhr vom Lande warten. Schwer atmend kommen die Frauen auf die Höhe; die alte Römerstraße nimmt sie auf. Dort am Straßenrand steht das ersehnte steinerne Abstellgerüst, die »G'rub-Bank«, von der Gemeinde errichtet; das Benninger Zehntzeichen BB (Benningen–Backnang) ist in die Querplatte eingehauen. Bequem können die Frauen ihre Kopfkörbe auf die hohe Platte stellen; sie selbst lassen sich auf den niederen Sitzplatten nieder.«
- 8 Auskünfte von der Stadtverwaltung Besigheim (10. 3. 1983).
- 9 L = Länge, H = Höhe, T = Tiefe, B = Breite; Maßangaben in cm.
- 10 Auskünfte von der Stadtverwaltung Bietigheim-Bissingen (16. 2. 1984).
- 11 Die Sicht ist zwar umfassend, der Anblick des stark zersiedelten Raumes Bietigheim–Ludwigsburg dagegen ist nicht gerade erhebend!
- 12 Auskünfte von der Stadtverwaltung Bönnigheim (2. 3. 1983) und von mehreren Einheimischen.

- 13 Auskünfte von der Stadtverwaltung Ditzingen (3. 6. 1983).
- 14 Auskunft vom Bürgermeisteramt Eberdingen (20. 2. 1984).
- 15 Auskünfte vom Bürgermeisteramt Erdmannhausen (17. 2. 1983) und von älteren Einheimischen.
- 16 Auskunft von der Gemeindeverwaltung Erligheim (14. 2. 1983).
- 17 Auskunft von der Stadtverwaltung Freiberg (16. 2. 1984).
- 18 Gruhen! Hie gut Württemberg, 2. Jg., Nr. 1, S. 8 (23. 9. 1950).
- 19 Auskünfte vom Bürgermeisteramt Freudental (26. 1. 1983), Bürgermeisteramt Gemmrigheim (24. 2. 1984), von der Stadtverwaltung Gerlingen (24. 2. 1983) und vom Bürgermeisteramt Großbottwar (4. 2. 1983).
- 20 Auskünfte vom Gemeindeverwaltungsverband Schwieberdingen-Hemmingen (23. 2. 1983).
- 21 Auskunft vom Bürgermeisteramt Hessigheim (31. 1. 1983).
- 22 Auskunft vom Bürgermeisteramt Ingersheim (13. 1. 1984).
- 23 Auskünfte vom Bürgermeisteramt Kirchheim am Neckar (8. 2. 1983).
- 24 Auskunft von der Stadtverwaltung Korntal-Münchingen (15. 2. 1983).
- 25 Auskünfte von der Stadtverwaltung Kornwestheim (16. 3. 1983).
- 26 »Hohlwege und »G'rub = Bänke« in unserem Bezirk«; Ludwigsburger Zeitung, 27. 7. 1936.
- 27 Auskunft vom Bürgermeisteramt Löchgau (8. 2. 1983).
- 28 Auskünfte von der Stadtverwaltung Ludwigsburg (7. 3. 1983, 12. 9. 1984); siehe auch Ortschronik von Hoheneck 1983, Seite 50.
- 29 Auskünfte von Herrn Eugen Munz, Marbach (7. 3. 1983) und der Stadtverwaltung Marbach (7. 4. 1983).
- 30 Auskünfte von der Stadtverwaltung Markgröningen (23. 1. 1984).
- 31 Wiewohl die Gruhe seit Jahr und Tag an derselben Stelle steht, ist sie merkwürdigerweise in der neuesten Ausgabe des Kartenblattes 7020 Bietigheim nicht mehr der Erwähnung wert!
- 32 Auskunft von der Gemeindeverwaltung Möglingen (23. 2. 1983) nach einem ausführlichen Bericht der Herren Hermann und Adolf Seybold.
- 33 Auskunft von Herrn Kurt Schauffler im Auftrag des Bürgermeisteramtes Mundelsheim (5. 2. 1984).
- 34 Auskünfte von der Gemeindeverwaltung Murr (18. 2. 1983).
- 35 Auskünfte vom Bürgermeisteramt Oberriexingen (6. 2. 1984).
- 36 Nach E. Schedler: »Von der Krügeiche und vom Ausgruege«, Mitteilungsblatt der Gemeinde Oberstenfeld, 18. 2. 1983, und Auskünften des Bürgermeisteramtes Oberstenfeld (23. 2. 1983).
- 37 Auskunft vom Bürgermeisteramt Pleidelsheim a.N. (11. 2. 1983) nach einer Ausarbeitung von Herrn Ortsarchivpfleger Daniel Pfeiffer vom 4. 2. 1983.
- 38 Auskünfte von Herrn Heinz Pfitzenmayer (9. 2. 1983).
- 39 Auskünfte von der Stadtverwaltung Sachsenheim (16. 2. 1984).
- 40 Auskünfte vom Gemeindeverwaltungsverband Schwieberdingen-Hemmingen (23. 2. 1983).
- 41 Auskunft vom Bürgermeisteramt Sersheim (31. 1. 1983).
- 42 Auskünfte vom Bürgermeisteramt der Stadt Steinheim a.d. Murr (18. 3. 1983) nach Angaben von Heimatpfleger H. Dietl.
- 43 Auskünfte vom Bürgermeisteramt Tamm (7. 2. 1983); siehe auch Sauer, Paul: Tamm – Geschichte einer Gemeinde, 1980, S. 221.
- 44 Auskünfte von der Stadtverwaltung Vaihingen an der Enz (16. 2. 1983).
- 45 Auskunft vom Bürgermeisteramt Walheim (16. 1. 1984).

Bissinger Steindenkmale

von Helmut Orth

Vorwort

Wiederholt habe ich mich gefragt, wie lange man eigentlich braucht, um eine Landschaft und ihre Bewohner kennenzulernen. Jedesmal bin ich zu dem Schluß gelangt, daß ein einziges Menschenleben nicht dazu ausreicht. Wenn ich nun trotz der vielen unbeantworteten Fragen und der unerkannten Zusammenhänge eine Schrift über einen Teil der Bissinger und Untermberger Geschichte verfasse, so deshalb, weil man »das Werk einfach einmal beenden muß« wie es Goethe gesagt hat.

Seit Jahrzehnten führen mich die sonntäglichen Wanderungen hinaus in die heimische Flur, vor allem aber in den Rotenackerwald, der in botanischer Hinsicht durch den häufigen Wechsel der Kleinklimate und Biotope eine Besonderheit darstellt.

An schönen Sonntagen wandern hier Hunderte von Ausflüglern durch den Wald, seit einiger Zeit ist auch ein Trimm-Dich-Pfad angelegt, der gerne benutzt wird. Ich habe oft beobachten können, daß sich Leute für die behauenen Grenzsteine interessieren, die an den Wegrändern stehen. Die schönsten und interessantesten befinden sich an der Bissinger und Untermberger Gemarkungsgrenze. Leider ist immer wieder das Verschwinden des einen oder anderen dieser Steine zu beklagen. Nachdem sie jahrhundertlang ungestört an ihrem Platz stehen konnten, werden sie jetzt ausgegraben oder abgeschlagen und tauchen dann in einem Privatgarten wieder auf. Herr Apotheker M. Otto hat diese Marksteine ums Jahr 1970 kartiert, ich habe sie jetzt fotografiert und von jedem einzelnen zudem eine vermaßte Skizze angefertigt. Für jeden irgendwo auftauchenden alten Grenzstein aus unserer Gemarkung kann in Zukunft der genaue Herkunftsplatz nachgewiesen werden.

Die intensive Beschäftigung mit diesen Steinmetzarbeiten hat mich schließlich so sehr fasziniert, daß ich auch die übrigen Steindenkmale unserer Gemarkung fotografiert habe. Ruckerinnerung, wie auch Vergleich mit der vor etwa 25 Jahren von Prof. Dr. Roemer verfaßten Heimatgeschichte von Bissingen zeigen mir auch hier, daß nicht mehr alle Steindenkmale vorhanden sind. Insofern erschien es mir nicht überflüssig, eine Bestandsaufnahme vorzunehmen, sei es, daß meine Mitbürger diese Zeugen handwerklicher Fertigkeit unserer Vorfahren für die Zukunft schützen und erhalten, sei es, daß die Nachwelt nur noch auf diesem Wege erfahren wird, was zur Zeit in Bissingen und Untermberg an Steininschriften noch vorhanden ist. Ich wünsche natürlich ersteres und hoffe sehr, daß diese Schrift dazu beitragen wird, das Alte zu erhalten.

Ich danke allen, die mir Hinweise gegeben oder auf andere Weise geholfen haben, daß dieser Aufsatz entstehen konnte.

Kurzgefaßte Geschichte von Bissingen und Untermberg

Die Fruchtbarkeit des Enztals hat offenbar schon in der Jüngerer Steinzeit, vor etwa 5000 Jahren, Menschen zur Ansiedlung in unserer Heimat bewogen. In jene Zeit sind nämlich Tonscherben einzuordnen, die hinter dem Bruchwald gefunden wurden sowie eine steinerne Pflugschar, die im Landesmuseum aufbewahrt wird. Auch aus der Kupferzeit und aus der Bronzezeit sind Funde gemacht worden, die auf eine Besiedlung schließen lassen. Die Römer waren an mehreren Stellen mit villae rusticae vertreten, z. B.

bei der Jahnturnhalle und an anderen Plätzen. Danach siedelten die Alemannen in unserer Heimat, von ihnen sind mehrere Gräber mit Beigaben gefunden worden. Bissingen wird dann im 9. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt in einem Schreiben des Klosters Weißenburg im Elsaß, das hier Besitz hatte. Der Ortsname soll von einem Mann namens Busso abgeleitet sein, hier wohnten also die Leute des Busso, und in der Tat hieß Bissingen früher Bussingen. Eine Kirche oder wenigstens eine Kapelle (»Basilika«) hat schon im 9. Jahrhundert in Bissingen gestanden, 1364 wurde Konrad von Sachsenheim durch die württembergischen Herzöge mit dieser Kirche belehnt, 1404 verkauften die Sachsenheimer das Kirchenpatronat an das Heiligeistospital in Markgröningen. Damit tauchen dann dessen Insignien, der Krummstab mit dem Buchstaben M, auf unseren Grenzsteinen auf. Bissingen gehörte auch verwaltungsmäßig zum Oberamt Markgröningen, bis dieses 1719 aufgelöst wurde. Seitdem gehört Bissingen zum Kreis Ludwigsburg. Am 1. Januar 1975 wurden Bissingen und Untermberg mit Bietigheim zu »Bietigheim-Bissingen« vereinigt (Abb. 1, 2).

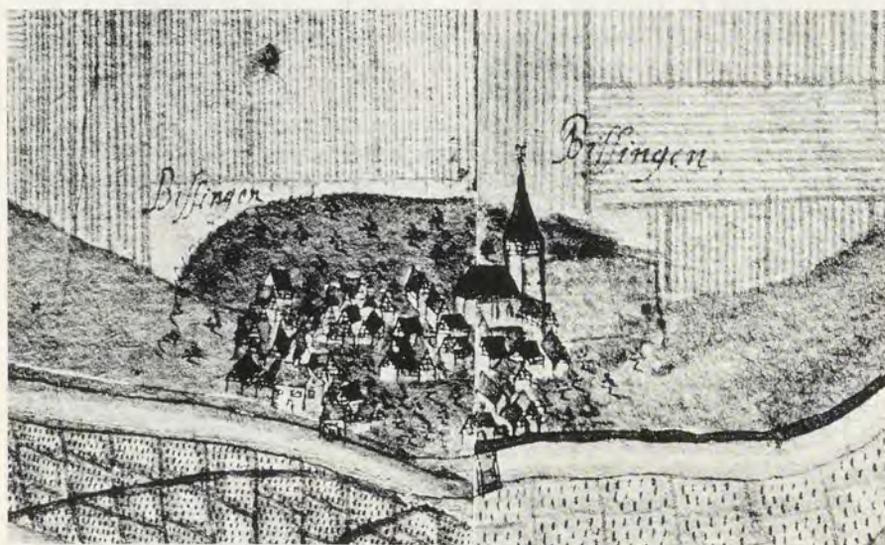


Abb. 1: Bissingen nach einer Darstellung auf der Kieserschen Forstlagerkarte, etwa 1683. Westlich der Mühle erkennt man den alten Holzgarten, südlich davon stand damals noch die große Kelter des Klosters Lorsch. Der Kirchturm hatte noch nicht die heutige Form, an seiner Nordseite war außerdem ein längliches Gebäude angebaut.

Will man über die Geschichte von Untermberg schreiben, so erscheint es ratsam, zunächst etwas über Remmingen oder Remmigheim zu sagen. Diese Ortschaft, vielleicht war es auch nur ein Weiler, befand sich im großen Enzbogen. Zeugen ehemaliger Besiedelung sind unlegbar, denn man findet stellenweise Tonscherben, stößt auf Mauerreste und kann vom Sonnenrain aus in den dortigen Kornfeldern Verfärbungen erkennen. Es hat sogar einen Ortsadel und eine Kirche gegeben, sie war dem Jakob geweiht und wird 1533 noch genannt. 1325 wird ein Wehr in Remmigheim erwähnt, es könnte sich bei der Sägmühle befunden haben. Das »Schlößle« im Rotenackerwald steht möglicherweise in Bezug zu Remmingen. Man muß einmal an einem Sommerabend die Remminger Flur durchschritten haben, um zu verstehen, welch ein einmalig schönes



Abb. 2: Bissingen im Jahre 1899. Nach einer alten Ansichtspostkarte.

Siedlungsgebiet sie darstellt. Zugleich wird einem aber auch klar, daß die Leute dort in der Falle saßen, sie brauchten daher unbedingt einen Beobachtungsposten, der notfalls auch als Zufluchtstätte dienen konnte. Nun führt vom Schlöfle eine Klinge hinab zum ehemaligen Tammer Bad, und hier könnte sich vielleicht eine Furt befunden haben, die ein Hinüberwechseln ermöglichte.

Die Bewohner der Ortschaft – auch hier wurden übrigens steinzeitliche Siedlungsspuren gefunden – konnten sich außer mit der Landwirtschaft auch durch Erhebung des Wasserzolls ihr tägliches Brot verdienen. Es könnte zudem einen Warenverkehr auf dem alten Weg, der das ganze Enztal links des Flusses hinaufführt, gegeben haben, die heutige Straßenverbindung Untermberg–Unterriexingen ist z. B. auf der Kieserschen Forstlagerkarte (1683) noch nicht eingezeichnet.

Zusammen mit dem Schlöfle konnte also Remmigen einen Riegel im unteren Enztal gebildet haben – mit aller Problematik in verteidigungstechnischer Hinsicht. Die Siedlung wurde dann aufgegeben und man findet im Jahre 1444 ein »Remmigheim unter dem Berg«, das bereits 1481 »Sachsenheim unter dem Berg« genannt wird und aus ganzen sieben Häusern bestanden haben soll. Auf der Gaderschen Karte von etwa 1585 aber ist ein Ort mit stattlichen Gebäuden dargestellt, der Ortsname ist jetzt »Bissingen unter dem Berg«, wir werden Inschriften aus jener Zeit wiederholt begegnen. Der letzte Sachsenheimer Schloßherr war 1561 verstorben, Untermberg blieb beim Amt Sachsenheim mit Oberamt Markgröningen, kam später zum Oberamt Vaihingen, nach dessen Auflösung vor etwa 40 Jahren zum Kreis Ludwigsburg und wurde 1953 zu Bissingen eingemeindet. Das Wappen zeigt die *Ruine* mit den Buchstaben *UB*, auf den Grenzsteinen steht entweder nur *UB* oder es ist das *Sachsenheimer Wappen (Büffelhörner)* dargestellt.

Der Stoff, aus dem die Steine sind

Wir befinden uns hier im Muschelkalkgebiet, weshalb viele Steindenkmale aus diesem Material sind. Einige Steine sind auch aus dem leichter zu bearbeitenden Schilfsandstein

Freudentaler oder Maulbronner Herkunft, bei den Flurbereinigungen 1935 und 1960 wurden Marksteine aus Travertin bzw. aus Gneis gesetzt.

Befassen wir uns etwas näher mit dem heimischen Werkstoff, dem Muschelkalk, den wir in mehreren Bissinger Steinbrüchen in seinem Schichtaufbau studieren können. Der größte Steinbruch auf unserer Gemarkung gehört zum Schotterwerk Fink auf der linken Enzseite, an der Ortsgrenze zu Bietigheim. Drei weitere Steinbrüche befanden sich früher ebenfalls an der Kayhstraße in Richtung Bissingen, wovon einer während des 2. Weltkriegs eingestellt worden ist, die beiden anderen, etwa gegenüber der Wörthbrücke gelegen, schon früher. Einer wurde mit Aushub aufgefüllt, was Fossiliensammler zu bedauern haben, denn die dortigen Schutthalden waren eine reiche Fundgrube für Versteinerungen. Eine weitere Bruchstelle sieht man auf halber Höhe in den Weinbergen, gegenüber dem Wehr.

Im Bruchwald – er ist auf der Gadnerschen Forstlagerkarte so eingezeichnet, wie die Bevölkerung das Wort heute noch ausspricht, nämlich Bruewald – befindet sich beim heutigen Sängershain ebenfalls ein Kalksteinbruch, eine weitere Bruchstelle, die angeblich sogar Steine für den Ludwigsburger Schloßbau geliefert hat, ist zur Schießbahn ausgebaut worden. Im Rotenackerwald gab es bis vor wenigen Jahren drei Steinbrüche, der südlichste davon, und der größte zugleich, liegt etwa 500 Meter nördlich vom Naturfreundehaus, auch er ist Steinlieferant für das Ludwigsburger Schloß gewesen. Die beiden anderen sind in den letzten Jahren mit Aushub aufgefüllt worden. Einer war vom Schloßle in nordöstlicher Richtung in etwa zwei Minuten zu erreichen, der andere befand sich nordöstlich vom kleinen Enzblick und soll aus römischer Zeit gestammt haben.

Was die Zusammensetzung betrifft, so scheint der Kalk ein recht einfaches Material zu sein, er besteht aus Calcium, Kohlenstoff und Sauerstoff, seine chemische Bezeichnung ist Calciumcarbonat. Nimmt man die chemische Zusammensetzung als Leitfaden, so entdeckt man sehr bald eine erstaunliche Vielfalt, denn Calciumcarbonat kommt in der Natur vor als Kalk, Travertin – übrigens nur an zwei Stellen auf der Erde: in Rom und Bad Cannstatt – als Marmor in verschiedenen Farben sowie als Kreide verschiedenster Qualitäten, es gibt z. B. eine Kreideart, die ebenfalls nur an zwei Stellen auftritt, in Neuburg an der Donau und bei Peking. Es ließe sich ein ganzes Buch über Calciumcarbonat schreiben, dessen Mannigfaltigkeit sich dann doch wieder auf einen einfachen Nenner zurückführen läßt: in kristallographischer Hinsicht hat man nur zu unterscheiden zwischen Calcit und Aragonit. Bei Temperaturen unterhalb $29,4^{\circ}\text{C}$ kristallisiert das Calciumcarbonat als Calcit (trigonal) aus, darüber als Aragonit (rhombisch) (Abb. 3, 4).

Der Muschelkalk ist gelegentlich eisenhaltig, weshalb er sich im Laufe der Zeit an der Luft gelb verfärbt, was zum Teil auch an unseren Steindenkmälern zu beobachten ist. Die Witterungsbeständigkeit ist im allgemeinen sehr gut. Es sei noch erwähnt, daß die Muschelkalklandschaft gelegentlich zur Verkarstung neigt. Das ist auch im Rotenackerwald der Fall, man findet dort an drei Stellen Absenkungen (Dolinen), einer davon werden wir noch begegnen.

Der Schilfsandstein des Strombergs tritt in gelber, roter und gebänderter Form auf, er ist leicht zu bearbeiten und trotzdem witterungsbeständig. Nach einer Theorie von Professor Wurster (Bonn) soll der Schilfsandstein als Ablagerung eines Flußdeltas, das sich von Würzburg bis Basel mit 1% Gefälle erstreckte, zu betrachten sein. Seinen Namen hat der Stein von den Schachtelhalmversteinerungen, die man gelegentlich findet.

Abb. 4: Rasterelektronenmikroskopische Aufnahme von Aragonit (Aufn. Heinz Brennenstuhl) ►

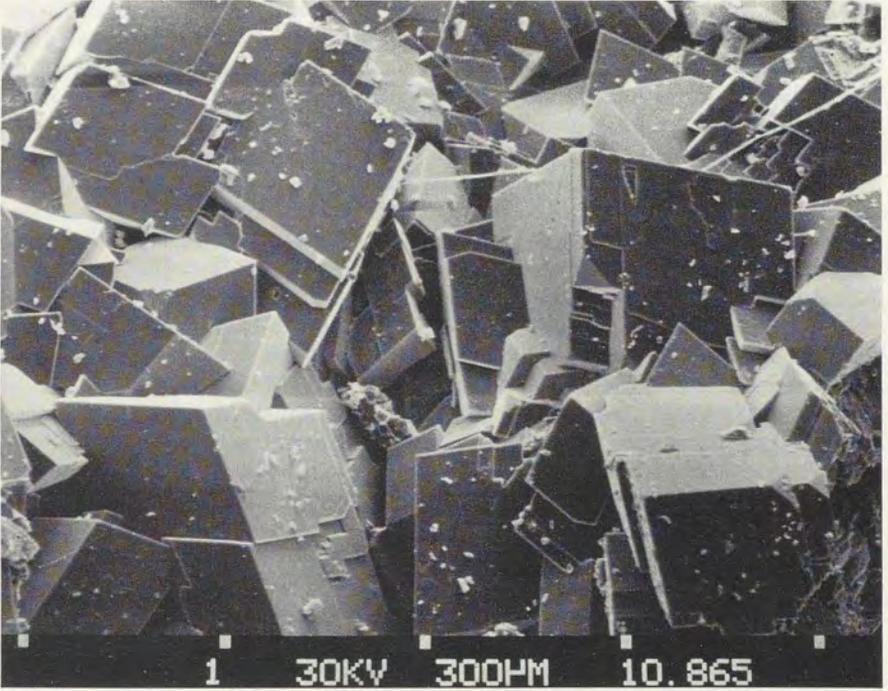
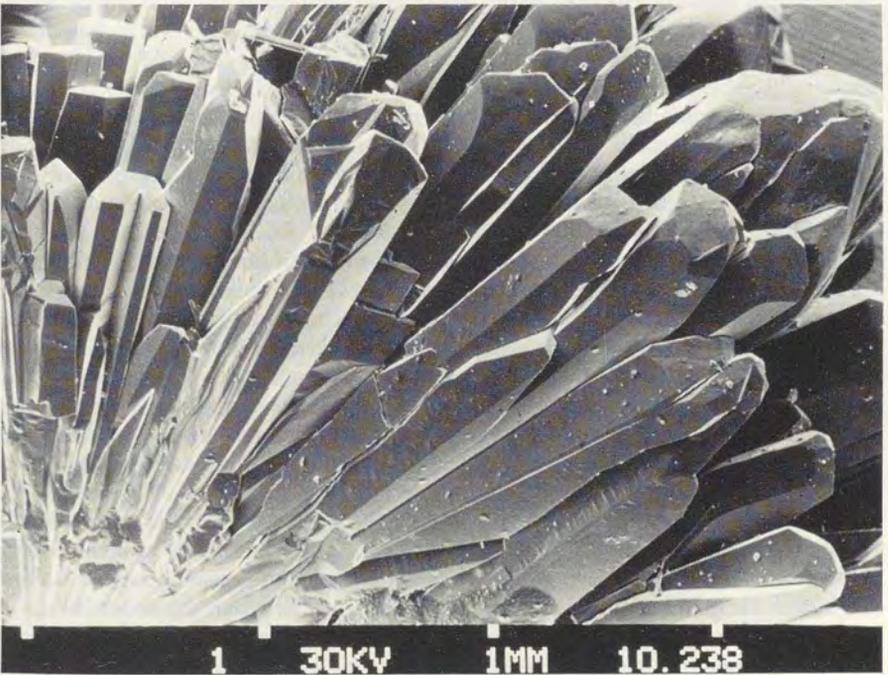


Abb. 3: Rasterelektronenmikroskopische Aufnahme von Calcit (Aufn. Heinz Brennenstuhl)



Ein Wort über die Steinmetzkunst

Um es gleich zu sagen: es handelt sich um ein Laienwort, obwohl der Verfasser im Herbst 1977 Gelegenheit hatte, im Burerschen Steinbruch in Maulbronn sich selbst einmal in dieser Kunst zu üben und seither Steinmetzarbeiten mit anderen Augen sieht: zur Nachahmung empfohlen!

»Sie bauten für die Ewigkeit« heißt es von den Griechen und Römern, und es ist verständlich, daß sich die Steinmetzen auch persönlich verewigen wollten, indem sie auf den von ihnen behauenen Steinen ihr Steinmetzzeichen einmeißelten. Wir sehen diese Zeichen insbesondere an den Strebepfeilern der Kilianskirche in Bissingen sowie an der Kaimauer des Holzkanals. Die Grenzsteine tragen offenbar keine Steinmetzzeichen, woraus geschlossen werden kann, daß sie von heimischen Handwerkern hergestellt worden sind, die kein eigenes Zeichen besaßen, obwohl ihre Arbeiten gelegentlich als künstlerisch zu bezeichnen sind.

Es hat hier lange Zeit Steinhauer gegeben, die die in den Steinbrüchen gebrochenen Steine für kargen Lohn mit dem Hammer zerklopfen. Es entstanden so Vorlagensteine und Schotter für den Straßenbau. Die Herstellung von Steinquadern für den Hausbau erforderte größte Fertigkeit, es mußte mit dem Hammer und Meißel gearbeitet werden, das Eingravieren der Wappen schließlich geschah mit dem Stichel. Manche Steinmetzarbeiten auf unserer Gemarkung zeugen von hoher Kunst, insbesondere die Steinmetzzeichen sind mit großer Präzision gefertigt worden.

»Pan metron ariston – immer das rechte Maß einhalten« war der Grundsatz der griechischen Bauleute. Fragt man bei unseren Steinmetzarbeiten nach der Harmonie der Maße, so kann man feststellen, daß oft einfache Maßverhältnisse eingehalten worden sind (z. B. 1:2 oder 2:3 usw.). »Auch sie hatten das Maß« möchte man also von unseren Steinmetzen sagen.

Wir wandern durch Bissingen

Unsere Wanderung beginnt am besten auf der Parzelle Bahnhof bei der ehemaligen Ölmühle. Wir verlassen die verkehrsreiche Bahnhofstraße und suchen den Waldweg auf, den wir in Richtung Bissingen gehen. Eine andere Welt hat uns aufgenommen! Der Verkehrslärm dringt nur noch schwach zu uns herüber, der Blick ist stellenweise frei zum Ellental mit dem Viadukt, bis hinüber zum Petersfeld. Vielleicht ist gerade ein Aprilabend und die Sonne steht als feuerroter Ball am westlichen Himmel. Rechts und links des sanft gewundenen Wegs blüht der Lerchensporn in weiß und violett, und der Bärlauch verbreitet einen durchdringenden Duft. Nachdem wir einige Minuten durch die »Brandhalde« gegangen sind, erscheint unvermittelt zu unserer Linken in einer Steinnische das Weilbrünnele, eine Steinmetzarbeit aus dem Jahre 1897. Leider kann man hier nur noch sagen: »Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber net«, denn der Brunnen ist längst versiegt. Nicht etwa wegen Wassermangels, sondern weil verschiedene Baumaßnahmen nach dem ersten und zweiten Weltkrieg dazu geführt haben, daß das Wasser heute einen anderen Weg nimmt, nämlich in die Kanalisation.

Der Brunnentrog ist 1980 in gekonnter Weise renoviert worden, es fehlt jetzt nur noch das Wasser, vielleicht auch eine Ruhebänk, dann wäre die Idylle wieder vollkommen. Im Enzthal unter uns haben wir die Insel, im Volksmund »Wasen« genannt, es soll sich um eine künstliche Insel handeln, weil hier in früherer Zeit eine Mühle gestanden habe, für die ein Mühlkanal angelegt werden mußte. Oberhalb der Insel ist die Wullingsfurt, ein alter Enzübergang.

Nach Verlassen der Brandhalde gehen wir die Bahnhofstraße entlang, vorbei an der Maschinenfabrik G. F. Grotz. Einige hundert Meter oberhalb davon befindet sich die Schleifmühle. Beim Abbruch einer Scheune fand man dort kürzlich einen Steinbogen mit kaum mehr lesbaren Inschriften, man glaubt aber die Jahreszahl 1515 entziffern zu können. Der Steinbogen dient jetzt als Rückenlehne einer Ruhebank.

Im Neubaugebiet südlich der Brandhalde steht seit 1968 die Martin-Luther-Kirche. Auf ihrer Südseite finden wir einen Gedenkstein mit einer *fünfblättrigen Rose* und einem *Kreuz* sowie der Inschrift »SOLA FIDE 1968«.

Hinter der Einmündung der Gottlob-Grotz-Straße in die Bahnhofstraße stehen die beiden von Fabrikant G. F. Grotz erbauten Villen, die zum Teil in Naturstein ausgeführt sind und Steinmetzarbeiten zeigen, die ältere hat z. B. einen Natursteinbalkon mit schöner Verzierung. Beide Villen verfügen über farbige Glasfenster mit Jugendstil-motiven.

Nach weiteren etwa 500 Metern erreichen wir den alten Friedhof. An der Außenseite der Friedhofmauer ist auf der Ostseite ein Stein mit der Jahreszahl 1738 und dem *Wappen des Pflegemünsters* (ehemaligen Heiliggeistspitals) Markgröningen eingelassen. Der Stein wurde beim Abbruch der Zehntscheuer in der Brückenstraße im Jahre 1961 von Herrn Ehnle sichergestellt und hier angebracht. Im Friedhof sind an der Ostseite drei alte Grabsteine aus gelbem bzw. rotem Sandstein aufgestellt worden. Der älteste besteht aus einer achteckigen Säule mit einer Vase. Es ist nicht überliefert, wer diesen Stein geschaffen hat. Die beiden anderen Grabsteine sind von Steinmetzmeister Johann Mauß hergestellt worden. Der eine zeigt eine in *nachdenkliche Trauer versunkene Frau*, der andere trägt *Ornamente* und eine *Schale*.

Das in Richtung Ortsmitte anschließende Grundstück hat am Eingang einen manns-hohen Sandsteinpfeiler, in den der Name des ehemaligen Besitzers *Friedrich Bek* und die Jahreszahl 1898 eingemeißelt sind. Herr Bek war der Besitzer der ehemaligen Brauerei in der Meierhofstraße, er hatte hier seinen Obstgarten. Auf der anderen Straßenseite, Bahnhofstraße 11, ist über der Haustür des zum Abbruch bestimmten Jugendhauses (früher Haus Rommel) eine exakt ausgeführte Steinmetzarbeit zu sehen – hoffentlich kann sie erhalten bleiben! Der Türsturz zeigt in erhabener Ausführung einen *Pflug*, dazu die Zahlen und Buchstaben 18.L.R.(Pflug)D.R.65. Darüber steht »g.v. Wehl« (= gemacht von Wehl?). Der Stein ist ein sehr schönes Symbol für das Haus eines Landwirts. Das Haus sollte übrigens früher schon einmal abgerissen werden. Nicht etwa wegen Auffälligkeit, sondern weil der damals vorgeschriebene Bauabstand zum Friedhof nicht eingehalten worden war. Ein beherzter Bissinger Bürger namens Weil (war es der Steinmetz?) fuhr dann zum König nach Stuttgart und machte ihm klar, daß der Abbruch des neu erbauten Hauses den Ruin der Bauernfamilie bedeuten würde. Das Haus durfte stehen bleiben.

Im Frühjahr 1978 wurde das Haus Bahnhofstraße 4 abgerissen, das »große Haus«, wie der Volksmund sagte. Es war vor etwa 200 Jahren erbaut worden, vermutlich von einem Angehörigen der Familie Vatter, die noch zwei weitere stattliche Gebäude in Bissingen errichtet hat. In diesem Haus befand sich ursprünglich eine Gastwirtschaft zum Engel und insofern zierte den Türeingang ein in Sandstein gehauener *Engelskopf*, der im Laufe der Zeit ziemlich verwirrt war.

Vollends an der Kreuzstraße gelangt, können wir noch vermerken, daß bis zur Einführung der Wasserleitung im Jahre 1900 an der Ecke Ludwigsburger und Bahnhofstraße, etwa dort, wo später das Waaghäusle war, ein Brunnen stand. Der Brunnentrog hat behauene steinerne Platten gehabt, von denen nichts mehr vorhanden ist. Beim Neubau der »Krone« im Sommer 1978 ist dann ein Bagger in den alten, verdeckt gewesenen Brunnenschacht eingebrochen. Ein weiterer Brunnen, allerdings mit gußei-

sernem Trog, war im Hof des benachbarten Gasthofs »Waldhorn« und spendete noch bis nach dem 2. Weltkrieg Wasser. Bis in die jüngste Zeit war hier auch ein schönes schmiedeeisernes Tor.

Im Winkel zwischen Ludwigsburger Straße und Lindenstraße stand früher ein Wohnhaus mit Schmiedewerkstatt (Haus Kirn). Beim Abbruch des Gebäudes kam ein vorher nicht sichtbar gewesener Stein zum Vorschein, den Herr Steinmetzmeister Rudolf Häberle in dankenswerter Weise nicht nur gerettet, sondern auch restauriert hat. Der Stein trägt das *Zimmermannszeichen*, die Jahreszahl 1875 und die *Initialen* der damaligen Hausbesitzer Johann Jakob Geiger und Maria Christine Geiger, sie sind nach Amerika ausgewandert.

Am Haus Ludwigsburger Straße 50, das generationenlang von der Familie Dietrich bewohnt gewesen ist, hat Malermeister August Dietrich zu Beginn dieses Jahrhunderts einen Alabasterfries mit Glückssymbolen und Darstellungen der schönen Künste anbringen lassen.

Über dem Eingang des zum Abbruch bestimmten Hauses Ludwigsburger Straße 57 sehen wir einen leider beschädigten Stein mit der unvollständigen Inschrift *I.R./A.M.R./1798*. Der ganze Eingang (Türgehäuse und Staffel) ist ein typisches Beispiel für die Gestaltung von Hauseingängen im letzten und vorletzten Jahrhundert.

Wir wenden uns nun wieder zurück zur Kreuzstraße, nicht ohne vorher zu vermerken, daß die Ludwigsburger Straße hier in einem Geländeeinschnitt verläuft, den man sich vor der Bebauung als Schlucht vorzustellen hat. Im Gebiet zwischen Ludwigsburger, Gerock- und Lindenstraße war früher die Lehmgrube, hier wurden Alemannengräber gefunden, zwischen Linden-, Gerock- und Kelterstraße sind Gräber aus dem 30jährigen Krieg.

An der Kreuzstraße wieder angelangt, biegen wir in die Jahnstraße ein und sehen über der Tür des Hauses Nr. 9 einen Stein mit der Inschrift *H.S.R./A.R./1802*. Der Familienname könnte Rommel geheißen haben.

Wir gehen jetzt westwärts, beachten kurz am Haus Nr. 8 den Eckstein, den der Steinmetz mit einer Rinne für die Ableitung des Dachwassers versehen hat. Im Weitergehen versäumen wir nicht, das Bild der gegen die Straße gestaffelten Häuser mit der Kilianskirche als Hintergrund auf uns wirken zu lassen. Das Haus Nr. 16 hat ein steinernes Türgehäuse mit der Jahreszahl 1854 über dem Eingang. Wir benutzen dann das Gäßle zwischen Haus Nr. 14 und Nr. 16, und kommen zum letzten noch vorhandenen Backhaus von Bissingen; sein Baujahr ist unbekannt.

Durch die Backhausstraße gehen wir zurück auf die Ludwigsburger Straße und haben gleich zu unserer Linken einen stattlichen Fachwerkbau, der unter Denkmalschutz steht. Über dem steinernen Kellerbogen auf der rechten Seite befindet sich die Inschrift *I.S.V.* (Johann Sebastian Vatter) mit der Jahreszahl 1712 und einem *Metzgerbeil*. Darüber ist ein etwa 50 × 50 cm großes *Wappen* mit einem *Ochsenkopf*, einem *Metzgerbeil*, der Jahreszahl 1715 und den Buchstaben *I.S.V. × A.M.V.* eingelassen. Vielleicht betreten wir auch noch den Innenhof, der vor allem an der Nordseite interessant erscheint, weil dieser Teil in seinem ursprünglichen Zustand belassen worden ist. Das Anwesen beherbergte früher nicht nur eine Metzgerei, sondern auch eine Gastwirtschaft, und es ist überliefert, daß hier die Flößer zur Nacht einkehrten.

Der Garten neben Haus Ludwigsburger Straße 15 hatte früher zwei steinerne Torpfosten, von denen der rechte vor einigen Jahren von einem Lkw zertrümmert worden ist. Er hatte die Inschrift *MW 1700*. Zum Glück ist der linke Pfosten noch erhalten, wir finden dort die Inschrift *LEW 1700*. Der Buchstabe »W« ist die Abkürzung für Wagner und erinnert an die Familie Wagner, die das Kaufhaus an der Kreuzstraße führte und hier ihren Garten hatte.

Wir biegen jetzt ums »Scharfe Eck«, im Türgehäuse der gleichnamigen Wirtschaft (Haus Nr. 9) befindet sich eine Hochwassermarke aus dem Jahr 1824.

Das Haus Ludwigsburger Straße 10 hat ein steinernes Türgehäuse mit der Inschrift 17 MG 99. Daneben ist das alte Rathaus aus dem Jahr 1599. Wir finden diese Jahreszahl in dem Steinbogen über einem der beiden Kellereingänge.

Gegenüber steht ein älterer, großer Backsteinbau, das alte Herrschaftshaus der ehemaligen Kundenmühle, die mehrmals abgebrannt und dann im Jahr 1930 in ihrer jetzigen Form als moderne Walzenmühle gebaut worden ist. Das Haus (Ludwigsburger Straße 3) hat zwei Steinfriese sowie einen Balkon mit geschwungenen Steinstützen. Auch das verzierte Eisengitter ist beachtenswert.

An der Nordseite des Verwaltungsgebäudes Ludwigsburger Straße 1 sind in einen Fenstersturz folgende Figuren eingemeißelt: ein Bauer, ein Getreidesack und ein Müller, dazu die Jahreszahl 1866 und die Initialen C.R. (Carl Rommel). Die Größe des Steinbildes beträgt etwa 50 × 30 cm. Die Ludwigsburger Straße führte bis etwa 1900 hier vorbei zur 1628 erbauten, 1945 zerstörten Enzbrücke. Seit 1902 liegt hier das Industrieleis.

Gehen wir nun die Meierhofstraße aufwärts, dann sehen wir links den Rathausbrunnen, leider versiegt! Er steht hier anstatt eines früheren Brunnens mit eisernem Trog, der sich auf der anderen Straßenseite befand und eine starke Schüttung hatte. Im Hof des Gebäudes Meierhofstraße 7 (ehemaliges Haus Weil) befindet sich ein aus Natursteinen gemauerter runder Brunnenschacht, der vor einigen Jahren mit Schutt aufgefüllt worden ist.

Wir kommen dann am Gasthaus zur Liederhalle vorbei, hier war früher die Bek'sche Bierbrauerei, sie ist 1899 einem Brand zum Opfer gefallen. Unter der Liederhalle befindet sich einer der früheren Eiskeller, in denen das im Winter im »See« gewonnene Eis aufbewahrt wurde. Der See war eine künstlich angelegte Bucht oberhalb der alten Enzbrücke, durch einen begehbaren Damm vor der Enz abgetrennt. Nach dem Mühlenbrand 1930 wurde er dann mit Brandschutt aufgefüllt und mit Pappeln bepflanzt. Ein weiterer Eiskeller ist noch in der Jahnstraße 77; auch hinter dem ehemaligen Haus des staatlichen Holzfaktors, Jahnstraße 46, hat sich ein Eiskeller befunden, der aber seit einigen Jahren aufgefüllt ist. Bissingen hat früher auch auswärtige Kunden mit Eis beliefert.

Inzwischen sind wir in der Brückenstraße angekommen und suchen das schöne Barockhaus Brückenstraße 19 auf. Über dem Torbogen des Kellerabgangs ist ein rundes Ornament mit der Jahreszahl 1787 eingehauen. Wir gehen jetzt nach Süden und erinnern uns vor der Brückenstraße 7, daß in diesem Haus, dem ehemaligen Gasthof »Sonne«, am 28. 4. 1836 Adolf Heim geboren ist. Er hat 1881 ein Patent auf ein lenkbares Luftschiff erhalten, konnte aber seine Erfindung nicht verwirklichen. Vor dem benachbarten Gebäude Brückenstraße 5, einer Scheune mit Backhaus, sehen wir im Sturz des steinernen Türgewändes eine in Stein gehauene Erinnerung an den damaligen Bauherrn Christian Schrempf, dazu eine Brezel und einen Doppelweck. Über die Entstehung der Brezel gibt es eine Sage, daß einem verurteilten Bäcker Straferlaß zugesichert wurde, wenn es ihm gelinge, ein Brot zu backen, durch das das Sonnenlicht dreimal hindurchscheint. Der Bäcker erfand die Brezel und gewann die Freiheit. Das Kreuz auf dem Doppelweck ist christlichen Ursprungs, es soll das Brot schützen, dient andererseits aber auch zum besseren Teilen desselben.

An der Stelle des Anbaus der Bäckerei Schrempf stand früher die Zehntscheuer, aus ihr stammt der in die Friedhofmauer eingefügte Stein mit der Jahreszahl 1738. Dahinter sehen wir die steinerne Giebelmauer des ehemaligen Schulhauses Kirchstraße 2 mit einem Renaissance-Doppelfenster.

Brückenstraße 2 schließlich ist ein historisch bedeutsames Haus, das frühere Gasthaus zum »Adler«, es war nicht nur »die« Flößergaststätte, sondern auch der Sitz des Holzfaktors. In diesem Haus ist am 19. 2. 1792 der Historiker Adolf Heyd geboren. Eine in die Wand des Anbaus eingelassene Steintafel erinnert an eine Einquartierung im Jahre 1914.

Wir stehen jetzt an der Einbiegung der Kelterstraße in die Jahnstraße. An dieser Ecke stand bis in die 60er Jahre die ehemalige Klosterkelter, die ursprünglich dem Kloster Lorsch (Bergstraße) gehörte, sie ging dann in württembergischen Besitz über und wurde 1892 von der Gemeinde gekauft. Vor einigen Jahren ist sie ausgebrannt und wurde dann abgebrochen. An der Nordseite der Kelter war früher ein Backhaus und ein Brunnen mit eisernem Trog. Das Wasser kam durch ein Holzteuchel von einer Quelle südlich des Orts, Kalkausscheidungen jener alten Wasserleitung wurden kürzlich im Boden gefunden.

Das Haus Kelterstraße 10 trägt im steinernen Türgehäuse die Inschrift 18 FK 48, es ist von einem Herrn Kocher gebaut worden.

Wir gehen ein paar Meter in die Jahnstraße Richtung Kreuzstraße und stehen bald vor dem eindrucksvollsten historischen Bissingen Gebäudekomplex, dem Hof des Holzfaktors Philipp Jakob Vatter, Jahnstraße 27 und 29. An der Nordwestecke ist eine Steintafel eingelassen mit folgender Inschrift:

COELUM.VIGILIAS.AGIT 1739

*Wach über diesem Haus IBV
o Gott schütz alle Sachen PIV
und segne die drinnen
sie schlafen oder wachen*

In diesem Teil war lange eine Gastwirtschaft zur »Post« untergebracht, später auch das Postamt. Der steinerne Torbogen über der Hofeinfahrt erinnert mit seiner Inschrift an die Erbauer: 17 PHILIPP JAKOPP VATTER UND JAKOPPINA VATTERIN 39. Unter der Toreinfahrt ist links und rechts je eine Kellertür mit steinernem Bogen und eingehauenen Jahreszahlen. Links lesen wir: 17 ICW 17. Wir wollen nicht versäumen, auch die alten Beschläge der Kellertür zu betrachten! Auf dem Steingewölbe des gegenüberliegenden Kellereingangs ist die Jahreszahl 1798 eingemeißelt, der Keller wurde also erst später angelegt oder erst dann mit einer Jahreszahl versehen. Im rückwärtigen Garten, der Allgemeinheit nicht zugänglich, stehen zwei mächtige steinerne Pfosten, die sicher einmal hier oder an anderer Stelle als Torpfosten gedient haben. Einer davon ist in alter Zeit gerissen und wird durch ein starkes Eisenband zusammengehalten, der andere trägt eine leider sehr stark beschädigte Inschrift aus dem 18. Jahrhundert. Wir werfen noch einen Blick auf die drei Balken über der Hofeinfahrt und gehen dann hinüber zur Kilianskirche. Beim Einbiegen in die Kirchstraße kommen wir links am alten Schulhaus vorbei.

Die Kilianskirche

Die dem Hl. Kilian geweihte Kirche ist in der jetzigen Form vom Markgröninger Heiliggeistspital in den Jahren 1517 bis 1520 erbaut worden, die Sakristei ist angeblich älteren Ursprungs und wäre dann als ein Rest der vormaligen Kirche zu betrachten. Zwischen dem Heiliggeistspital Markgröningen und Bissingen bestand eine enge Bindung über mehrere Jahrhunderte, so daß es angebracht erscheint, zunächst etwas über

jenes zu sagen. Es gab eine ganze Anzahl von Heiliggeistspitalern, vor allem in Süddeutschland. Sie unterstanden direkt dem Papst, die Spitalmeister hatten Kardinalswürde, ihr Wappen war das Doppelkreuz. Die Aufgabe dieser Spitäler bestand in der Pflege kranker und alter Menschen, sie waren auch verpflichtet, kranke Ordensritter gesundzupflegen. Die Spitäler bekamen viele Stiftungen, manche Leute gingen im Alter ins Spital und brachten ihren Besitz ganz oder teilweise ein. Auch der Kirchenzehnte ist damals wie eine Ware gehandelt worden. Das Markgröninger Spital bezog Einnahmen aus insgesamt 34 Ortschaften und besaß beachtlichen Grundbesitz. Es ist im Jahre 1297 gegründet worden, 1544 wurde es enteignet und 1550 in ein Landesarmenhaus verwandelt. Sein baulicher Zustand wurde im Laufe der Zeit immer schlechter, die Spitalkirche ist teilweise verfallen. Erst in unserer Zeit erfolgte eine Wiederherstellung der noch erhaltenen Gebäude, die Spitalkirche dient seit 1954 als katholisches Gotteshaus.

Die Spitalmönche versahen auch den Gottesdienst in der Bissinger Kilianskirche, und als unter Ordensmeister Fr. Johannes Betz (1507–1532) eine aktive Bautätigkeit einsetzte, wurde auch die Kilianskirche umgebaut. Gleichzeitig entstanden in Markgröningen: ein Teil der Spitalkirche mit dem unvollendeten Turm (1512), das Betzhaus (1526) und eine Chorerweiterung der Stadtkirche. Die gemeinsame Regie ist unverkennbar: sowohl an der Spitalkirche, als auch an der Kilianskirche findet man außen das die gotischen Fenster umlaufende Gesims. Das mittlere Fenster der Spitalkirche (Nordseite) hat oben ein Kreuz, dessen senkrechter Balken sich teilt und im Halbbogen ausläuft. Genau dieses Kreuz taucht in den Stützpfeilern der Kilianskirche wiederholt als Steinmetzzeichen auf. In einem Fenster der Kilianskirche ist dieses Kreuz dann wieder zu sehen, allerdings als Doppelkreuz mit schrägem unterem Balken sowie mit vierfachem Fischblasenmotiv. An der Spitalkirche trägt das Fenster links von dem beschriebenen einen Bären (Petz) zur Erinnerung an den Spitalmeister Betz, das Fenster rechts davon ist mit einem Doppelkreuz ausgestattet. Bei der Kilianskirche sind noch weitere symbolische Zeichen neben den Fischblasen in den Fenstern zu erkennen, z. B. das »M« als Abkürzung von Markgröningen oder von monasterium (Kloster) (Chor, SO). Im nordöstlichen Fenster des Chors erkennen wir das *Spitalwappen*, wie es auch auf manchen Grenzsteinen abgebildet ist. Auch das »CS« als Abkürzung von coenobium spiritus (Heiliggeistspital) ist in einem Fenster (Schiff, Nordwand) erkennbar.

Wir betrachten jetzt die Stützpfeiler am Ostende des Chors und suchen nach den Steinmetzzeichen, die zum Teil mit größter Exaktheit ausgeführt sind. Eines der Zeichen (dem Buchstaben »F« ähnlich) war als Wappen von »Burgaw« auf dem 1766 abgerissenen Wappenturm von Innsbruck verzeichnet gewesen.

Im ummauerten Teil finden wir an der Außenwand der Kirche drei Grabsteine, die vom ehemaligen Friedhof bei der Kirche stammen und nachträglich hier ihre Aufstellung gefunden haben.

Der Kirchturm ist in späteren Zeiten mehrmals erhöht worden, unter dem letzten Steinfries ist auf der Südwestseite eine Steintafel mit der Jahreszahl 1614, einem Wappen und den Initialen »IV« eingelassen. In der Kirche, die übrigens aus der Zeit von 1677–1691 ganz bemalt ist, befindet sich in der Nähe des Taufsteins – einer schönen Steinmetzarbeit – ein großer Grabstein mit dem *Doppelkreuz* und der Jahreszahl 1490, er erinnert zweifellos an einen Priestermonch aus Markgröningen, der hier als Geistlicher amtierte. Der Schlußstein des Chorbogens deutet mit der Jahreszahl 1520 auf das Baujahr hin. Im Chor sind zwei Grabsteine, einer ist vor einigen Jahren in zerschlagenem Zustand im Pfarrgarten gefunden und dann wieder zusammengesetzt worden. Schließlich hat man hierher auch noch ein Steinwappen gebracht, das ursprünglich der Kanzelschlußstein gewesen ist. Das Wappen ist auf einem steinernen Aststück angebracht, es trägt die Inschrift »C.S.« = coenobium spiritus (sancti) = Spital des (heiligen) Geistes,

dazu das *Doppelkreuz* und die Jahreszahl 1518, ist also ebenfalls eine Erinnerung an die Bauzeit.

In einem Seitengäßchen unterhalb der Kilianskirche steht übrigens der »Kindlesbrunnen«, ein Pumpbrunnen von geringer Schüttung. Wie der Brunnen zu seinem Namen kam, ist unklar. Hat man hier früher das Taufwasser geholt oder ist dem Wasser gar Fruchtbarkeitswirkung nachgesagt worden?

Wir wandern weiter

Wir verlassen die Kilianskirche wieder und gehen in der Jahnstraße weiter nach Westen. Am Haus Jahnstraße 36 betrachten wir die über der Haustür ins Türgehäuse eingelassene Steintafel mit der Inschrift *FR/RR/1845*, das Haus ist von einem Ehepaar Rommel gebaut worden.

Zwischen der ehemaligen Schmiede Frank, Jahnstraße 49 und dem inzwischen nicht mehr vorhandenen Bauernhaus Keller (heute Elektrogeschäft Rolf Schrempf, Jahnstraße 53) war früher ein freier Platz mit einem Brunnen, der einen eisernen Trog hatte. Hier wurde nicht nur das Vieh getränkt und die Weiden zum Wässern eingelegt, hier trank auch die Schuljugend vor und nach dem Schulbesuch. Im Jahr 1938 wurde der Brunnen neben das Haus Jahnstraße 49 verlegt und mit einer Natursteinmauer umgeben. Herr Steinmetzmeister Heinrich Mauß schuf damals den Wasserspeier. Aber vergeblich spitzt er jetzt seinen Mund und bläht die Backen, es kommt kein Wasser mehr. Da kann man nur noch das Dichterwort sagen: »Die Dürre sitzt auf dem Brunnenrand und wartet«. Bei Tiefbauarbeiten in der Frauenstraße ist nämlich vor Jahren die Quelleitung zerstört worden.

Gegenüber vom Brunnen stand der kleine Lorcher Klosterhof, der leider in den 60er Jahren abgerissen worden ist. Auf diesem Hof war seit Mitte des letzten Jahrhunderts die Familie Blanz, vorher die Familie Hobbahn.

In dem Gartengebiet zwischen Jahn-, Kelter-, Frauen- und Carl-Rommel-Straße (die erst seit anfangs der 30er Jahre besteht) verläuft hinter den Häuserreihen eine alte Natursteinmauer. Sie ist oben mit Steinplatten abgedeckt und grob verputzt. Stellenweise sind nach innen herausragende Steine eingefügt, die eine Bohrung haben, es handelt sich um Halterungen für Holzpfeiler o. ä. Die Mauer ist teilweise schon eingerissen, es soll früher auch eine Parzellierung gegeben haben. An ihrer nordwestlichen Ecke, hinter der Jahnstraße 53, soll die Mauer einen steinernen Torbogen gehabt haben. Auch ein Dreschplatz mit Göpel soll hier gewesen sein. Ein weiterer steinerner Torbogen hat sich in der Nordostecke der Mauer, hinter dem Haus Kelterstraße 2, befunden.

Beim Abbruch einer Scheune an der Südseite dieses Hauses kam ein Stein mit der Jahreszahl 1726 zum Vorschein. Nimmt man an, daß damit das Baujahr von Haus und Scheuer dokumentiert ist, so kommt man zu dem Schluß, daß der Torbogen vor 1726 erbaut worden ist, denn das Haus steht unmittelbar davor. Auch mußte zwischen dem Bau des Tores und dem des Hauses eine gewisse Zeit verstrichen sein, die Mauer könnte also im 30jährigen Krieg errichtet worden sein. Nach mündlicher Überlieferung hat die Mauer den Garten des Holzfaktors Heyd umgeben. Eine andere Darstellung besagt, daß der frühere Besitzer des Hauses Kelterstraße 6 in einem Hungerjahr über einen großen Lebensmittelvorrat verfügte. Er ließ dann gegen Naturalien diese Mauer bauen. Die behauenen Torpfeiler (waren auch sie mit einem Steinbogen überspannt?) neben seinem Haus stammen wohl aus dieser Zeit, eine Inschrift ist leider nicht vorhanden. Auch die Natursteine der Gartenmauer vor dem Haus dürften von damals stammen.

Der Pfarrgarten ist übrigens mit einer gleichen Mauer eingefriedigt. Das führt zu dem Verdacht, daß der Auftraggeber derselbe gewesen sein könnte. Das Pfarrhaus ist jüngeren Datums, früher stand hier offenbar ein Hof des reichen Esslinger Spitals. Prof. Roemer zitierte in diesem Zusammenhang das Esslinger Spitallagerbuch Nr. 5 von 1402, Seite 136: »Hans Herter hatte das Haus unter der Kirche gelegen«.

Unser Weg führt uns jetzt vorbei am ehemaligen Haus des Holzfaktors, Jahnstraße 46 und der Ludwig-Heyd-Schule mit der Steinmetzarbeit »Schul-Haus« über dem Eingang. Wir biegen dann in die Kanalstraße ein. An ihrem unteren Ende links finden wir einen fast eingesunkenen Grenzstein mit dem Wappen des Markgröninger Spitals und der Jahreszahl 1753 oder 1757. Die Zahl wäre nur durch Freigraben genau zu entziffern. Das angrenzende Grundstück war also offenbar in Spitalbesitz. Es handelt sich um den Holzgarten, der von 1747 bis 1865 bestand.

Vorher gab es bereits ab 1490 einen Holzgarten, er befand sich zwischen der Enzbrücke und der Mühle, etwa dort, wo heute der Rommel'sche Garten ist.

Der Name »Kanalstraße« deutet auf den alten Holzkanal hin, der hier verlaufen ist. Er begann unterhalb des Schellenhofs und vereinigte sich oberhalb der alten Enzbrücke wieder mit der Enz. Am Kanalbeginn war ein Gatter schräg über die Enz gebaut und das im oberen Enztal in den Fluß geworfene Stammholz wurde durch den Kanal bis zum Holzgarten gezogen. Hier wurde es zu Bauholz verarbeitet und von den Fuhrleuten auf der 1775 gebauten Holzstraße nach Ludwigsburg gebracht. Die Holzabfälle wurden offenbar verbrannt und aus der Asche Pottasche gewonnen, denn es ist überliefert, daß in der unteren Kirchstraße (Holdergasse) eine Pottaschesiederei war. Der Holzgarten war später im Besitz der Familie Bälz und wurde 1894 von Carl Rommel übernommen. Vom Kanal ist in diesem Abschnitt nichts mehr zu sehen, der Holzgarten selbst ist in jüngster Zeit überbaut worden. Der ganze Holzgarten soll bis vor etwa 20 Jahren mit behauenen Grenzsteinen versteint gewesen sein, sie sind inzwischen verschwunden bzw. mit Erdaushub zugedeckt worden.

Wieder in der Jahnstraße angelangt, sehen wir vor dem Haus Nr. 89 eine alte Krugstatt stehen. Wir haben Glück, daß sie erhalten geblieben ist, denn die anderen sind bei der Flurbereinigung 1960 zerstört worden. Eine stand auf der Anhöhe der heutigen Lindenstraße, gegenüber dem Mehrfamilienhaus, eine zweite in der damaligen Gabelung des Tammer Wegs, etwa dort, wo heute die Gärtnerei Renninger ist, eine dritte war einige hundert Meter westlich davon.

Kurz oberhalb von hier befindet sich die etwa 1910 erbaute Jahnturnhalle. Hier siedelten früher die Römer, worauf folgendes hindeutet: man hat einen großen Keller gefunden, in dem sich noch ein steinerner Rundtisch befand (heute im Landesmuseum Stuttgart); während des Kriegs wurden neben der Turnhalle Holzbaracken gebaut, wobei man einen alten Stein gefunden hat, der dann aber zerschlagen worden ist. Beim Bau der Mehrzweckhalle um 1975 fand man Brandschutt und Tonscherben; von den Brunnenstuben Oberfeldswiesen – eine davon ist anscheinend noch aus römischer Zeit – führte ein Teuchel bis hierher. Das anschließende Gewann heißt »Steinacker«, was auf Steinfunde hindeutet. Bei der für demnächst geplanten Bebauung des Gebiets sind also vielleicht noch Funde zu erwarten.

Auch in mittelalterlicher Zeit scheint die »Bürg«, wie der Flurname heißt, noch ein Gebäude getragen zu haben. Dies ist zumindest aus der alten Oberamtsbeschreibung von 1859 zu schließen. Einen Ortsadel scheint es ja zumindest zeitweise gegeben zu haben, denn um 1100 wird ein Segewart von Bissingen genannt. An der Stelle der heutigen Jahnturnhalle könnte somit der alte Adelssitz gewesen sein. Alte Bürger haben erzählt, daß sie in ihrer frühen Jugend in unterirdische Gänge hineingekrochen sind.

Wir verfolgen die Jahnstraße noch weiter nach Westen. Oberhalb des Kanals war

früher der kleine Holzgarten. Das Holzgeschäft hat sich anscheinend um 1790 gut entwickelt, weshalb eine Erweiterung des Holzgartens notwendig wurde. An der Südwestecke befindet sich noch, ziemlich eingesunken, ein Grenzstein mit zwei *Hirschgeweihstangen* und der Jahreszahl 1790. Zwei weitere Steine aus jener Zeit sind seit einigen Jahren nicht mehr vorhanden.

Wir gehen jetzt in Richtung Sägmühle und können kurz vorher einen kleinen Abstecher den Viehweg hinauf machen. Wir finden dort an der Kreuzung mit dem Kallmathenweg ein Wengertschützenhaus, im Volksmund das »Hexenhäusle« genannt. Es war halb verfallen, ist dann aber vor Jahren in dankenswerter Weise instandgesetzt worden.

Die zur Gemarkung Untermberg gehörende Sägmühle soll früher Textilbetrieb mit Farbholzmühle gewesen sein, man hat also offenbar die Textilfarben hier selbst hergestellt. Der Betrieb gehörte der Familie Bälz, die auch hier gewohnt hat. Der Japanarzt entstammte dieser Familie, er ist in Bietigheim geboren.

Der Kanal ist hier unterbrochen, woraus gefolgert werden muß, daß das Turbinenhaus erst nach der Aufhebung des Holzgartens (1865) gebaut worden ist. In der Tat findet man über der Kellertür an der Nordseite des Wohnhauses (1953 abgebrannt und danach wieder aufgebaut) die Jahreszahl 1876 in das Steingehäuse eingraviert. Das rückwärtige Gebäude ist aber älter, es trägt die Steininschrift 1796. In der Kaimauer an der Enz soll sich auch eine Inschrift befinden, die aber nicht mehr leserlich ist.

Hinter der Sägmühle waren bis ins letzte Jahrhundert hinein Weinberge, deshalb findet man hier ein Steingewölbe, das damals zum Unterstellen der Zuber diente. Schräg oberhalb davon ist die Ruine einer Einsiedelei, der »Rudolfsburg«. Hier hatte im letzten Jahrhundert der Korbmacher Rudolf Weber von Bissingen gewohnt. Er gehörte ebenso zu den alten Bissingen Originalen, wie sein Bruder Ernst, der Knecht beim Bierbrauer Bek, dem »Bierwirt«, gewesen ist.

Wenn wir jetzt weiter am Kanal entlang gehen, kommen wir an eine kleine Brücke. Überqueren wir sie und gehen bis ans Enzufer, dann sehen wir knapp unter der Wasseroberfläche die Stümpfe der früheren Hagelwörthbrücke. Sie stand im Zusammenhang mit dem alten Postweg Sachsenheim–Markgröningen. Schließlich kommen wir an den Kanalansatz und befinden uns an einer zu allen Jahreszeiten reizvollen Stelle. Der Fußweg links führt durch das Tälchen zum Schellenhof, geradeaus gelangt man nach etwa 1 km ins Leudelsbachtal. Am Kanaleingang steht ein Mauerwerk aus Natursteinen, einer davon trägt die Jahreszahl 1784 mit zwei *Hirschgeweihstangen* und den Buchstaben *MG ST*.

Wir beenden hier entweder unsere Wanderung oder gehen zum Schellenhof, wo wir uns den alten Grenzsteinen des Rotenackerwaldes zuwenden werden.

Behauene Grenzsteine – ihr Werden, Glanz und Untergang

Wie im Vorwort bereits erwähnt, befindet sich im Rotenackerwald eine größere Zahl von behauenen Grenzsteinen. Sie tragen die Ortswappen der angrenzenden Gemarkungen, eine oder mehrere Nummern sowie auf der Oberseite einen Strich, der den Grenzverlauf andeutet. Die Steinmetzarbeiten sind oft von großer Schönheit, insbesondere die im 18. Jahrhundert (Barock und Rokoko) gefertigten. Die älteste Jahreszahl ist 1613, und man fragt sich natürlich, wie denn vorher die Grenzen abgesteckt waren. Diese Frage führt zu einer interessanten Antwort.

Im Archiv der Stadt Markgröningen befindet sich ein in schöner gotischer Schrift verfaßtes Buch mit dem langen Titel »Markgröningen. Auszug aus Gemeiner Stadt allda

Saal und Lagerbuch und Gränz- und Markungsbeschreibung«, das die Unterschrift des damaligen Bürgermeisters David Beringer und das Datum vom 28. Mai 1754 trägt. In diesem Buch wird eingangs in der jener Zeit eigenen Ausführlichkeit dargelegt, daß es früher viele Grenzstreitigkeiten gegeben hat, die oft sogar zu Mord und Totschlag geführt hätten. Aus diesem Grunde sei am 2. 7. 1603 ein Rescript des Herzogtums Württemberg ergangen, wonach einmal jährlich eine Markungsumgehung zu erfolgen habe, wobei die Grenze abzuschreiten sei und die Alten den Jungen »solche daselbst fleißig zeigen« sollen.

Es dürfte wohl jedem Leser bekannt sein, daß wenige Jahre danach der 30jährige Krieg ausbrach, der sich insbesondere nach der Schlacht von Nördlingen 1634 sehr nachteilig auf unsere Heimat auswirkte, weshalb es verständlich erscheint, daß diese Verordnung nur anfangs eingehalten worden ist. Auch dürfte eine jährliche Grenzumgehung als zu lästig empfunden worden sein. So wurde denn am 16. 2. 1735 ein fürstliches Generalrescript erlassen, wonach die Umgehung jedes dritte Jahr durchzuführen sei. Das erwähnte Markgröninger »Saal und Lagerbuch und Gränz- und Markungsbeschreibung« berichtet darüber folgendes:

»Zu unseren heutigen Zeiten aber ist ein solcher jährlich Markungsumgang durch ein fürstliches General Rescript vom 16. Februar 1735 je im dritten Jahr vorzunehmen gnädigst verordnet worden, mit diesem weiteren Befehl, daß von Obrigkeit wegen hierauf ein fleißiges Aufsehen gehalten – auch so bald die Anzeig geschehe, daß ein Markstein fehle, oder Schaden gelitten, solcher sogleich wieder hergestellt werden solle.«

»In anno 1721 ist ein solcher Markungsumgang zum letzten Mal hier beobachtet worden, und weilen von solcher Zeit an bis auf gegenwärtig 1754 igst Jahr ein solches nicht mehr geschehen, so hat man die obrigkeitliche Verfügung gemacht, daß in dem Monat Maji und anfangs Junii d. A. die ganze Gröninger Markung mit Zuziehung der Gränz Nachbarn umgangen, und wie eine darüber besonders gemachte Beschreibung anzeigt, folgender Gestalten erfunden worden.« Anschließend wird dann jeder der etwa 225 Markgröninger Grenzsteine einzeln beschrieben.

Es ist verständlich, daß die Gemeindevorsteher und ihre Räte bei diesen Umgängen natürlich ein klares Bild ihrer Gemarkungsgrenzen vorzufinden hofften, und damit erklärt es sich, weshalb ab dieser Zeit die schön behauenen Grenzsteine gesetzt worden sind. Als dann in der Zeit von 1818 bis 1840 die Landvermessung eingeführt worden ist, erübrigte sich bald die Markungsumgehung und damit natürlich auch die bildmäßige Darstellung von Ortsgrenzen durch behauene Grenzsteine, fortan genügten einfachere Steine. Vorher übrigens auch, jedoch führte dies eben zu den erwähnten, häufigen Grenzstreitereien. Die alten Grenzsteine stehen oft noch neben den behauenen Grenzsteinen des 17. und 18. Jahrhunderts, sie sind zum Teil schon ziemlich ins Erdreich eingesunken.

Wie hat man nun festgestellt, ob ein Grenzstein nicht zugunsten des Nachbarn versetzt worden ist? Da gab es einmal eine für damalige Begriffe genaue Beschreibung der Grenzsteinabstände, die in »Schuh« und in »Fuß« angegeben war, und die man in dem genannten »Saal und Lagerbuch« nachlesen kann. Zum anderen wurden die Grenzsteine verzeugt, d. h. man brach einen Stein in zwei Teile und legte die Bruchstücke in einer ganz bestimmten Weise unter den Grenzstein, z. B. ein Bruchstück an die nördliche Ecke, das andere an die südliche. Dieses Geheimnis war nur wenigen Leuten bekannt, eine Nachprüfung durch diese konnte sofort ergeben, ob der Grenzstein noch an seiner ursprünglichen Stelle saß oder nicht. Ab etwa 1900 wurden dann Tonzeugen mit dem Wappen der Gemeinde verwendet, auch sie wurden meist in zwei Teile zerbrochen und dann die Bruchstücke in einer nur dem Geometer bekannten Weise unter den Grenzstein gelegt. Heute werden überhaupt keine Zeugen mehr verwendet, als Grenzsteine dienen

Steine aus Gneis, bei der Flurbereinigung 1935 wurden Travertinsteinen gesetzt. Sie schauen meist nur ganz knapp aus dem Boden, die Geometer finden sie dank ihrer beruflichen Übung sehr schnell, und Umgehungen durch den Gemeinderat sind ja nicht mehr üblich.

Zieht man einen Vergleich zwischen den behauenen Grenzsteinen des 17. und 18. Jahrhunderts, die man der »obrigkeitlichen Verfügung« verdankt, und den einfachen Grenzsteinen der heutigen Feldvermessung, so kommt man zu dem Schluß, daß es sich bei den alten Steinen um eine unwiderbringliche Einmaligkeit handelt, die eigentlich geschützt und erhalten werden sollte.

Eine Wanderung durch den nördlichen Teil des Rotenackerwalds – entlang der Grenzsteine

Unsere Wanderung wird uns an 48 behauenen Grenzsteinen des Rotenackerwalds vorbeiführen, die abgeschlagenen Reste von einigen weiteren Marksteinen sind hierbei nicht mitgezählt, wir werden aber nicht versäumen, auch ihnen Beachtung zu schenken. Jeder Stein wird kurz charakterisiert werden. Wir beginnen am besten am Schellenhof, der auf Untermberger Gemarkung steht, jedoch nahe der Gemarkungsgrenze. Gegenüber dem neuen Gebäude finden wir in der Hangwiese unseren *Grenzstein Nr. 1*. Er ragt nur noch 42 cm aus dem Boden, ist 22 bis 25 cm breit und 21 cm tief. Die Inschrift lautet: *UB 1753*, auf der Rückseite ist nur noch zu lesen: »*NO 1*«. Auf der Ostseite könnte man die Inschrift *S* und *V* vermuten.

Wenig westlich davon steht der *Grenzstein Nr. 2*. Er ragt 46 cm aus der Erde heraus, ist 28 cm breit und 14,5 cm tief. Auf der Nordseite hat er ein schönes *Sachsenheimer Wappen* mit gespreizten *Büffelhörnern*. Das Wappen der Sachsenheimer trägt das Büffelhorn, die Hornenden waren ursprünglich nach innen gebogen, zeigten dann aber in späteren Zeiten immer mehr nach außen.

Auf der Südseite des Steins sehen wir das *Bissinger Wappen*, auf der Ostseite die Zahl 36, auf der Westseite die Inschrift »*NO 128*«. Es ist anzunehmen, daß auch eine Jahreszahl vorhanden ist, sie könnte nur durch Freigraben des sicher beachtlich eingesunkenen Steins ermittelt werden.

Wir folgen dem Fußweg entlang dem Waldrand und gelangen links an den *Grenzstein Nr. 3*. Auch er ist ziemlich eingesunken, weshalb nicht ganz sicher ist, ob nicht noch weitere Zeichen vorhanden sind. Man erkennt aber deutlich ein *S* (= Sachsenheim) und die Zahl 1766 auf der Nordseite. Der Stein ragt 33 cm aus der Erde heraus, ist 30 cm breit und 13 cm tief.

Auf der anderen Seite des Wegs liegt im Wald ein ausgegrabener Stein, den wir der Unsicherheit halber mit *Nr. 3a* bezeichnen wollen. Er gibt eine gute Anschauung von der Größe dieser Grenzsteine, er ist 93 cm lang, 31 cm breit und 20 cm tief. Auf der einen Breitseite, es muß die östliche gewesen sein, ist das *Bissinger Wappen* mit der Inschrift »*NO 1*«, auf der Rückseite »*UB 1753*« zu lesen. Die Schmalseiten tragen keine Inschriften.

Wir folgen unserem Weg bergan und beachten dabei die den Weg überquerenden Geländestufen. Manchmal findet man auch niedere Mauern, was den Verdacht erweckt, daß diese Stufen künstlich angelegt worden sind. Der *Grenzstein Nr. 4* steht rechts des Wegs, er ist 66 cm hoch, oben 24, unten 26 cm breit und 16 cm tief. Die Ostseite trägt das *Bissinger Wappen* mit den Zusätzen »*NO 124*« und »1753«, die Westseite nur »*UB*«, auf der Nordseite ist eine 4 und ein nicht zu identifizierendes Zeichen eingraviert (*Abb. 5*).

Kurz danach finden wir den tief eingesunkenen *Grenzstein Nr. 5*. Nur noch 22 cm



Abb. 5: Grenzstein Nr. 4. Er stammt aus der Zeit, als die Markungsumgehungen wieder eingeführt wurden und ist deshalb entsprechend schön gestaltet.



Abb. 6: Grenzstein Nr. 7.

schaufen aus der Erde heraus, der Stein ist 28 cm breit und 13 cm tief. Auf seiner Ostseite lesen wir: »NO 122« »B«, auf der Westseite können wir gerade noch das obere Ende des Sachsenheimer Wappens sehen.

An dem nach Osten abzweigenden Weg war einer der erwähnten Steinbrüche, von dem angenommen wurde, daß er bereits von den Römern benutzt worden ist. Er wurde um 1970 aufgefüllt.

Der Grenzstein Nr. 6 steht wieder rechts des Wegs, er ist 60 cm hoch, 32 cm breit und 17 cm tief. Die Ostseite zeigt das Bissinger Wappen und »NO 1 ...«, die Westseite: »N 44/1753/UB«.

Grenzstein Nr. 7 befindet sich rechts an der Wegebiegung beim kleinen Enzblick. Er ist 60 cm hoch, 26 cm breit und 23,5 cm tief. Die Ostseite ist mit den Inschriften »NO 121« und dem Bissinger Wappen versehen, die Westseite mit »N 45« und »UB«. Auf der Südseite lesen wir: »UB 1753«, auf der Nordseite ist wieder das Bissinger Wappen. Der Steinmetz hat die Ziffer 1 in barocker Manier verziert, auch die Untermberger Anfangsbuchstaben hat er nicht einfach nebeneinander gesetzt, sondern in einem Dreieck angeordnet. Es handelt sich hier um einen der wichtigen Eckgrenzsteine, von denen aus die Entfernung zu den anderen Grenzsteinen abgeschritten worden ist, daher auch die Sorgfalt in der Gestaltung (Abb. 6).

Der Weg wendet sich jetzt nach Osten und wieder finden wir in Grenzstein Nr. 8 einen Stein aus jener Zeit, als das erwähnte Rescript zur Auswirkung gekommen ist. Er ist 57 cm hoch, 22 bzw. 26 cm breit und 20 bzw. 24 cm tief. Auf der Nordseite trägt er die Nummer »NO 120« und das Bissinger Wappen, auf der Südseite eine nicht mehr mit Sicherheit zu identifizierende Nummer (»N 6«), die Zahl 1753 und UB.

Wir gelangen jetzt an eine Wegegabelung und zugleich eine Stelle, die den jahrzehntelangen Wanderer mit Wehmut erfüllt. Hier standen nämlich bis in die Nachkriegszeit drei Grenzsteine nebeneinander, es handelte sich also um eine für die Grenzabschreitung sehr wichtige Stelle. Ein Stein wurde in den letzten Jahren ausgegraben, ein zweiter, der schönste des Rotenackerwalds überhaupt, wurde nach 1970 abgeschlagen, so daß nur noch der Sockel vorhanden ist. Auf dem Stein war ein großer *Reichsadler* eingraviert, wer weiß, wo er sich heute befindet. Der dritte, unser *Grenzstein Nr. 9*, trägt auf der Ostseite die Inschrift »N 9«, das *Patriarchenkreuz*, die Jahreszahl 1710, und in die Ziffer 7 hineingemeißelt das *Hirschgeweih*, als Zeichen württembergischen Besitzes. Solche späteren Eingravierungen werden wir noch öfters vorfinden, sie sind eine Dokumentation des Besitzwechsels. Auf der Südseite lesen wir »N 72«, die Inschrift auf der Nordseite ist unleserlich geworden, jedoch erkennt man unten noch den gespreizten Fuß vom *Bissinger Wappen* (Abb. 7).

Nördlich von dieser Stelle sind Grabungen zu sehen, die zum Teil über zwei Meter tief sind, es ist unbekannt, woher sie rühren.

Wir verfolgen den Waldweg in östlicher Richtung und finden links unseren *Grenzstein Nr. 10*. Er ist 65 cm hoch, unten 25 cm breit und 15 cm tief. Im Norden zeigt er eine nicht mehr lesbare Nummer sowie ein schönes *Patriarchenkreuz* ohne *B*. Im Osten lesen wir »N 71½«, wobei wir die eigenartige Schreibweise des Buchstabens *N* beachten. Die Südseite zeigt ein schön verziertes *Hirschgeweih*.

Nachdem von rechts und links je ein Weg eingemündet ist, erreichen wir den *Grenzstein Nr. 11*. Er ist 55 cm hoch, 30 cm breit und 14,5 cm tief. Auf der Südseite sehen wir den *Adler* in einem *Wappenschild*, darunter die Zahl 2191, auf der Nordseite die Jahreszahl 1756 und das *Bissinger Wappen*. Der untere Querbalken hat an den Enden Abstriche.

Nicht weit entfernt davon steht der *Grenzstein Nr. 12*, der keine Jahreszahl trägt. Er steht schräg und ist auf der einen Seite 69 cm über dem Erdboden, auf der anderen nur 62 cm. Unten ist er 26 cm breit, seine Tiefe beträgt 23 bzw. 19 cm. Auf seiner Südseite ist ein großes *Hirschgeweih* zu sehen, daneben der Buchstabe *G*, der als Abkürzung für Gröningen zu deuten ist. Die Südseite läßt das *Bissinger Wappen* in schlichter Ausführung erkennen. Auch die Schmalseiten haben Eintragungen. Im Westen liest man »N 219«, im Osten »N 70/115/N 48«.

Wir kommen nach einigen Metern schließlich zum ältesten Grenzstein unserer Wanderung, dem *Grenzstein Nr. 13*, er stammt aus der Zeit des ersten Rescripts. Er ist schräg eingesunken, 60 cm hoch, 23 cm breit und 18 cm tief. Auf der Südseite lesen wir die Jahreszahl 1613, ein großes *G* (= Gröningen) und *N 42*, wobei der Buchstabe *N* wieder eigenwillig geschrieben ist. Auf der Nordseite ist ein *B* eingemeißelt und daneben ein *Doppelkreuz*. Die Schmalseiten sind hier eigentlich noch interessanter. Im Westen sehen wir ein *Hirschgeweih* mit »N 18« sowie ein zweites *Hirschgeweih*, das in die Südostecke eingemeißelt ist. Die Ostseite trägt das Zeichen des Markgröninger Heiliggeistspitals, wobei das *Doppelkreuz* mit einem *doppelten Kardinalsstab* und einem *M* versehen ist. Darüber steht »N 1«, woraus zu schließen ist, daß die auf das erste Rescript folgenden Markungsumgehungen der Markgröninger hier begonnen haben. Im 18. Jahrhundert wurden dann die Markgröninger Grenzsteine in anderer Weise numeriert und zwar beginnend an der Unterriexinger Gemarkungsgrenze beim Markgröninger Bad, weiter zur Grenze mit Schwieberdingen-Möglingen-Tamm-Bissingen, die Markungsumgehungen endeten also dann etwa hier. Es ist außerdem die Zahl 69 eingemeißelt worden und nochmals der Buchstabe *N*, links unten erkennt man noch ein nicht näher zu identifizierendes Zeichen, es könnte der *Fuß* von einem *Doppelkreuz* gewesen sein (Abb. 8).



Abb. 7: Grenzstein Nr. 9. Die württembergische Herrschaft hat sich nachträglich durch das Einmeißeln eines Geweihs verewigt.



Abb. 8: Grenzstein Nr. 13. Dieser Stein ist fast ein Geschichtsbuch. Er stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts und ist im Laufe der Zeit immer wieder mit Zahlen und Zeichen versehen worden.

Wir kommen jetzt an den nördlichen Wegestern des Rotenackerwalds. Der von Norden kommende Weg hat ein sehr altes Pflaster, rechts im Wald ist eine Geländestufe. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich um den Rest einer ehemaligen Siedlung handelt. Das Bissinger Heimatbuch berichtet, daß östlich des Rotenackerwalds unter der Erdoberfläche eine 5 m breite Römerstraße liegt, es ist daher möglich, daß auch an dieser Stelle die Römer eine Niederlassung hatten.

Wir gehen in südlicher Richtung und finden nicht weit vor dem »Stern« rechts im Wald zwei wunderbare Steine aus dem 18. Jahrhundert. Der Grenzstein Nr. 14 ist 78 cm hoch, 39 cm breit und 17 cm tief, hat also beachtliche Ausmaße. Hier hat sich die Grenze verzweigt, und so zeigt die Vorderseite links den Buchstaben *D* (= Tamm, das früher Damm geschrieben wurde) und »*N 43*«, daneben das Bissinger Wappen und »*NO 106*«, die nördliche Schmalseite zeigt mit der Eintragung »*MG N 213*« Markgröninger Besitz an. Die Rückseite ist mit einem wunderbaren Adler sowie »*MG 1726*« verziert. Oben trägt der Stein die Inschriften »*T53/FT*« und »*57*« (Abb. 9).

Daneben der Grenzstein Nr. 15, er ist 64 cm hoch, 23 cm breit und 15 cm tief. Auch er gibt die Verzweigung der Grenze an, auf seiner Oberseite trägt er die Inschrift »*N 42*«. Auf der Ostseite ist das *M* mit dem Kardinalsstab eingemeißelt, dazu »*N 13*« und »*47*«. Die westliche Seite ist oben mit der Jahreszahl 1744 versehen, darunter das Hirschgeweih, links unten dürfte etwas ausgemeißelt worden sein, man glaubt, die Zahl 3 noch entziffern zu können. Wir wollen besonders beachten, welche Sorgfalt der Steinmetz auf die Ausführung der Zahlen verwendet hat, die 1 ist besonders schön verziert. Auf der nördlichen Schmalseite sehen wir nochmals das *M* mit dem Kardinalsstab, diesmal in

einfacherer Ausführung. Ob darunter etwas ausgemeißelt worden ist, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden.

Wir müssen jetzt leider den schönen Weg verlassen und in den stellenweise sumpfigen Waldweg einbiegen, der nach Osten geht. Die Feuchtigkeit scheint den Steinen nicht besonders gut getan zu haben, denn ihr Zustand ist, besonders auf der Nordseite, nicht immer erfreulich. Dagegen freuen wir uns über die relativ große Zahl von Marksteinen an diesem Weg, obwohl seit der Kartierung im Jahr 1970 schon wieder zwei Steine verschwunden sind.

Wir brauchen nicht weit zu gehen, um unseren *Grenzstein Nr. 16* anzutreffen. Er steht ziemlich schief, und da keine Markierungsumgehungen mehr durchgeführt werden, erfolgt auch kein Aufrichten der Grenzsteine mehr. Auf der nordwestlichen Seite ragt er 76 cm aus dem Boden, auf der entgegengesetzten nur 72 cm. Er ist 24 cm breit und 14 cm tief. Die nördliche Breitseite ist mit einer unleserlichen Nummer versehen sowie dem *Kardinalsstab* mit dem Buchstaben *M*. Vermutlich in späterer Zeit ist ein *Hirschgeweih* eingemeißelt worden. Unten könnte etwas ausgemeißelt worden sein, ganz unten erkennt man die sich verzweigenden Senkrechten, wahrscheinlich ein Rest des *Bissinger Doppelkreuzes*. Auf der südlichen Seite lesen wir: »N 44/1744/D«. Auch hier ist die Zahl 1 barock verziert. Auf der nordwestlichen Schmalseite finden wir »N 48«. Während der Buchstabe *N* hier richtig geschrieben ist, steht er auf der nordwestlichen Schmalseite des *Grenzsteins Nr. 17* wieder verkehrt, wir lesen dort »N 49«. Der Stein ist 55 cm hoch, 27,5 cm breit und 21 cm tief, er ist rundum schräg geriffelt. Die Nordseite zeigt »NO 105«, darunter das *Bissinger Wappen* und daneben das *Hirschgeweih*. Die Rückseite hat in der Mitte ein großes *D*, darüber die Buchstaben *NO*, darunter die Jahreszahl 1758 (Abb. 10, 11).



Abb. 9: Grenzstein Nr. 14 mit der schönsten Steinmetzarbeit des Rotenackerwalds, dem Wappen der ehemaligen Reichsstadt Markgröningen.



Abb. 10: Grenzstein Nr. 17 mit dem Bissinger Wappen und dem Hirschgeweih.



Abb. 11: Die Grenzsteine Nr. 14 und Nr. 15 tragen auf der Ostseite die Wappen der Orte Bissingen und Tamm sowie des Markgröninger Spitals.

Im Grenzstein Nr. 18 haben wir vermutlich einen sehr alten Stein vor uns, er ist 41 cm hoch, unten 25 cm breit und 14,5 bzw. 16 cm tief. Nur auf der Nordseite ist noch eine Inschrift erkenntlich, und auch diese ist nicht mehr ganz eindeutig. Man erkennt das Kreuz mit den Doppelschnecken, darunter eine geschlängelte Querlinie, die entweder zum Wappen gehörte oder ein Hirschgeweih war, dann links unten ein S und schließlich Reste eines M.

Der Grenzstein Nr. 19 ist leider abgehauen worden, er paßt aber sehr gut auf den Sockel und könnte mit Hilfe eines Spezialzements wieder aufgeklebt werden. Er ist mit Sockel auf der einen Seite 62 cm, auf der anderen 54 cm hoch, 23 cm breit und 14 cm tief. Er ist rundum geriffelt. Auf der westlichen Schmalseite trägt er die Inschrift »N 50«, die nördliche Breitseite hat das Markgröninger Wappen mit einem Hirschgeweih und »N 16«. Die andere Breitseite trägt ein D, darüber die Jahreszahl 174 mit einem anschließenden Aufstrich, der Rest ist leider zerstört, aber vermutlich hieß die Zahl 1744. Auch hier ist die Zahl 1 sehr schön verziert. Darüber befindet sich die Eintragung »N 45«.

Der Grenzstein Nr. 20 ist 57 cm hoch, 29 cm breit und 25 cm tief. Alle vier Seiten tragen Inschriften, die wir uns besehen wollen. Die nördliche Breitseite trägt die Nummer »NO 104«, darunter das Bissingener Wappen. Auf der Tamm zugewandten anderen Seite steht nur »NO« und darunter »D«. Die östliche Seite ist wieder mit dem Bissingener Wappen gekennzeichnet, die westliche Seite mit der Jahreszahl 1754.

Der Grenzstein Nr. 21 steht ziemlich schief in der Erde. Er ist 53 cm hoch, 16 cm breit und 19 cm tief. Die westliche Seite trägt »N 51«, wobei das N wieder verkehrt geschrieben ist. Die nördliche Seite hat das Markgröninger Spitalwappen in schöner Vollendung, die Gegenseite »N 46« und »D«.



Abb. 12: Grenzstein Nr. 44.

Der *Grenzstein Nr. 22* ist 48 cm hoch, an der Basis 23 cm breit und 17 cm tief. Die westliche Schmalseite ist gekennzeichnet durch »N 52«, die nördliche Breitseite hat wieder das *Markgröninger Spitalwappen*, rechts oben ist die Zahl 19 eingraviert, darunter das *Hirschgeweih*.

An der Einmündung eines von Norden kommenden Wegs erreichen wir unseren *Grenzstein Nr. 23*, der leider auch ziemlich schief da steht. Er ist 66 cm hoch, 25 cm breit und 13 cm tief. Auf seiner Nordseite hat er das *Markgröninger Spitalwappen*, dazu rechts oben und unten die Bezeichnung »N 19«. Unten scheint etwas ausgehöhelt worden zu sein. Die Rückseite hat ein großes D, darüber die Jahreszahl 1744 in barocker Verzierung. Auf der westlichen Schmalseite ist das *Markgröninger Spitalwappen* in einfacher Form eingemeißelt, dazu »N 53«, wobei das N wieder verkehrt geschrieben ist.

Wir folgen nun unserem Weg weiter nach Osten und kommen bald an den *Grenzstein Nr. 24*. Er ist 68 cm hoch, 40 cm breit und 17 cm tief. Die Schmalseiten sind ohne Inschrift, auf der Nordseite lesen wir »B NO 102«, dazu das *Doppelkreuz* mit dem angefügten B. Auf der Rückseite ist wieder ein großes D, darüber »NO 47«, darunter die Jahreszahl 1754, auf Verzierungen hat der Steinmetz hier keinen Wert gelegt.

Nur wenig östlich davon treffen wir auf den *Grenzstein Nr. 25*, er ist 55 cm hoch, 25 cm breit und 21 cm tief. Auf der Nordseite ist der Stein schon etwas beschädigt, aber man erkennt deutlich »NO 101« und rechts unten das *Doppelkreuz*. Auf der Rückseite ist die Jahreszahl 1709 eingraviert, dazu ein großes D. Die westliche Schmalseite trägt das *Doppelkreuz* mit dem angefügten B.

Von hier wenden wir uns nach Norden, verlassen den Wald und finden auf der Wiese unseren *Grenzstein Nr. 26*. Haben wir seither den Eindruck bekommen, daß das feuchte Waldklima manchen Steinen nicht gut bekommen ist, so müssen wir hier erkennen, daß

die freie, allen Witterungen ausgesetzte Lage sich offenbar noch schlimmer auf das Aussehen eines Steines auswirkt. Der Stein ist 54 cm hoch, an der Basis 29 cm breit und 14 cm tief. Er ist stellenweise ziemlich beschädigt, auf seiner östlichen Breitseite erkennen wir gerade noch ein *a*, darunter die Jahreszahl 1709, die westliche Breitseite hat das *Doppelkreuz* mit einem großen angefügten *B*, ebenso die nördlichen Schmalseiten, während die südliche Schmalseite die Inschrift »N 49« und ein großes *D* trägt.

Wir gehen nun wieder in den Wald hinein bis zum Grenzstein Nr. 23 und begehen dann den nach Norden abbiegenden, sumpfigen, schmalen Weg. Bis zum nächsten Wegeknick finden wir hier insgesamt fünf Steine vor.

Der *Grenzstein Nr. 27* ist 56 cm hoch, an der Basis 23 cm breit und 13 cm tief. Auf der südlichen Schmalseite ist ihm ein »N 54« eingraviert, auf der gegenüberliegenden Seite ein *Kreuz*. Die westliche Breitseite trägt oben »N 20«, darunter das *Markgröninger Spitalwappen* in einfacher Form, neben dem Wappen ist das *Hirschgeweih* eingemeißelt. Darunter glaubt man noch die Buchstaben *N* und *J* zu erkennen.

Der *Grenzstein Nr. 28* ist 58 cm hoch, an der Basis 29 cm breit und 16 cm tief. Auf der südlichen Schmalseite lesen wir »N 55«, die westliche Breitseite hat ein schönes *Markgröninger Spitalwappen*, ganz oben das *Hirschgeweih*, darunter »N 2«, ganz unten »N 12«.

Der *Grenzstein Nr. 29* ist 66,5 cm hoch, 21 cm breit und 16,5 cm tief. Die Nordseite ist ohne Inschrift, auf der Südseite lesen wir »N 56«, die östliche Breitseite trägt die Jahreszahl 1744, wobei die Zahl 1 sehr schön verziert ist. Die westliche Breitseite ist oben links leider beschädigt, aber man erkennt noch das Wappen des *Markgröninger Spitals*, dazu das *Hirschgeweih*. Darunter ist »N 22« eingemeißelt worden.

Der *Grenzstein Nr. 30* scheint ziemlich eingesunken zu sein, er ragt noch 46 cm aus der Erde heraus, ist unten 27 cm breit und 11 cm tief, nach oben verjüngt er sich. Die südliche Schmalseite trägt die Eintragung »N 57«, auf der westlichen Breitseite ist oben das *Hirschgeweih*, darunter das *Spitalwappen*.

Am Wegeknick finden wir schließlich unseren *Grenzstein Nr. 31*, er ist 58 cm hoch, am Grund 26 cm breit und 16,5 cm bzw. 17 cm tief. Die südliche Schmalseite ist mit »N 58« gekennzeichnet, wobei das *N* wieder verkehrt geschrieben ist. Auf der westlichen Breitseite ist das *Spitalwappen* zu sehen, es ist oben leider beschädigt, so daß wir nicht mehr feststellen können, ob nicht auch noch ein zweiter Querbalken vorhanden gewesen ist. Rechts unten ist dann noch ein *Hirschgeweih* eingemeißelt.

Wir folgen jetzt dem Weg nach Osten und finden auf der rechten Seite etwas versteckt den *Grenzstein Nr. 32*, der 80 cm hoch, 26 cm breit und 14,5 cm tief ist. Die westliche Schmalseite hat die Inschrift »59«, die Südseite ist mit der Jahreszahl 1744 versehen, wobei die Zahl 1 auch hier schnörkelhaft gestaltet ist. Die nördliche Breitseite hat ein *Spitalwappen* mit schöner Gestaltung des *Kardinalstabs*, rechts oben ist dann noch ein *Hirschgeweih* eingemeißelt worden und unten »N 25«.

An der nächsten Wegkreuzung finden wir unseren *Grenzstein Nr. 33*, er ist 52 cm hoch, am Boden 27 cm breit und 22 cm tief, die westliche Breitseite trägt die Nummer »N 60« und ein aufrecht stehendes *Hirschgeweih*, auf der westlichen Schmalseite sehen wir den Buchstaben *N*, die Zahl ist offenbar ausgemeißelt worden. Darunter ist das *Spitalwappen* in verhältnismäßig einfacher Form.

Noch einfacher erscheint dieses Wappen auf dem nächstfolgenden *Grenzstein Nr. 34*, es darf wohl angenommen werden, daß hier derselbe Steinmetz am Werk gewesen ist. Der Stein ist 58 cm hoch, am Boden 30 cm breit und 15 cm tief. Auf der südlichen Schmalseite ist die Zahl 61 eingemeißelt, die westliche Breitseite hat oben ein *Hirschgeweih*, darunter »N 27« und dann das erwähnte *Spitalwappen*.

Fast am Ende des Wegs finden wir den *Grenzstein Nr. 35* mit einer Maximalhöhe von 49 cm, einer Basisbreite von 29 cm und einer Tiefe von 14 cm, die östliche Seite hat keine

Inschrift, die westliche Breitseite ist ziemlich beschädigt, oben rechts kann man gerade noch die Zahl 1 erkennen, in der Mitte ist das *Spitalwappen* mit einfachem *Kreuz*. Die nördliche Schmalseite hat folgende Zeichen: oben »N 1«, darunter ein B und daneben das *Doppelkreuz*, auf der südlichen Schmalseite finden wir oben den Buchstaben N, darunter die Zahl 62 über dem *Hirschgeweih* und schließlich können wir noch die Reste des Markgröninger *Spitalwappens* erkennen. Die württembergische Herrschaft hat sich hier »durchschlagend« manifestiert.

Wir wenden uns nun nach Westen und müssen bei der Steinsuche eine traurige Feststellung machen. Die Gemarkungsgrenze scheint hier nämlich im Weg zu verlaufen, was sich zum Schaden der Marksteine ausgewirkt hat. Gleich links im Wald sehen wir einen abgeschlagenen Grenzstein liegen, der *Fuß* vom *Doppelkreuz* ist gerade noch erkenntlich. Das nächste Steinrudiment mit demselben Merkmal steht dann im Weg. Wo der Weg einen leichten Knick macht, steht unser *Grenzstein Nr. 36*. Er schaut gerade noch 43 cm über der Erde heraus, ist an der Basis 28 cm breit und 11 cm tief. Auf der östlichen Schmalseite ist die Zahl 64 eingemeißelt, die nördliche Breitseite hat folgende Eintragungen: »N 3«, darunter der Buchstabe B. Auf der südlichen Breitseite steht oben »N 3«, darunter ist das *Spitalwappen*, oben rechts hat man noch ein kleines *Hirschgeweih* eingemeißelt.

Nicht weit entfernt davon steht der *Grenzstein Nr. 37*, der schon ziemlich weit eingesunken ist und auch schräg steht. Er ragt noch 37 cm aus dem Boden, ist am Grund 28 cm breit und 12 bzw. 13,5 cm tief. Auf der östlichen Schmalseite steht »N 4«, darunter ein B, die Rückseite ist mit einem schönen *Spitalwappen* verziert, rechts oben hat man nachträglich ein *Hirschgeweih* angebracht. Kurz vor Ende des Wegs liegt dann im Wald noch das Bruchstück eines schräg abgehauenen Grenzsteins.

Wir gehen jetzt auf dem Hauptweg in südlicher Richtung bis zum »Stern«, dann biegen wir nach Westen und gehen bis zum »Schlößle«. Über die mögliche Bedeutung dieses gegen die Südseite befestigten Platzes wurde eingangs schon etwas gesagt. Gegen Osten und Süden ist ein Graben ausgehoben, der Steinwall wird leider in letzter Zeit wiederholt beschädigt. Südwestlich dieser Anlage finden wir drei behauene Grenzsteine. Der *Grenzstein Nr. 38* ist 53 cm hoch, 28 cm breit und 23 cm tief. Auf seiner Nordseite ist ein *Wappenschild* mit einem *Adler*, darunter die Buchstaben MG und die Jahreszahl 1744. Im Osten lesen wir »N 227«, es handelt sich um einen der letzten aus der Reihe der Markgröninger Marksteine. Auf der westlichen Seite steht dann noch »N 56«.

Nahebei steht der *Grenzstein Nr. 39*, er ist 51 cm hoch, 26 cm breit und 15 cm tief. Die östliche Seite ist wie folgt gekennzeichnet: »N/80/55«, auf der südlichen Seite ist ein großes *Hirschgeweih* eingemeißelt.

Am Weg vor dem Schlößle steht der *Grenzstein Nr. 40* mit einer Höhe von 70 cm, einer Basisbreite von 33 cm und einer Tiefe von 16 cm. Die Inschrift der Nordseite ist nicht mehr eindeutig zu lesen, ein U oder V ist gerade noch zu erkennen, sicher standen hier einmal die Buchstaben UB, auf der östlichen Schmalseite steht »N/79/54«, das N wieder in falscher Schreibweise. Auch dieser Stein hat auf der Südseite ein großes *Hirschgeweih*, hier mit einem dreigeteilten Ansatz.

Wir gehen jetzt am Schlößle vorbei, biegen nach Norden und finden rechts im Wald zwei Grenzsteine dicht beieinander. Unser *Grenzstein Nr. 41* ist 54 cm hoch, 31 cm breit und 14,5 cm tief. Auf der nördlichen Breitseite steht »N 51«, auf der gegenüberliegenden »59«. Die westliche Breitseite hat ein *Wappenschild* mit einem *Hirschgeweih*, die Jahreszahl darunter ist nicht mehr genau zu lesen, könnte aber 1756 heißen. Ähnliche Schwierigkeiten haben wir mit der östlichen Breitseite, wenigstens was die Nummer angeht, zumal hier auch offensichtlich eine Änderung durchgeführt worden ist. Mit einiger Phantasie liest man »N 76«, das N wieder falsch geschrieben, darunter steht 1770

und wiederum darunter ist das *Doppelkreuz* zu sehen. Da der Stein offensichtlich stark eingesunken ist, kann man nicht ausschließen, daß ein *B* angefügt ist.

Unmittelbar daneben steht der wohl älteste Stein, den wir auf unserer Wanderung antreffen. Er ist ziemlich grob behauen und trägt keine Jahreszahl, eine zeitliche Zuordnung ist aber vielleicht trotzdem möglich, wie wir sehen werden. Dieser *Grenzstein Nr. 42* ist 55 cm hoch, 23 cm breit bzw. 21 cm breit und 20 bzw. 15 cm tief. Die nordöstliche Schmalseite läßt mit einiger Mühe und bei richtiger Beleuchtung die Zahl 4 erkennen, darunter die Zahl 25, die südöstliche Breitseite trägt zwar auch Zeichen, jedoch ist deren Deutung vorläufig nicht möglich. Auf der nordwestlichen Breitseite erkennen wir das *Sachsenheimer Wappen*. Es wurde weiter oben schon erwähnt, daß die Büffelhörner dieses Wappens ursprünglich nach innen gebogen waren, dann aber im Laufe der Zeit immer mehr nach außen. Die auf unserem Grenzstein gezeigte Form entspricht dem Wappen des Friedrich von Sachsenheim aus dem Jahre 1385. Ob der Stein tatsächlich aus jener Zeit stammt, kann natürlich nicht mit Sicherheit angegeben werden.

Wenn wir jetzt weiter nach Norden gehen, sehen wir bald, daß der Weg eine kleine Biegung nach Westen macht und dann wieder in seinen ursprünglichen Verlauf zurückkehrt. Rechts davon ist eine Doline von etwa zwei Meter Tiefe und einem Durchmesser von etwa zwölf Metern. Die Doline hat sich im Lauf der letzten Jahrzehnte zu diesem Ausmaß vergrößert. An dieser Stelle stand noch nach dem Kriege ein schöner behauener Grenzstein. Die Ausweitung der Doline führte dazu, daß er umsank, schließlich fiel er in die Doline hinein und lag dort einige Jahre, jetzt ist er verschwunden.

Kurz danach finden wir an der rechten Seite des Weges den *Grenzstein Nr. 43*. Er ist 58 cm hoch, an der Basis 33 cm breit und 21 cm tief. Da der Sockel noch sichtbar ist, darf angenommen werden, daß der Stein nicht wesentlich eingesunken ist. Auf der östlichen Schmalseite lesen wir: »55/N 49/75«, auf der westlichen Schmalseite »N 233«. Die nördliche Breitseite hat oben links ein *N*, rechts ein kleines *Hirschgeweih*, in der Mitte ein großes *Wappenschild* mit einem *Adler*, darunter die Buchstaben *MG* und die Jahreszahl 1754. Hier, wie bei allen Adlerdarstellungen, denen wir begegnet sind, fällt auf, daß der Adler immer nach rechts schaut, während er im Markgröninger Wappen eigentlich nach links blickt. Neben diesem Grenzstein Nr. 43 steht noch ein alter Stein mit einem eingravierten *N*. Es dürfte sich um einen der früher erwähnten Vorläufer der Grenzsteine handeln.

Etwas weiter nördlich, wieder an der rechten Seite des Weges, stehen zwei Grenzsteine dicht beieinander, beide sind schräg eingesunken. Der erste, wir bezeichnen ihn als *Grenzstein Nr. 44*, ist 50 cm hoch, 30 cm breit und 22,5 cm tief. Auf der östlichen Breitseite trägt der Stein ein siebeneckiges *Wappenschild* (31 × 23 cm) mit einem *Adler*, darüber ist ein *Hirschgeweih* eingemeißelt. Die westliche Breitseite trägt die Inschrift *UB*, auf der südlichen Schmalseite lesen wir die Nummer »N 222« und auf der nördlichen Schmalseite die Zahl 73½ (*Abb. 12*).

Der unmittelbar benachbarte *Grenzstein Nr. 45* ragt nur noch 35 cm aus dem Boden heraus, immerhin ist das *Doppelkreuz* mit der Nummer »N 10« in voller Größe erhalten, der Stein scheint also nicht wesentlich in den Boden eingesunken zu sein. Dagegen sind die Unebenheiten der Oberkante wahrscheinlich die Folge von Beschädigungen. Der Stein scheint sehr alt zu sein (*Abb. 13*).

Östlich vom Rotenackerwald, an das Gewann »Oberer Grund« angrenzend, finden wir drei weitere Grenzsteine, die hier den Verlauf der Gemarkungsgrenze zwischen Bissingen und Tamm anzeigen. Der südlichste davon, *Grenzstein Nr. 46*, ist auf allen vier Seiten mit *Wappen* versehen. Er ragt etwa einen halben Meter aus dem Boden heraus und ist verhältnismäßig gut erhalten. Auf der Ostseite trägt er das *Bissingener Wappen*, ebenfalls auf der Nordseite, dort aber zusätzlich die Nummer 96, auf der Westseite ist ein »D« für



Abb. 13: Grenzstein Nr. 45.

Tamm eingraviert und die Jahreszahl 1709, auf der Nordseite finden wir wieder das »D« sowie »N 51«.

Gehen wir auf der Grenzlinie nach Norden, so finden wir den *Grenzstein Nr. 47*. Er ist schon so weit eingesunken, daß er nur noch etwa 26 cm aus dem Boden ragt. Auf seiner Westseite lesen wir noch den oberen Teil des Buchstabens »D«, auf der gegenüber liegenden Seite erkennt man den oberen Teil des *Bissinger Wappens*, beide Seiten sind stark beschädigt. Die nördliche Schmalseite trägt mit der Inschrift »NO 97« eine wunderbare Steinmetzarbeit.

Weiter nördlich begegnen wir schließlich dem *Grenzstein Nr. 48*, der völlig schräg eingesunken ist. Auf der Westseite ist oben eine nicht mehr lesbare Inschrift, die vielleicht einmal »NO 50« geheißen haben könnte, darunter das »D«. Auf der nördlichen Schmalseite ist »NO 98« eingraviert, auf der Ostseite das *Bissinger Wappen* mit der Jahreszahl 1813.

Gehen wir weiter nach Norden, so finden wir links im Wald einen Grenzsteinsockel, der obere Teil ist abgehauen worden, man kann den verzweigten *Fuß* vom *Bissinger Wappen* gerade noch erkennen.

Unsere Wanderung, die uns 48 behauene Grenzsteine des 17. und 18. Jahrhunderts gezeigt hat, ist damit beendet.

Die Steindenkmale von Untermberg

»Der Gang nach Emmaus« – so pflegten die alten Bissinger zu sagen, wenn sie am Ostermontag ihren Spaziergang nach Untermberg machten und dort in der »Krone«

oder in der »Traube« einkehrten. Wir wollen unsere Wanderung nach Untermberg am besten bei der Wörthbrücke beginnen, die 1945 – zunächst provisorisch – als Ersatz für die bei Kriegsende zerstörte alte Enzbrücke gebaut worden ist. Hier befand sich früher eine Furt über die Enz, und es wird berichtet, daß bei einem Hochwasser ein junger Adliger mit seinen Pferden Mühe hatte, die Furt zu überqueren, weshalb es der Obrigkeit sehr recht war, als die Bissinger im Jahr 1628, also mitten im Dreißigjährigen Krieg, eine stabile Steinbrücke über die Enz bauten, eben jene vorerwähnte alte Enzbrücke bei der Walzenmühle Rommel. Nach deren Zerstörung 1945 erinnerte man sich offenbar des alten Enzübergangs und baute die neue Brücke hier am Wörth. Wenn wir die Brücke überschritten haben, finden wir an der Bergseite ein halb unter der Straße befindliches altes Wengertschützenhaus. Es macht schon einen arg vernachlässigten Eindruck, ist halb verfallen, und die Inschrift in der Banderole über der Tür ist nicht mehr lesbar. Ein klein wenig Denkmalschutz wäre hier schon am Platz, zumal die Stelle nicht ganz uninteressant ist. Links des Häuschens ist nämlich der Beginn eines offenbar uralten Pfades, der schräg nach rechts oben verläuft und heute bald an einem Tor endet. Aber auf alten Flurkarten ist der Pfad noch eingezeichnet, den Berg hinauf und dann in nördlicher Richtung durchs Feld. Die Flurbezeichnung heißt dort auch »Bissinger Pfad«. Wohin der Pfad geführt hat, ist nicht ganz klar. Zur Peterskirche? Bissingen hatte zwar schon sehr früh eine Kirche, ob jedoch jeden Sonntag Gottesdienst abgehalten worden ist, bleibt fraglich, auch wurden möglicherweise Hochzeiten, Taufen usw. nur in der Hauptkirche, als welche die Peterskirche zu betrachten ist, abgehalten.

Jeweils etwa 50 Meter rechts und links des Häuschens befindet sich einer der eingangs erwähnten Steinbrüche, der rechts ist aufgefüllt, der zur Linken nicht. Nun aber war leider gerade ersterer jene Fundgrube für Fossilien, von der schon gesprochen wurde...

Wenn wir nach Westen gehen, kommen wir bald an der Stelle vorbei, an der die alte Enzbrücke stand. Bis zum Ausbau der Straße um 1975 stand hier an der Bergseite direkt neben der alten Straße ein großes steinernes Wengertschützenhaus, das der Straßenerweiterung Platz machen mußte.

Nach etwa 10 Minuten weiteren Wegs erreichen wir den Ortseingang Untermberg. Vor der »Krone« stand früher ein eiserner Brunnen mit starker Schüttung. Man hat dann einen Steinbrunnen hierher gesetzt und die Schüttung vermindert, der Straßenbau hat ihn vollends beseitigt. Obwohl die Frauen von Untermberg hier oft gewaschen haben, muß man doch einsehen, daß Brunnen in einer modernen Wohngemeinde keinen Sinn mehr haben.

Schräg gegenüber, Vordere Schloßstraße 4, steht das »große Haus«. Über dem Kellereingang war bis vor etwa 20 Jahren ein Steinbogen mit einer Jahreszahl um 1520. Das Haus ist dann verputzt worden, wobei der Stein beseitigt worden ist. An der nördlichen Hauswand ist ein Bogenfenster, das aus nur zwei Steinen gehauen worden ist. Am Haus Hintere Schloßstraße 21 wurde in jüngster Zeit eine schöne Steinmetzarbeit des 16. Jahrhunderts freigelegt. Wir sehen eine Banderole mit der Inschrift »Anno Domini« und darunter die Jahreszahl 1577.

Wir biegen von dort nach links und sehen an der Rückseite der »Traube«, zwischen den Häusern Hintere Schloßstraße 1 und 3 einen Stein mit der eingravierten Jahreszahl 1585. Links davon ist ein Stein mit zwei runden Fenstern eingemauert worden.

An einem anderen Haus der Hintere Schloßstraße befand sich bis vor einigen Jahren über einem seitlichen Eingang ein Türsturz von 140 cm Breite und 18 cm Höhe mit der Inschrift 17 ISF 93. Der Stein ist dann in eine Wengertmauer eingefügt worden.

Wir begeben uns jetzt in die Vordere Schloßstraße und finden schräg gegenüber der »Traube« das Backhaus mit einem hohen Schornstein. Das Haus hat zwei Räume, rechts ist der Backofen, links war der Ortsarrest. In der Zwischenwand befindet sich ein kleines

Loch zum Durchreichen von frisch gebackenem Kuchen. Es scheint ein humanes Gefängnis gewesen zu sein.

Wir gehen auf der Hauptstraße, der »Bissinger Straße«, weiter nach Westen und biegen dann nach rechts die Sachsenheimer Steige hinauf. An der linken Seite der Kurve stand bis zur Straßenverbreiterung die Ortskelter, davor war die Dorflinde mit einer runden Bank um den Stamm.

Nachdem wir ein Stück Wegs gegangen sind, biegen wir links in die »alte Sachsenheimer Steige« ein. Kurz vor der Anhöhe finden wir rechts das »Türmle«, einen Rundbau aus Kalkstein, über der Tür lesen wir die Jahreszahl 1574. Vor dem Turm ist noch deutlich zu sehen, daß hier einmal Erdbewegungen stattgefunden haben. Es ist möglich, daß der Turm mit einem Graben umgeben gewesen ist, und daß eine kleine Brücke oder Zugbrücke zum Eingang geführt hat. Wir müssen jedenfalls steil hinaufsteigen, um den Eingang zu erreichen und ins Innere zu kommen. Unser Blick geht sofort nach oben, denn es ist nicht möglich, vom Boden aus einen Ausblick aus den Fenstern zu bekommen. Der Innenraum muß einmal zweistöckig gewesen sein, der Zwischenstock und die Treppe sind nicht mehr vorhanden, ihre ehemalige Lage ist aber gut zu erkennen. Die Fenster gehen zur Ruine, den Berg hinauf, zum Hagelwörth und zur Leudelsbachmündung. Man nimmt daher an, daß es sich um einen Beobachtungsturm handelt, der sowohl den alten Postweg, als auch den Warenverkehr auf der Enz bzw. dem Enzweg überwachte. Wer schon einmal in Griechenland gewesen ist und dort das Grabmal des Atreus gesehen hat, dem wird die innere Bauweise des Steindachs bekannt vorkommen.

Wir können jetzt noch zur Ruine Alt-Sachsenheim hinübergehen, sie gehört zwar nicht zur Untermberger Gemarkung, stellt aber dennoch ein Stück gemeinsamer Geschichte dar. Entstehungsjahr, Aussehen und Untergang der Burg sind unbekannt, ja sogar über den Namen kann man sich streiten. Auf alten Karten steht Eysenberg, woraus man flugs Eysenburg und äußere Burg gemacht hat, Otto Rombach verballhornt es gar zu Elisenberg! Am glaubwürdigsten, weil auch in alten Urkunden vorkommend, ist die Bezeichnung »alte Burg« und damit »Alt-Sachsenheim«, auch »äußere Burg« erscheint durchaus sinnvoll.

Nun ist es aber möglich, daß der Berg schon vor der Errichtung der Burg einen Namen hatte, eben »Eysenberg«, was eine lautliche Abwandlung von Asenberg (Götterberg) sein könnte, schließlich ist die Enz seit 496 die Stammesgrenze zwischen Schwaben und Franken, was sich auch sprachlich auswirkt, man denke an die Aussprache des Wortes »Wein« nördlich und südlich der Enz (südlich »Wai«, nördlich »Wej«).

Auf der Gadnerschen Forstkarte von 1585 ist außer der Burg (Ruine) noch ein kleiner Wohnort »Alt Sachsenheim« eingezeichnet und zwar schätzungsweise 1 bis 2 km nördlich der Ruine. Luftaufnahmen zeigen an derselben Stelle im Gewann »Burgfeld« Veränderungen im Feld, dort war also möglicherweise sehr früh eine Ortschaft, zu der die Burg gehört hat. Beide sind vielleicht im Zug einer Fehde zerstört worden.

Die Gemarkungsgrenze von Bissingen tritt etwas östlich der Ruine wieder auf, sie verläuft genau oberhalb der Weinberge, und es stehen hier noch einige schön behauene Grenzsteine, leider sind sie meist im Gestrüpp versteckt, vor allem in dem Graben, der entlang des Wegs verläuft. Der Graben ist entweder ein natürlicher Abbruch, wie man das im Muschelkalkgebiet gelegentlich findet (Bietigheimer Forst, Hessigheimer Felsengärten) oder es stimmt die Angabe der Wengertbesitzer, es handle sich um einen Wassergraben zum Auffangen des Regenwassers. Jedenfalls ist der Graben in den letzten 10 Jahren so sehr verwuchert, zum Teil auch aufgefüllt worden, daß man die Grenzsteine nicht mehr alle finden kann.

Schlußwort

»Et in Arcadia ego – auch ich war in Arkadien«, so pflegten reiche Römer mit Stolz zu sagen, wenn sie von einer Bildungsreise aus Griechenland zurückkehrten. Inzwischen sind rund zweitausend Jahre vergangen und von der einstigen Pracht sind oft nur Fundamente geblieben, vielleicht nicht einmal mehr diese. Trotzdem reisen jährlich Tausende in jenes ferne Land, um den Hauch von Kultur und Geschichte zu spüren. Daß auch wir eine Spur von Kultur vergangener Zeiten – wenn auch nicht so ferner – aufzuweisen haben, die geschätzt und geachtet werden muß, sollte hier aufgezeigt werden. Freilich – bei uns ist alles viel nüchterner, bescheidener, wir haben nichts mit Phantasie durchwirkt, wie die Alten dies so meisterhaft getan haben. Hier webt nicht eine ersonnene Götter- und Heldenwelt herein, an keiner Stelle unserer Heimat kann man sagen, wie auf der griechischen Insel Delos: »Hier hat der Zeus mit der Hera den Apoll gezeugt«.

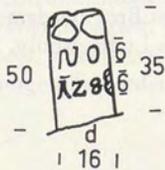
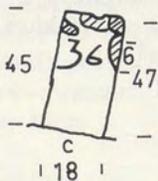
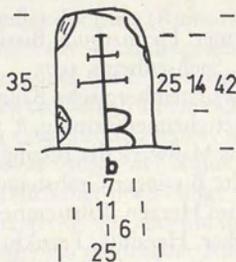
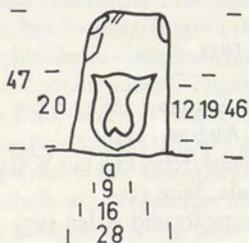
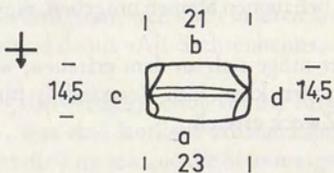
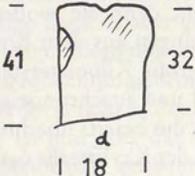
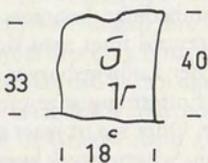
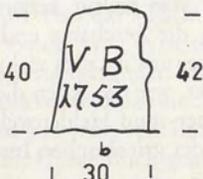
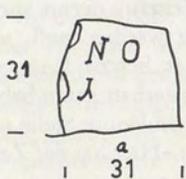
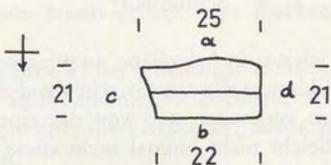
Dennoch scheinen unsere bescheidenen Steindenkmale für manche Leute einen besonderen Reiz zu haben, denn sie wollen sie unbedingt besitzen. Außer den bereits erwähnten Fehlmeldungen aus dem Rotenackerwald fragt man sich zum Beispiel, wo sich denn wohl der große Kilometerstein aus der Ludwigsburger Straße befindet, der noch 1975 dort stand und anachronistisch die Entfernung anzeigte: »Bissingen 1 km«, obwohl das Ortsetter ihn bereits überholt hatte. Oder wo ist jener stattliche Grenzstein hingelangt, der neben der Kayhstraße östlich vom Schotterwerk kurz vor der Linkskurve stand und der Sage nach die Bietigheimer Mädchen warnte, ja nicht weiter zu gehen? Eine Reihe schöner alter Marksteine steht entweder stolz in Privatgärten oder liegt lieblos irgendwo herum. Dabei wäre mancher Besitzer bereit, seinen »verirrten« Stein einem heimischen Lapidarium zu übereignen, wenn es nur ein solches in Bissingen gäbe.

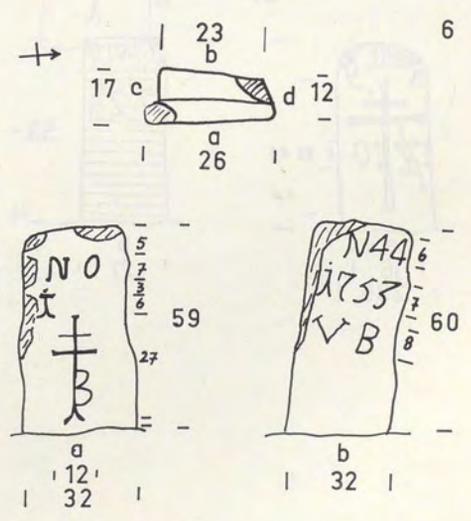
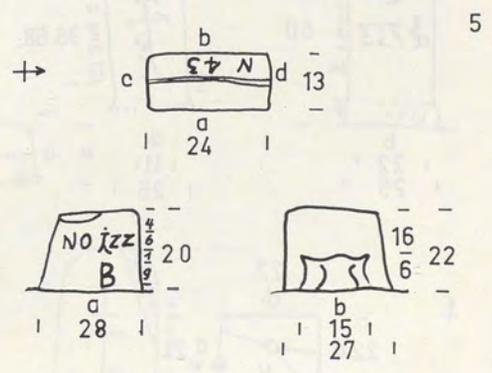
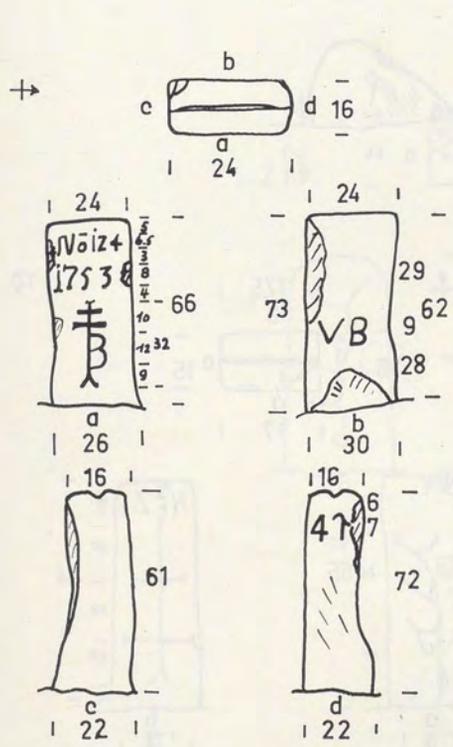
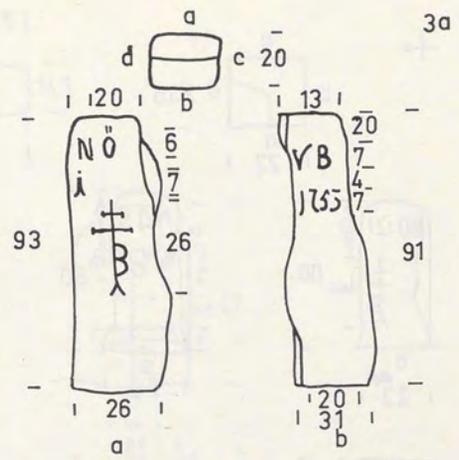
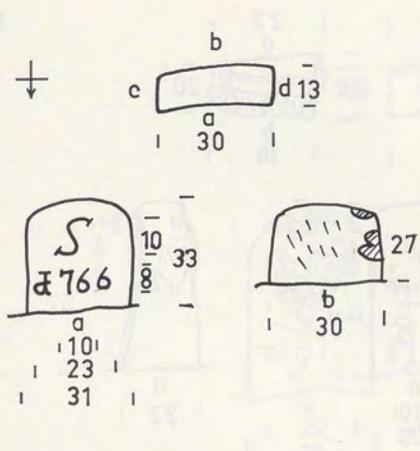
Viel ist auch bei den beiden Flurbereinigungen gesündigt worden, denn unsere Gemarkung war einst ganz mit behauenen Steinen umgeben, die damals zum großen Teil herausgerissen worden sind.

Der optimistische Leser aber möge sich an dem erfreuen, was noch vorhanden ist. Wenn diese Schrift dazu beitragen kann, das Verständnis für die Überlieferung zu verstärken, dann hat sie ihren Zweck erreicht.

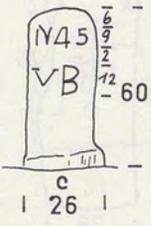
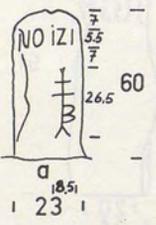
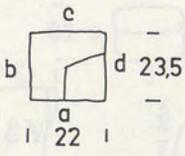
Literatur

- Prof. Dr. H. Roemer, Heimatbuch Bissingen, 1955
Bader, Bachteler, Sachsenheim, 1975
Alfred Klemm, Württembergische Baumeister, Stuttgart 1882
Markus Otto, Bietigheimer Zeitung, 8. und 9. August 1973
Markus Otto, Das Maßwerk der Bissinger Kilianskirche, Hie gut Württemberg 1958, 44
Markus Otto, Alte Bissinger Grabsteine, ebenda, Seite 52
Otto Rombach, Im Herzen Württembergs, Stuttgart und Aalen 1973
Ottfried Neubecker, Heraldik, Frankfurt 1977
Gustav Hoffmann, Kirchenheilige in Württemberg, Stuttgart 1932
W. Fahrenkamp, Knuspriges Brot aus dem eigenen Ofen, Frankfurt 1977
Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859



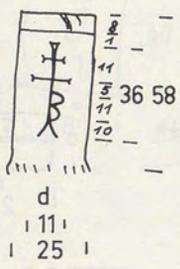
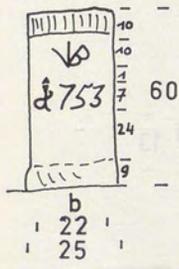
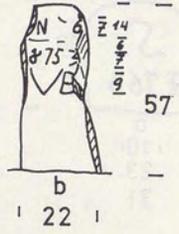
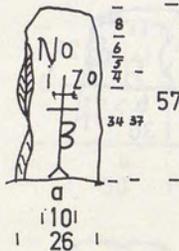
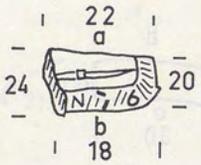


+

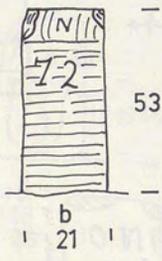
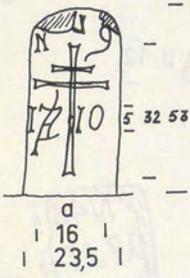
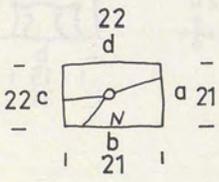


7

+

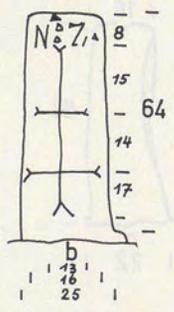
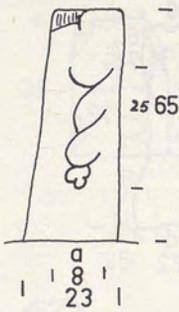
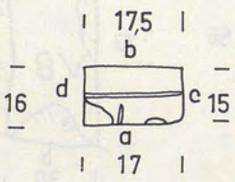


+

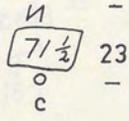


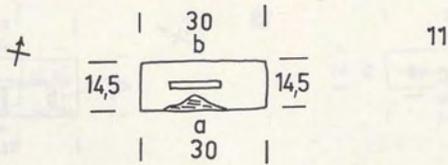
9

+

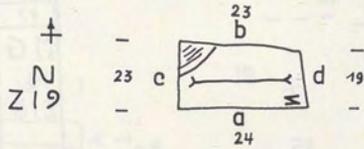
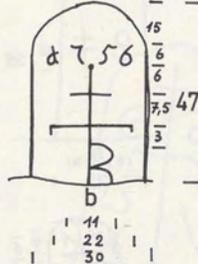
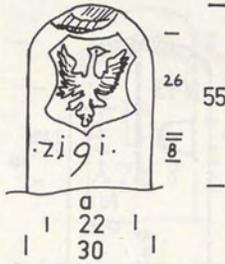


10

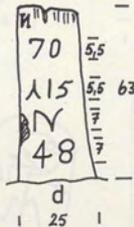
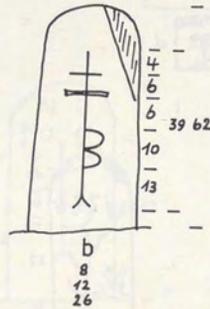
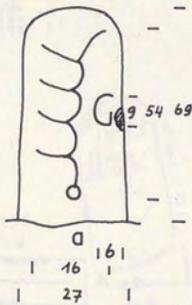


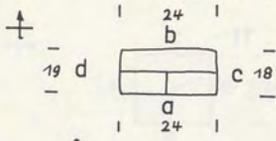


11

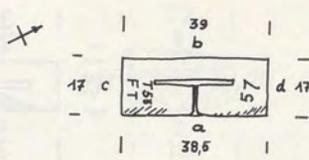


12

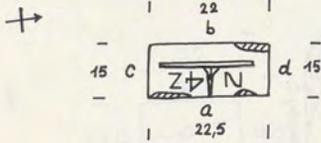
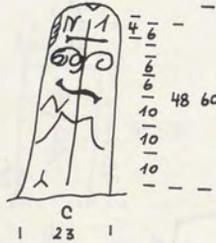
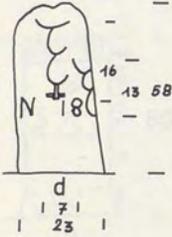
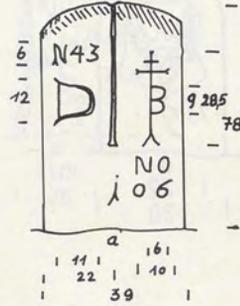
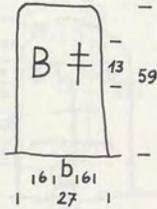
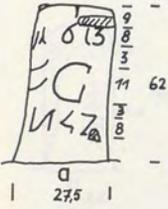




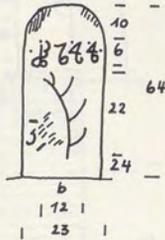
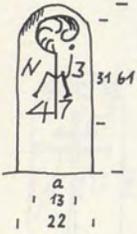
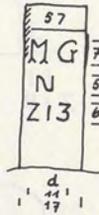
13



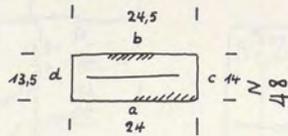
14



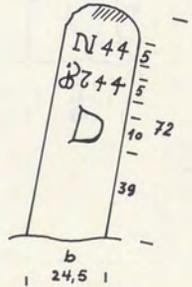
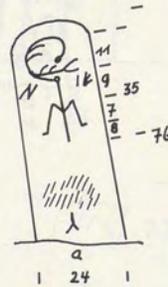
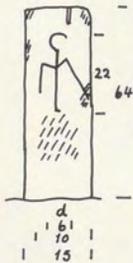
15

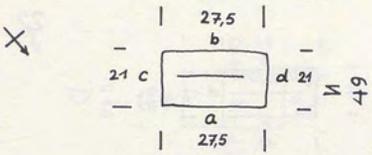


X

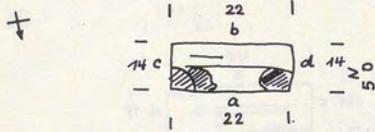
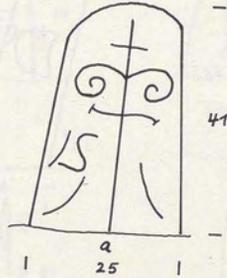
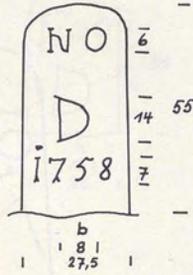
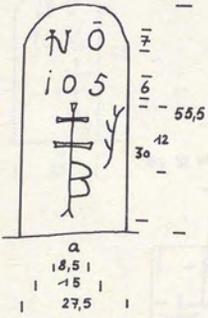
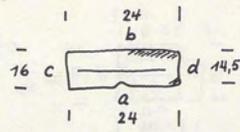


16

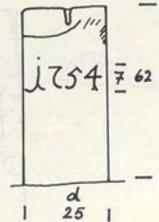
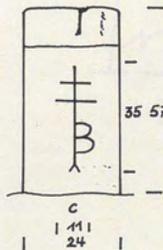
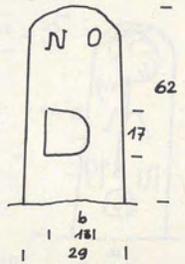
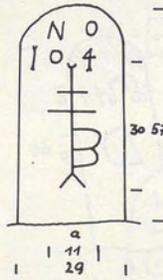
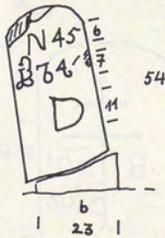
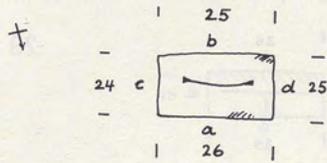


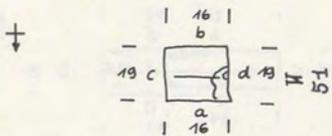


17

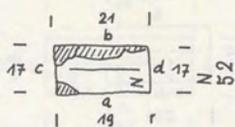


19

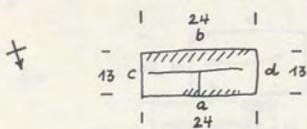
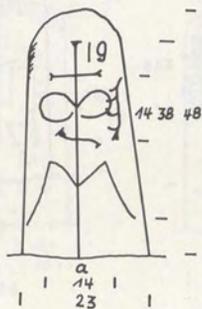
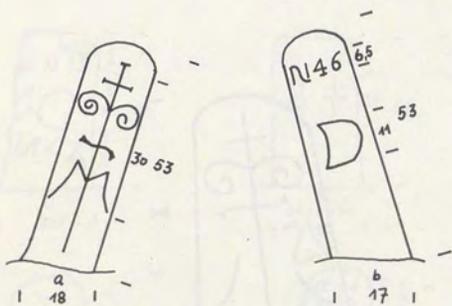




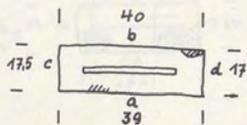
21 †



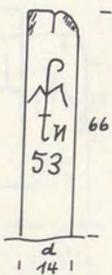
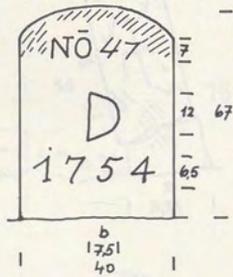
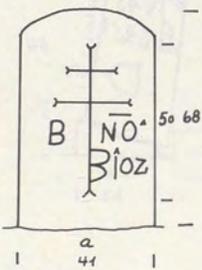
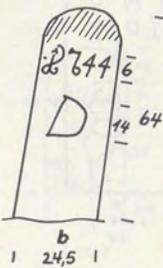
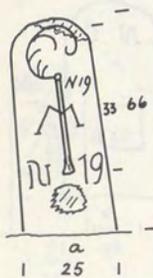
22



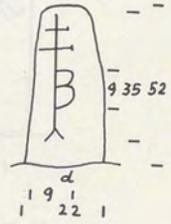
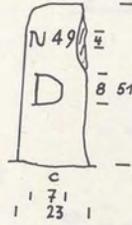
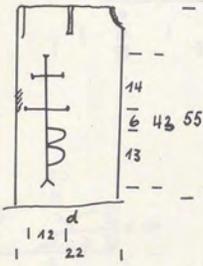
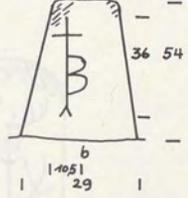
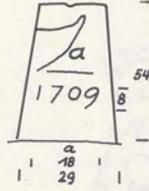
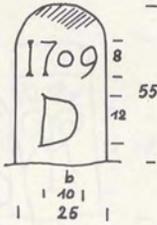
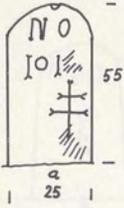
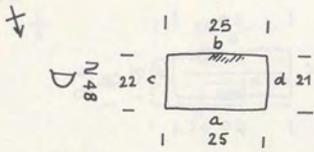
23



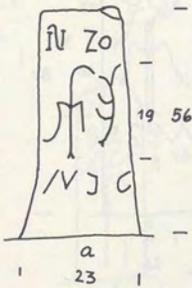
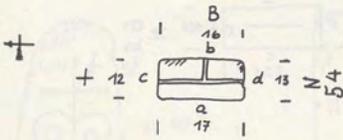
24



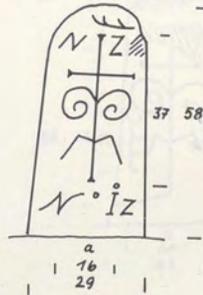
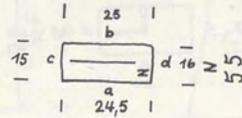
25



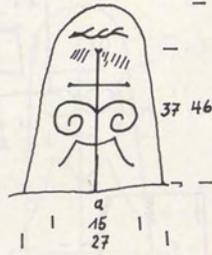
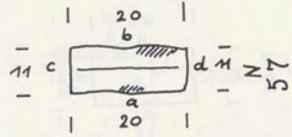
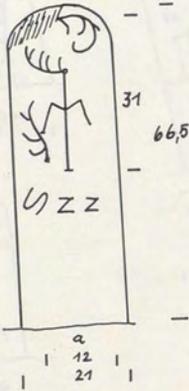
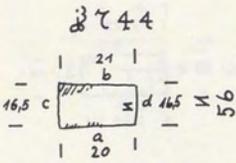
27



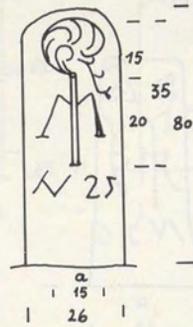
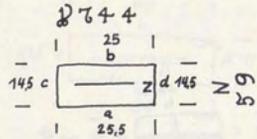
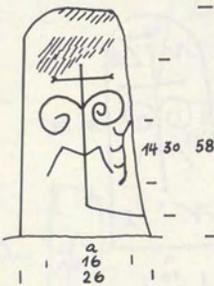
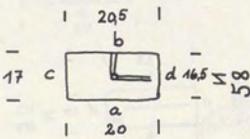
28

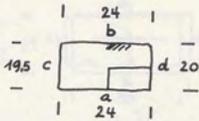


29

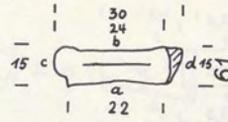


31

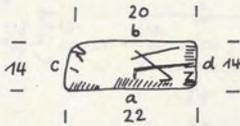
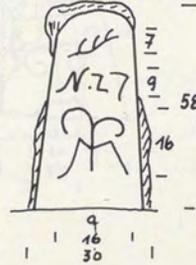
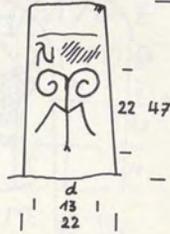
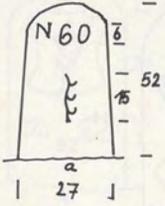




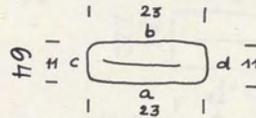
33



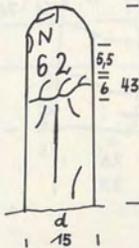
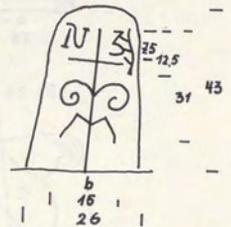
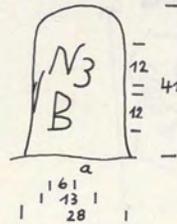
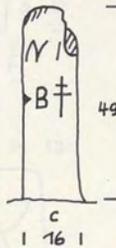
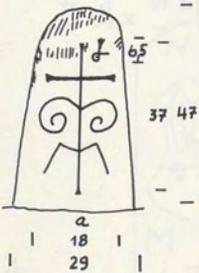
34

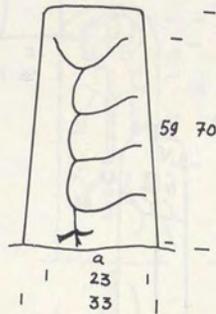
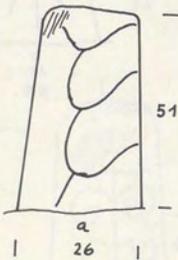
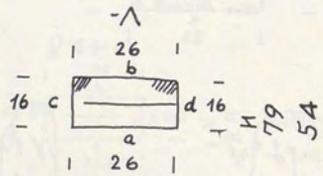
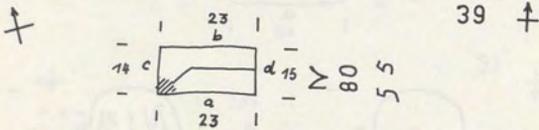
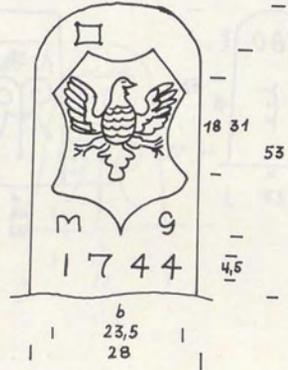
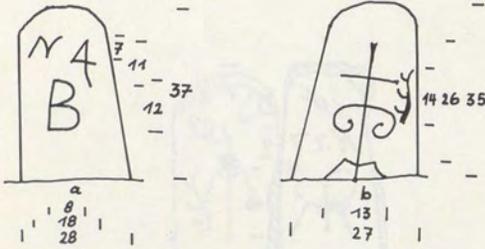
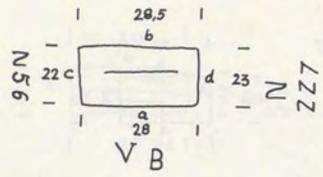
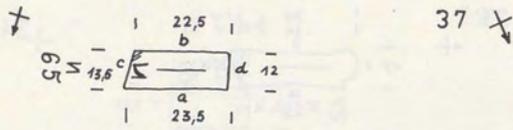


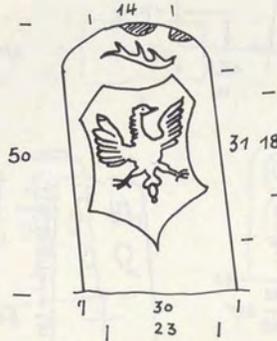
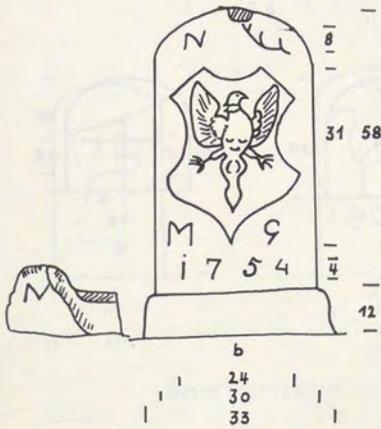
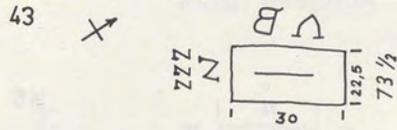
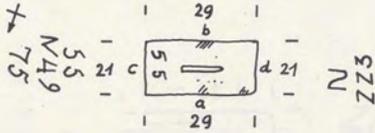
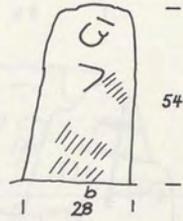
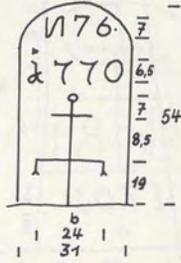
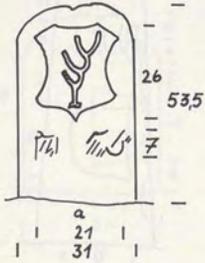
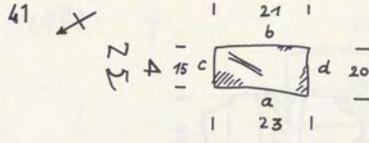
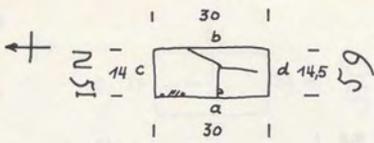
35

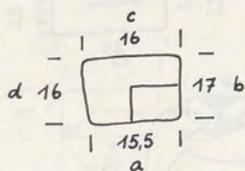
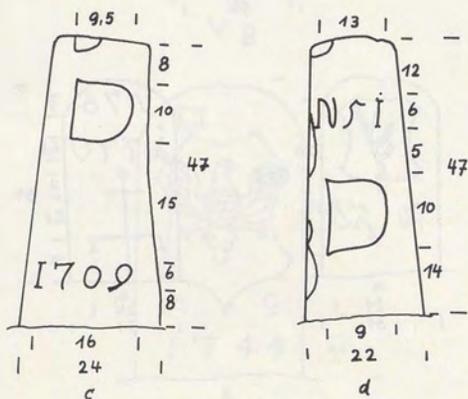
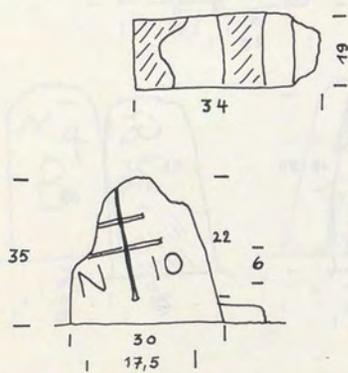


36

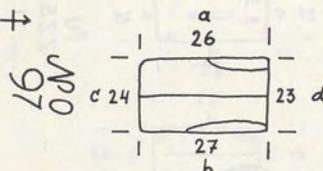




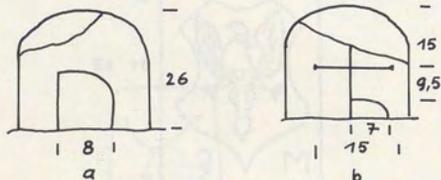
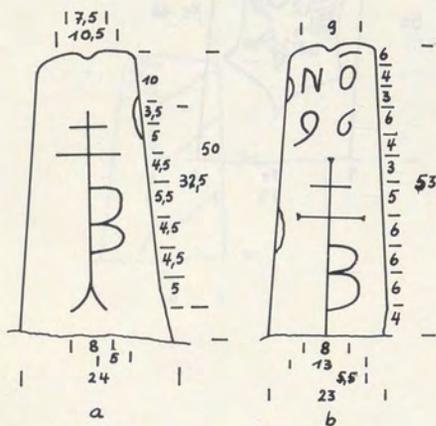


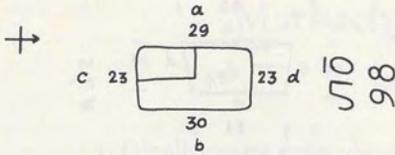


46

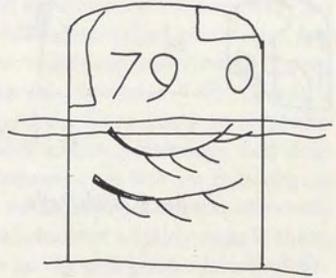
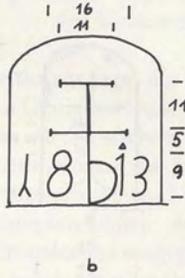
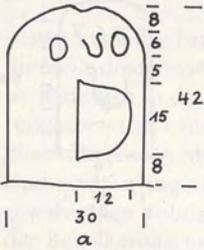
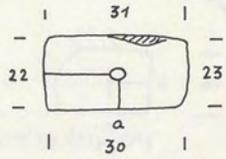


47

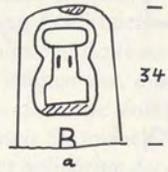
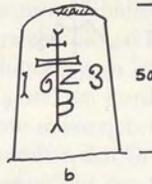
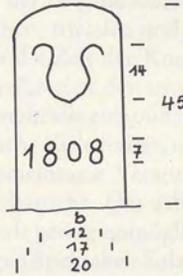
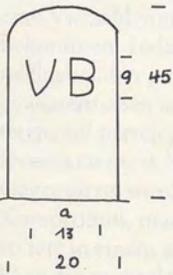
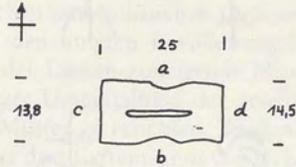
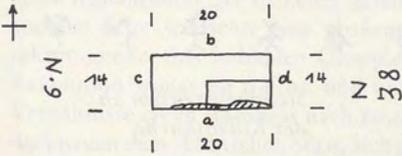




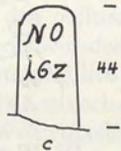
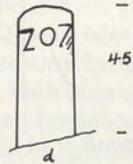
48



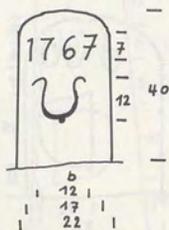
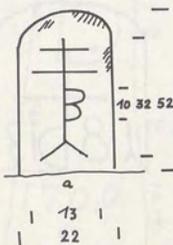
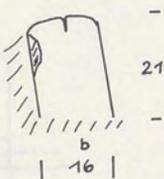
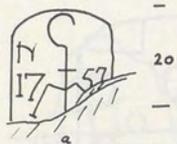
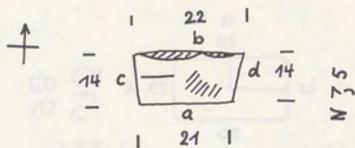
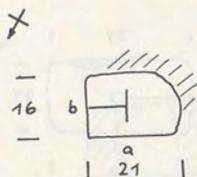
Kleiner Holzgarten



Beim Egartenhof



Oberhalb Weinberge

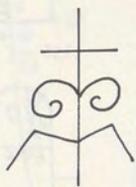


In der Kanalstraße

Oberhalb Weinberge



Steinmetzzeichen an der Kilianskirche



Die Wappen des Spitals auf den Steinen

Marbach im Jahr 1933*

Von Paul Sauer

1. Die allgemeine politische und wirtschaftliche Situation in der Zeit der Weimarer Republik

Am Ende des Ersten Weltkriegs fegte die Revolution die Fürstenthronen hinweg. An die Stelle des monarchischen Obrigkeitsstaats trat die parlamentarische Demokratie. Für sie hatte sich in den Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung und zu den Verfassungsgebenden Landesversammlungen im Januar 1919 das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrheit ausgesprochen. Dennoch stand die Demokratie in Deutschland von Anfang an auf tönernen Füßen. Aus der militärischen Niederlage und dem gewaltsamen politischen Umsturz hervorgegangen, vermochte sie sich im Bewußtsein der Bevölkerung nicht das solide geistige Fundament zu schaffen, das auch schweren Belastungen standhielt. Viele vor allem den bürgerlichen Schichten angehörende Wähler, die während der Revolution im Bestreben, rasch wieder zu stabilen politischen Verhältnissen zu gelangen, ihre Zuflucht zu den gemäßigten Parteien genommen hatten, mißtrauten ihr; sie sahen ihre Idealvorstellungen noch immer im Obrigkeitsstaat bzw. in einem stramm autokratischen staatlichen Regiment verwirklicht und tendierten, nachdem sie sich vom Schock der revolutionären Umwälzung einigermaßen erholt hatten, zu einer Restauration der früheren gesellschaftlichen und politischen Ordnung. Auf der anderen Seite wünschte eine großenteils aus den unteren Bevölkerungsklassen sich rekrutierende, den radikalen Gruppierungen der Linken zuneigende Minderheit, die Revolution weiter zu treiben und unter völliger Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse einen Rätestaat nach russischem Muster zu errichten. Zunächst gelang es dem neuen demokratischen Staat, sich gegenüber dem Extremismus von rechts und links durchzusetzen und trotz der mehr als kurzfristigen revanchistischen Politik der Siegermächte, namentlich aber der langandauernden unversöhnlichen Haltung Frankreichs, eine Vielzahl von politischen, sozialen und wirtschaftlichen Problemen in den Griff zu bekommen. Indessen war die Zeit der Konsolidierung zu kurz. Auch zeigten sich die maßgebenden politischen Parteien der an sie gestellten Forderung, das deutsche Volk gewissermaßen in der Demokratie einzuüben, nur unzureichend gewachsen. Sie mißachteten, auf parteiegozentrische Ziele fixiert, nicht selten den Grundsatz der Solidarität der Demokraten, d. h. ihre gemeinsame Verantwortung für den Staat, für das Volksganze. Gegensätze wurden aufgebauscht. Das Alles oder Nichts erschwerte den politischen Kompromiß, machte ihn oft genug unmöglich. Die eine oder andere Parlamentsdebatte endete in einem unwürdigen Spektakel. Solange es wirtschaftlich aufwärts ging, ließ sich über die mangelnde Solidarität der Demokraten noch hinwegsehen. Als Krebschaden aber wurde sie mit der 1929/30 über Deutschland hereinbrechenden Weltwirtschaftskrise offenkundig. Der rapide anwachsende politische Extremismus verlangte nach einer geschlossenen Abwehrfront der demokratischen Parteien. Doch diese kam nicht zustande. Die Parteien beharrten beinahe kompromißlos auf ihren gegensätzlichen Positionen und begegneten der demagogischen Agitation der rechtsradikalen nationalsozialistischen Bewegung nicht mit einem wirkungsvollen propagandistischen Gegenkonzept. So

* Öffentlicher Vertrag im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar
am 25. November 1983

gaben sie auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise zu Beginn der dreißiger Jahre entscheidendes politisches Terrain preis. Allenfalls im Lager der Sozialdemokraten und einiger mehr nach links orientierter bürgerlicher Gruppierungen erkannte man, daß der zunehmend lauter werdende Ruf nach dem starken Mann, der das deutsche Volk in allen seinen Ständen und Klassen einigte, dem wirtschaftlichen Niedergang Deutschlands Einhalt gebot und dem Reich neuen machstaatlichen Glanz verschaffte, eine tödliche Gefahr für das demokratische Gemeinwesen bedeutete. Die anderen Parteien bagatellisierten diese Gefahr oder verschlossen vor ihr die Augen, einige stimmten gar selbst in den verhängnisvollen Ruf mit ein. So fiel es der nationalsozialistischen Propaganda nicht schwer, einen erheblichen Teil der Bevölkerung davon zu überzeugen, daß Adolf Hitler, der Führer der NSDAP, der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, der rettende starke Mann sei und zugleich weiten Volkskreisen zu suggerieren, daß die Demokratie das Deutsche Reich nur immer tiefer in das geistige, das politische und das wirtschaftliche Chaos hineinführe. Die Reichstagswahlen vom 31. Juli 1932 enthüllten das Ausmaß des Desasters. Jetzt war die NSDAP die stärkste politische Kraft. Ohne große Mühe brachte sie es in kurzer Frist zuwege, das demokratische System im Reich und in den größeren Ländern vollends lahmzulegen. Hierbei leisteten ihr Exponenten rechtsstehender demokratischer Parteien Handlangerdienste. Am 30. Januar 1933 berief Reichspräsident von Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler. Der Führer der NS-Bewegung, Kopf einer Koalitionsregierung, in der er aber von Anfang an das Sagen hatte, säumte nicht, mit Hilfe des der Reichsregierung eingeräumten Notverordnungsrechts der totalitären Herrschaft seiner Partei den Weg zu bereiten. Eine seiner ersten Maßnahmen war die Auflösung des Reichstags und die Anordnung von Neuwahlen auf den 5. März 1933.

2. Die Verhältnisse in Marbach zu Beginn der dreißiger Jahre

Der 1925 3 136 und 1933 3 581 Einwohner zählenden Oberamtsstadt Marbach gaben in der Zeit der Weimarer Republik Handwerk und Landwirtschaft wesentlich das Gepräge. Die noch wenig entwickelte Industrie beschränkte sich auf einige Mittel- und Kleinbetriebe der Möbel- und der Lederbranche. Die Bürgerschaft gehörte mit geringen Ausnahmen der evangelischen Konfession an. Von ihrem Wahlrecht machten die Marbacher in den Jahren 1919 bis 1932 regen Gebrauch. Bei Reichstagswahlen gaben durchschnittlich mehr als 80% der Wahlberechtigten ihre Stimme ab. Die höchste Wahlbeteiligung mit 91,3% war bei der Wahl zur Deutschen Nationalversammlung im Januar 1919, die niedrigste bei den Reichstagswahlen vom 20. Mai 1928 und 6. November 1932 mit 74,2% bzw. 74,3% zu verzeichnen. Bei der Wahl zur Deutschen Nationalversammlung vermochten in Marbach die Sozialdemokraten sowie die Deutsche Demokratische Partei, die DDP, rund drei Viertel der abgegebenen gültigen Stimmen auf sich zu vereinigen. Das letzte Viertel sicherte sich größtenteils die Bürgerpartei, die Partei der württembergischen Deutschnationalen. Dieses Wahlergebnis bedeutete ein eindrucksvolles Votum für die parlamentarische Demokratie. Bei der Reichstagswahl am 7. Dezember 1924 war ein gewisser Rechtsruck unverkennbar. Der vaterländisch-völkische Rechtsblock, in dem die Deutschnationalen tonangebend waren, und der gleichfalls rechts stehende Bauern- und Weingärtnerbund vereinigten 621 von 1568 gültigen Stimmen auf sich. Ein einigermaßen befriedigendes Ergebnis hatten die Liberalen, DDP und DVP (Deutsche Volkspartei), mit knapp 250 Stimmen erzielt. Die SPD hatte einen Teil ihrer Wählerstimmen an die KPD abgeben müssen, doch war sie mit 319 Stimmen nach dem Bauern- und Weingärtnerbund noch immer die stärkste Partei. Die Kommuni-

sten hatten 241 Stimmen erlangt. Eindeutiger Sieger der Reichstagswahl am 20. Mai 1928 in Marbach war die SPD. Sie hatte gegenüber 1924 ihre Wählerzahl beinahe verdoppeln und über ein Drittel der abgegebenen gültigen Stimmen für sich verbuchen können. Dagegen hatten die Kommunisten die Hälfte ihrer Wähler eingebüßt. Nicht viel besser war es den Deutschnationalen sowie dem mit ihnen eng verbundenen Bauern- und Weingärtnerbund ergangen. Ganze elf Stimmen hatte die erstmals unter ihrem Parteinamen aufgetretene NSDAP erlangt. Bei der Reichstagswahl am 14. September 1930 vermochte die SPD ihre hervorragende Stellung noch auszubauen. Doch auch die Kommunisten holten wieder beträchtlich auf, während die anderen Parteien größere oder kleinere Verluste hinnehmen mußten. Der Anteil der NSDAP war mit 81 Stimmen oder knapp 5 % der Wähler noch sehr bescheiden. Zwei Jahre später, am 31. Juli 1932, sah es völlig anders aus. Die liberalen Parteien DDP und DVP waren weit zurückgedrängt, Deutschnationale sowie Bauern- und Weingärtnerbund stark angeschlagen. Die NSDAP war mit 598 Stimmen zur stärksten Partei emporgeschneilt. Doch auch die Kommunisten hatten weiter zugelegt und stützten sich jetzt auf 274 Stimmen. Unangefochten hatte sich die SPD behauptet. Sie stand an Stimmenzahl (551) der NSDAP nur wenig nach. Indessen, der Tendenz zur zunehmenden politischen Radikalisierung konnte auch sie sich auf die Dauer nicht widersetzen. Bei der Reichstagswahl am 6. November 1932 verlor sie einen erheblichen Teil ihrer Wähler an die KPD, die vor ihr einen allerdings minimalen Vorsprung gewann (384 und 382 Stimmen) und nach der NSDAP zur stärksten politischen Kraft aufstieg. Auf die NSDAP entfielen rund 29,1 % der abgegebenen gültigen Stimmen, auf die Kommunisten 22,4 % und auf die Sozialdemokraten 22,3 %. Alle anderen Parteien waren weit abgeschlagen. Deutschnationale sowie Bauern- und Weingärtnerbund hatten 13,7 % (7,3 % und 6,4 %), die beiden liberalen Parteien DDP und DVP zusammen 8,1 % errungen. Der Rest der Stimmen verteilte sich auf eine größere Zahl von Splitterparteien.

Das Wahlverhalten der Marbacher Bürgerschaft in der Zeit der Weimarer Republik unterschied sich, wenn wir die Wahlergebnisse nochmals Revue passieren lassen, kaum von dem anderer überwiegend evangelischer württembergischer Städte ähnlicher Größe. Bestimmend waren bis 1928 SPD, Liberale, Deutschnationale sowie der diesen eng verbundene Bauern- und Weingärtnerbund. Daneben spielten seit 1924 die Kommunisten eine nicht unbedeutende Rolle. Bis 1930 blieben die politischen Verhältnisse stabil. Die gemäßigten Parteien behaupteten unangefochten das Feld, auch wenn Nationalsozialisten und Kommunisten in der Wählergunst stark im Aufwind waren. Der politische Erdstoch kam, wie erwähnt, erst 1932 mit dem spektakulären Wahlsieg der NSDAP und der annähernden Verdoppelung der kommunistischen Wählerstimmen.

Im Marbacher Gemeinderat besaß die SPD in der Zeit der Weimarer Republik gewöhnlich die stärkste Position. Hinter ihr rangierten die in zwei Parteien, DDP und DVP, aufgespaltenen Liberalen, ferner der Bauern- und der Weingärtnerbund sowie die Deutschnationalen. Bei der Gemeinderatswahl am 6. Dezember 1931 – nach einem rollierenden System mußte alle zwei Jahre die Hälfte der Gemeinderäte neu gewählt werden – erlangten die Nationalsozialisten und die Kommunisten je einen Sitz. – Beide Parteien waren erstmals im Marbacher Stadtparlament vertreten. – Die übrigen sechs neu zu besetzenden Mandate entfielen auf die vorher genannten politischen Parteien. Bei dem aus insgesamt 16 Mitgliedern bestehenden Gemeinderat vermochten zwei Vertreter extremistischer Parteien nicht viel auszurichten. Wie schon in den zwanziger Jahren blieb der Marbacher Gemeinderat bis zur NS-Machtergreifung ein demokratisch handelndes, dem Wohl der Bürgerschaft verpflichtetes Gremium, bei dem parteipolitische Interessen den Belangen der Kommunalpolitik stets untergeordnet waren. In den Gemeinderatsprotokollen ist in den Jahren 1931 und 1932 von landes- und reichspoliti-

schen Fragen nirgendwo die Rede. Bei den Beratungen ging es ausschließlich um Angelegenheiten der Stadt und ihrer Bevölkerung. Die anstehenden Probleme wurden sachlich angegangen und entschieden. Von parteipolitischen Kontroversen oder gar von Auseinandersetzungen war wenig zu verspüren.

Seit 1919 gab es im Marbacher Gemeinderat fünf Fraktionen: 1. Deutsche Demokratische Partei, 2. Deutsche Volkspartei, 3. Bürgerpartei (die württembergische Sektion der Deutschnationalen Volkspartei), seit 1931 Block rechts, 4. Bauern- und Weingärtnerbund und 5. Sozialdemokratie. Die Deutsche Demokratische Partei und die Deutsche Volkspartei firmierten seit 1931 unter der Bezeichnung »Freie Wählervereinigung«. Diese hatte mit der Freien Wählervereinigung, wie wir sie heute kennen, nichts zu tun. Das Wort »frei« war hier gleichbedeutend mit liberal. Freie Wählervereinigung umschrieb das Wahlbündnis und enge politische Verhältnis der beiden liberalen Parteien. Dem Block rechts schloß sich der Vertreter der NSDAP, NS-Ortsgruppenleiter Otto Thumm, an, der SPD der kommunistische Mandatsträger Hermann Mayer. Der Antrag der Wählervereinigung »Liste Rechts« sowie des Bauern- und Weingärtnerbunds, die Reihenfolge der Fraktionen nach politisch-ideologischen Gesichtspunkten zu ändern, beginnend bei der Liste rechts über Bauern- und Weingärtnerbund, Freie Wählervereinigung und endend bei den Fraktionen der Sozialdemokraten und Kommunisten, wurde von den Vertretern der anderen Parteien mit Stimmenmehrheit abgelehnt. Die kommunistische Ein-Mann-Fraktion hätte zumindest etwas eigenartig gewirkt, da die anderen Fraktionen aus jeweils drei bis fünf Mann bestanden.

Zu Beginn der dreißiger Jahre warf die Weltwirtschaftskrise ihre düsteren Schatten auch über Stadt und Oberamt Marbach. In seinem Rückblick auf das abgelaufene Jahr 1931 stellte Bürgermeister Wilhelm Kopf eine erhebliche Verschlechterung der Wirtschaftslage gegenüber dem Vorjahr fest. Die Zahl der Arbeitslosen war weiter angestiegen. Rund 175 Marbacher Arbeitslose erhielten vom Arbeitsamt Ludwigsburg, das im Oktober 1931 wegen des vermehrten Geschäftsanfalls eine Nebenstelle in der Schillerstadt errichtet hatte, Unterstützung. Die Stadt beschäftigte 25 Wohlfahrtserwerbslose, um auf solche Weise Barunterstützungen tunlichst zu vermeiden. Den in Not befindlichen Arbeitslosen hatte die Stadt bereits eine Wirtschafts- sowie eine Weihnachtsbeihilfe bewilligt. Eine zugunsten dieses Personenkreises durchgeführte Geld-, Kleider- und Lebensmittelsammlung war recht ertragreich gewesen. Im Lauf des Jahres 1932 verschlimmerte sich die wirtschaftliche und soziale Situation der arbeitenden Bevölkerung noch mehr. Wiederholt mußten die Gehälter und Löhne gekürzt werden. So stimmte der Marbacher Gemeinderat entsprechend der Vierten Notverordnung des Reichspräsidenten einer zehnprozentigen Lohnkürzung der Gemeindearbeiter zum 1. Januar 1932 zu. Statt eines Stundenlohns von bisher 60 bis 70 Pfennig erhielten die städtischen Arbeiter künftig lediglich noch einen solchen von 50 bis 60 Pfennig. Nicht weniger als 54 Arbeitslose, die beim Arbeitsamt »ausgesteuert« waren, d. h. wegen langandauernder Arbeitslosigkeit keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld mehr hatten, belasteten 1932 als Wohlfahrtserwerbslose die städtischen Kassen. Weitere 18 Arbeitslose mußte die Stadt zusätzlich finanziell unterstützen, weil die ihnen vom Arbeitsamt zustehenden stark gekürzten Arbeitslosengelder zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts völlig unzureichend waren. An allerdings nur gegen Arbeitsleistung gewährten Unterstützungsbeiträgen zahlte Marbach 1932 wöchentlich 750 RM. Hierzu kamen in der Woche noch 75 RM für Milch, die an Kinder von Arbeitslosen ausgeteilt wurde. Vom 1. Januar bis 30. September 1932 hatte die Stadt den für damalige Verhältnisse sehr hohen Betrag von 26 000 RM an Fürsorgeleistungen vor allem zugunsten von Arbeitslosen und deren Familien aufzubringen. Weiterhin war sie bemüht, durch Geld-, Kleider- und Lebensmittelsammlungen die Not zu lindern. Ebenso beschaffte sie teils mit eigenen, teils mit

gestifteten Mitteln Holz, Kohlen und Kartoffeln und verteilte diese an Unterstützungsbedürftige. Bei der Anerkennung der Hilfsbedürftigkeit war sie gezwungen, einen strengen Maßstab anzulegen.

3. Der Reichstagswahlkampf im Februar/März 1933

Die NS-Machtergreifung im Reich am 30. Januar 1933 zog eine solche in den Ländern und Kommunen nicht automatisch nach sich. Zwar war im Land Württemberg bereits seit der Landtagswahl am 24. April 1932 das parlamentarische System weitgehend lahmgelegt. In Stuttgart gab es seitdem nur noch eine geschäftsführende, aus Vertretern des Zentrums, der Deutschnationalen sowie der Deutschen Demokratischen Partei bestehende Regierung. Doch hatte die NSDAP, die stärkste Fraktion im Stuttgarter Landtag, noch nirgendwo bestimmenden politischen Einfluß. Freilich, ihre hemmungslose demagogische Agitation unterhöhlte systematisch das Fundament des demokratischen Rechtsstaats. Seit der Regierungsübernahme im Reich standen der Hitler-Partei zudem wirksame staatliche Machtmittel zur Verfügung, und sie zögerte nicht, diese skrupellos für ihre Ziele einzusetzen, so beim Reichstagswahlkampf im Februar/März 1933. Kommunisten und Sozialdemokraten bekamen die harte Hand der neuen Herren vielerorts schon jetzt zu verspüren.

In Marbach spielte sich der Wahlkampf, wenn wir die zurückhaltende Berichterstattung der jedem politischen Extremismus abholden »Marbacher Zeitung« richtig interpretieren, in einigermaßen zivilen Formen ab. Die Parteien begnügten sich mit wenigen Wahlveranstaltungen. Zu gewaltsamen Auseinandersetzungen kam es nicht. Die erste und wohl eindrucksvollste Kundgebung des Wahlkampfes in Marbach veranstaltete die sozialdemokratische »Eiserne Front« (ein Zusammenschluß von SPD, Allgemeinem Deutschem Gewerkschaftsbund, Arbeitersportvereinen und Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold) am Sonntag, dem 19. Februar. An ihr nahmen der Reichsbanner von Marbach, Ludwigsburg und Kornwestheim, der Männergesangsverein, der Sozialistische Verein sowie Vertreter der Gewerkschaften teil. Der SPD-Landtagsabgeordnete Schneckenburger / Stuttgart-Botnang griff in seiner Rede die NS-Bewegung scharf an. Er verwarnte sich insbesondere gegen den seiner Partei von den Nationalsozialisten aufgebürdeten, die historischen Tatbestände verfälschenden Vorwurf, durch die Revolution von 1918 Deutschland verbrecherisch ins Unglück gestürzt zu haben. Hinter den Sozialdemokraten wollten naturgemäß die Nationalsozialisten nicht zurückstehen. Am Sonntag, dem 26. Februar organisierte die SA einen Aufmarsch. Offenbar nur unter großen Bedenken hatte der Gemeinderat – sechs Gegenstimmen – ihrem Antrag auf Überlassung der städtischen Turnhalle zur Verpflegung der SA-Mannschaften zugestimmt. Am 1. März 1933 hielt die ganz auf die Linie der NSDAP eingeschwenkte Deutschnationale Volkspartei eine Versammlung ab. Als Redner traten Direktor Ludwig und der Stuttgarter Rechtsrat Hirzel auf. Ihre Attacken hatten vor allem das katholische Zentrum zum Ziel, das seit Kriegsende maßgeblichen Einfluß auf die württembergische Landespolitik ausübte. Sie nannten es, sicher im Bestreben, es der Bevölkerung der überwiegend evangelischen Stadt suspekt zu machen, den »Säer der deutschen Zwietracht«. Am folgenden Tag schloß sich eine gut besuchte Wahlversammlung der NSDAP im Bärensaal an. Nach der Übertragung einer Hitlerrede aus dem Berliner Sportpalast zog der nationalsozialistische Landtagsabgeordnete Jonathan Schmid, nachmals württembergischer Innenminister, in seiner Rede gegen Marxismus und Judentum zu Felde. Er beschwor seine Zuhörer, Hitler die Stimme zu geben, damit dieser das in Angriff genommene große nationale Aufbauwerk weiterführen könne. Die Kundgebung endete

mit dem üblichen nationalsozialistischen Ritual: Horst-Wessel-Lied und Sieg-Heil auf den Führer der Bewegung.

4. Die Wahl am 5. März und die NS-Machtübernahme in Württemberg

Die Wahl am 5. März 1933 brachte für die NSDAP nicht den von ihr erhofften überwältigenden Erfolg. In Marbach entschieden sich für sie lediglich 41,5 % der Wähler. (In ganz Württemberg waren es übrigens 41,9 % und im Gesamtreich 43,9 %). Freilich zusammen mit den sie unterstützenden Rechtsparteien, den Deutschnationalen sowie dem Bauern- und Weingärtnerbund, die 13,7 % (7,1 % und 6,6 %) der abgegebenen gültigen Stimmen auf sich vereinigten, hatten sie die absolute Mehrheit der Wähler auf ihre Seite gebracht. Trotz mancher propagandistischer Behinderung hatten die Sozialdemokraten immerhin 22,8 % und die Kommunisten 13,3 % der Wählerstimmen gewonnen. Alle anderen Parteien, so vor allem die in Marbach dereinst so starken Liberalen, hatten beinahe jeden Rückhalt bei der Wählerschaft verloren.

Den Wahlausgang feierten die Nationalsozialisten als großen Sieg. Geschickt verstanden sie es, die entscheidende Hilfe, die ihnen Deutschnationale sowie Bauern- und Weingärtnerbund hatten zukommen lassen, im Bewußtsein der Bevölkerung zu verwischen. Die seit zwei Jahren bestehende, nicht sonderlich große Ortsgruppe der NSDAP hielt ihre Stunde für gekommen. Wie anderwärts unternahm sie es im Verein mit dem Stahlhelm am Abend des 10. März 1933 die Hakenkreuzfahne und die Flagge des Kaiserreichs Schwarz-Weiß-Rot auf den öffentlichen Gebäuden zu hissen: auf dem Oberamtsgebäude, dem Rathaus, dem Post- und dem Amtskörperschaftsgebäude. Ortsgruppenleiter Thumm hielt vom Fenster des Bürgermeister-Dienstzimmers aus eine Ansprache an die vor dem Rathaus versammelten Parteigenossen und Schaulustigen. Vergeblich hatte ihn Bürgermeister Kopf daran zu hindern versucht. Weder zur Flaggenhissung auf öffentlichen Gebäuden noch zu dieser Ansprache hatte Thumm die erforderliche Genehmigung beantragt. Die Marbacher Bevölkerung zeigte sich zurückhaltend. Begeisterungstürme gab es nirgendwo. Bei der Ansprache des Ortsgruppenleiters machten politische Gegner ihrem Unmut durch Zwischenrufe Luft. Zu größeren Zwischenfällen kam es jedoch nicht. Ihr provokatives Flaggenhissen wiederholte die NSDAP an den folgenden Tagen.

Inzwischen war in Stuttgart die geschäftsführende Landesregierung im Wege des Staatsstreichs ihrer Amtsbefugnisse mit der Begründung beraubt worden, sie sei außerstande, Ruhe und Ordnung in Württemberg aufrechtzuerhalten. Die vollziehende Gewalt hatte der Reichsminister des Innern einem nationalsozialistischen Reichskommissar übertragen. Dieser ergriff sofort harte Polizeimaßnahmen gegen politische und ideologische Gegner der Hitler-Bewegung. Am 15. März 1933 wählte der Landtag, aus dem die Kommunisten bereits entfernt waren, den NS-Gauleiter Murr zum neuen Staatspräsidenten. Murr berief umgehend eine aus Nationalsozialisten und Deutschnationalen bestehende »nationale« Landesregierung. Der erste Schritt auf dem Weg zur gänzlichen Gleichschaltung Württembergs mit dem Reich war getan.

Zwei Tage nach der NS-Machtübernahme in Württemberg, am 17. März 1933, hielt der Marbacher Gemeinderat in seiner bisherigen Zusammensetzung eine Sitzung ab. Im Gegensatz zu manchen anderen Gemeindeparlamenten wahrte das Marbacher seine Würde. Es kam hier zu keinen großspurigen feierlichen Reden und widerlichen Reverenzbezeugungen gegenüber dem neuetablierten Regime. Daß der Kommunist Hermann Mayer als vollberechtigtes Mitglied an der Sitzung teilnahm, störte anscheinend nicht einmal den Mandatsträger der NSDAP. Die Atmosphäre blieb wie bisher nüchtern

und sachbezogen. Dies beweist der einzige politische Gegenstand, den das Gremium behandelte. Die Nationalsozialisten hatten den kommunistischen Athleticsportverein aufgelöst und an seiner Stelle den »Kraftsportverein Germania 1933« ins Leben gerufen. Dieser Verein wünschte nun, wie zuvor der Athleticsportverein seine Übungen in der städtischen Turnhalle durchführen zu dürfen. Allein, der Gemeinderat wollte seine Genehmigung erst dann erteilen, wenn der Kraftsportverein Germania 1933 die Aufnahme in den Deutschen Athleticsverband – er hatte erst den Antrag gestellt – nachzuweisen vermochte. Noch war der Gemeinderat ein unabhängiges Gremium, das sich seine Entscheidungsbefugnisse nicht vorschreiben ließ, und dies auch nicht von der herrschenden Partei.

Durch massive Propagandaaktivitäten suchten die Nationalsozialisten den Großteil der Bevölkerung für sich zu gewinnen. In Stadt und Land wurde die neugewonnene Einheit der Nation beschworen und die »Volksgenossen« aufgerufen, sich am Wiederaufbau des Vaterlands mit aller Kraft zu beteiligen. Ebenso wurde keine Gelegenheit ausgelassen, das überwundene Weimarer Parteiensystem in den Schmutz zu ziehen und das Schreckgespenst der Bolschewisierung, dem Deutschland angeblich um Haaresbreite entgangen war, an die Wand zu malen. Viele, die bisher der Hitler-Bewegung ablehnend oder zumindest reserviert gegenübergestanden hatten, erlagen diesen verhängnisvollen Sirenentönen und reiheten sich in die Front der Braunen Kolonnen ein. Der Zusammentritt des neugewählten Reichstags am 21. März 1933, der Tag von Potsdam, wurde festlich begangen. Die Marbacher NSDAP inszenierte eine große Kundgebung mit mehreren Rednern sowie einen abendlichen Fackelzug. Bürgermeister Kopf konnte sich der Aufforderung zu einer Ansprache nicht entziehen. Er lobte die »schöne nationale Kundgebung«. Einen ähnlichen Fackelzug, allein von Marbachern gestaltet, habe die Stadt noch nie gesehen. Ganz anders als früher habe sich alles abgespielt: kurz, bündig, energisch und diszipliniert. Der Bürgermeister schloß mit dem Wunsch, im Blick auf die Zukunft und das Emporblühen Deutschlands allen kleinlichen Parteihader zu vergessen. Man wird die Worte von Bürgermeister Kopf schwerlich als Ausdruck einer opportunistischen Gesinnung deuten können. Der Stadtvorstand hatte sich zu der Ansprache nicht gedrängt, er war mehr oder minder zu ihr genötigt worden, und er bekundete, wie dies damals auch viele andere taten, seine Bereitschaft, an dem vom Regime in Aussicht gestellten großen nationalen Aufbau- und Versöhnungswerk nach Kräften mitzuwirken. Andererseits war seine an die Adresse der herrschenden Partei gerichtete Mahnung, den großen Versprechungen jetzt Taten folgen zu lassen, unüberhörbar. Nicht übersehen dürfen wir, daß die Situation des in allen Bevölkerungskreisen als integre Persönlichkeit hochgeachteten 49jährigen Bürgermeisters, der seit 1909 im Dienst der Stadt Marbach stand, zunächst als Stadtpfleger, seit 1925 als Stadtschultheiß bzw. Bürgermeister, keineswegs beneidenswert war. Wilhelm Kopf hatte keiner Partei angehört, hatte aber aus seiner demokratischen Einstellung nie einen Hehl gemacht. Ausgleichend und vermittelnd, war er stets um ein gutes Verhältnis zu allen auf dem Rathaus vertretenen politischen Gruppierungen bemüht gewesen. Sein Amt hatte er bislang verantwortungsbewußt, gerecht und engagiert zum Wohl der Bürgerschaft ausgeübt. Dies mußte ihm sogar der NS-Ortsgruppenleiter und frischgebackene Kreisleiter Thumm attestieren. Bei der Besitzergreifung der den Sozialdemokraten weggenommenen Spielplatzhalle Anfang April 1933 warf Thumm dem Bürgermeister in einer öffentlichen Ansprache vor, er habe vor der NS-Machtübernahme der beinahe unumschränkten Herrschaft der Sozialdemokratie auf dem Rathaus oft sehr entgegenkommend Rechnung getragen. Dies sei nicht vergessen. Wenn sich nun die Stadtverwaltung (d. h. der Bürgermeister) unter der Wucht der Geschehnisse hinter die nationale Regierung stellen wolle, so begrüße er dies. Thumm bemerkte weiter, wengleich er bei Gelegenheit die Leistungen Kopfs als

Stadtvorstand ausdrücklich anerkannt habe, so habe er dennoch sich und der Bewegung völlige Freiheit bewahrt. Ohne Frage, eine unmißverständliche Drohung: Wenn der hier als angeblicher sozialdemokratischer Sympathisant in die Nähe der Regimegegner gerückte Bürgermeister der herrschenden Partei künftig nicht zu Willen war, hatte er mit seiner Entfernung aus dem Amt zu rechnen. Aus einer anderen öffentlichen Äußerung Thumms wissen wir, wieviel er sich darauf zugute tat, daß im Oberamt Marbach im Unterschied zu anderen Bezirken bei der im Frühjahr 1933 vom Regime ins Werk gesetzten Säuberung der Rathäuser kein einziger Ortsvorsteher seinen Posten verlor. Der NS-Ortsgruppen- und -Kreisleiter erwartete deshalb auch, daß die Bürgermeister sein rücksichtsvolles Verhalten angemessen honorierten. Am 1. Mai 1933 trat Bürgermeister Kopf der NSDAP bei.

Daß seit der NS-Machtübernahme in Württemberg tagtäglich Angehörige der KPD und der SPD verhaftet und in das neuerrichtete Konzentrationslager auf dem Heuberg bei Stetten am kalten Markt gebracht wurden, blieb niemand verborgen, zumal auch die Presse darüber informierte. Am 30. März konnte man beispielsweise in der »Marbacher Zeitung« lesen, daß mehrere Sozialdemokraten in Kirchberg an der Murr und Burgstall, Vorstandsmitglieder der dortigen Arbeiterturnvereine, von Landjägern und SA-Leuten festgenommen und daß die Turnhallen in beiden Orten geschlossen worden waren. Am 1. April berichtete die Zeitung über die am frühen Morgen erfolgte Verhaftung der beiden Marbacher Kommunisten Robert Ader und Hans Seßler. Um die Bevölkerung zu beruhigen, hatte auch die noch nicht gleichgeschaltete bürgerliche Presse wie die NS-Zeitungen Berichte über das sogenannte Schutzhaftlager Heuberg zu veröffentlichen, in denen die Zustände in dem mit 1900 Gefangenen belegten Lager in einem sehr günstigen, der Wirklichkeit Hohn sprechenden Licht dargestellt wurden: ein gut organisiertes, vorbildlich geführtes, dem Wohlergehen der Häftlinge förderliches politisches Umerziehungsinstitut.

In Marbach ließ die NSDAP im Frühjahr 1933 Kommunisten und Sozialdemokraten ihre Macht spüren. Nachdem sie den kommunistischen Athletiksportverein verboten und sich die Spielplatzhalle angeeignet hatte, begann sie den sozialdemokratischen Arbeiterturnverein und den gleichfalls sozialdemokratischen Radfahrerverein zu bedrücken. Beide Vereine suchten ihre drohende Auflösung durch den Anschluß an den Deutschen Turnverein zu umgehen. Doch der Vorstand des Turnvereins wies sie mit der hämischen Bemerkung »Euch Lompa wellet mr net!« brüsk ab. Auf Betreiben der Nationalsozialisten wurde dem Arbeiterturnverein und dem Radfahrerverein die städtische Turnhalle für ihre Übungen gesperrt. Die Stadt ließ die Saalmaschinen des Radfahrervereins beschlagnahmen und auf dem Rathaus versteigern. Der im Frühsommer 1933 erfolgten gewaltsamen Auflösung fielen indessen nicht nur die genannten sozialdemokratischen Sportvereine, sondern auch der Arbeitersamariterbund anheim. Die Vorräte des Arbeitersamaritervereins, Verbandsmaterial usw. im Wert von 4000 RM, wurde dem Kreisverband des Deutschen Roten Kreuzes in Ludwigsburg übergeben. Bis zur NS-Machtergreifung hatten sich die Arbeiter mit Vorliebe im Gasthaus zur Linde in der Marktstraße getroffen. Der Inhaber Noller wechselte seine politische Gesinnung und bot nunmehr sein Haus den Nationalsozialisten als Versammlungslokal an. Aus der seitherigen Arbeitergaststätte wurde das »Marbacher Braune Haus«. Am 2. Mai besetzten die Nationalsozialisten die Räume der Gewerkschaften Holz und Leder und nahmen sie für die NS-Arbeiterorganisation »Deutsche Arbeitsfront« in Beschlag. Der führende Kopf der Marbacher Sozialdemokraten Wilhelm Schenk wurde im Juni 1933 verhaftet und mehrere Monate auf dem Heuberg festgehalten.

Die »Marbacher Zeitung« büßte unter dem Druck der Hitler-Partei zunehmend ihren Charakter als unabhängiges Presseorgan ein. Sie mußte sich in ihrer Berichterstattung der

Sprachregelung des Regimes anpassen. Kritisches bekam der Leser nicht mehr zu Gesicht. Dagegen nahmen nationalsozialistische Veranstaltungen einen breiten Raum ein. Am 20. April 1933 las man, daß sich die Ortsvorsteher und Körperschaftsbeamten des Bezirks einmütig auf die Seite der nationalen Regierung gestellt hatten, zugleich erfuhr man, welche Vorbereitungen getroffen worden waren, um den 44. Geburtstag Hitlers gebührend zu feiern: Flaggenschmuck, Kundgebungen, abendlicher Fackelzug. Am folgenden Tag entnahm man den Spalten der Zeitung das Nähere der Geburtstagsgroßveranstaltung und der dabei gehaltenen Reden: Aufforderung an die noch außerhalb der NS-Bewegung stehenden Volksgenossen, sich in die nationale Kampffront einzureihen und ihren Teil zur Schaffung eines einigen deutschen Vaterlands beizutragen, drohende Worte an die Adresse Andersdenkender und unverbesserlicher politischer Widersacher. Den Tag der Arbeit, den 1. Mai, kündigte die Zeitung als Tag der sozialen Versöhnung an. Aufschlußreich das der Einwohnerschaft bekanntgegebene Programm:

- 8.00 Flaggenhissen auf allen Betrieben
 - 8.20 Antreten der SA, der SA-Reserve, der Hitlerjugend und des Stahlhelm am Rathaus zum Kirchgang
 - 8.30 Festgottesdienst in der Alexanderkirche
 - 9.20 Übertragung der Kundgebung im Berliner Lustgarten durch Lautsprecher am Rathaus
 - 11.00 Platzkonzert der Stadtkapelle auf dem Marktplatz
 - 14.00 Umzug durch die Stadt zur Schillerhöhe. Anschließend Festakt vor dem Schiller-Denkmal mit Gesang, Musik und Ansprache. Weitemarsch zum SA-Heim. Spiele der Schuljugend. Verteilung von Milch und Brezeln durch die NS-Frauenschaft.
 - 18.00 Rundfunkübertragung des Empfangs einer Abordnung von Arbeitern aus allen deutschen Ländern durch den Reichskanzler (Lautsprecher am Rathaus)
 - 19.30 Rundfunkübertragung der Abendfeier auf dem Tempelhofer Feld in Berlin (Lautsprecher am Rathaus)
- Abschluß der Feier: Pyramiden mit bengalischer Beleuchtung durch Mitglieder des Turnvereins. Abbrennen von Feuerwerk.

Im Rückblick auf den »Festtag der deutschen Arbeit« schrieb die »Marbacher Zeitung«, die ganze Einwohnerschaft habe an den Veranstaltungen innigen Anteil genommen. Die Stadt habe im Fahنشmuck geprangt. Einen vergleichbaren Festzug habe es in Marbach noch nie gegeben. Schon am Vorabend des 1. Mai war, ungeachtet des schlechten Wetters, von Angehörigen der SA und anderer Parteiorganisationen auf dem Lemberg ein Höhenfeuer entzündet worden. Im Schein lodrender Flammen hatten junge Nationalsozialisten in begeisternden Redebeiträgen, Gedichten und Liedern des bevorstehenden großen Feiertags gedacht.

Die Massensuggestion solcher Kundgebungen verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Gedanke der Volksgemeinschaft mit einer propagandistisch stark hervorgehobenen christlichen Komponente schlug zunehmend mehr Menschen in seinen Bann. Ein festgegründetes, einiges Reich, das allen seinen Bürgern Arbeit und Brot schaffte – und die wirksamen Beschäftigungsprogramme der Regierung schienen dies zu bestätigen – war ein ebenso faszinierendes wie betörendes Wunschbild. Gewaltsame Gleichschaltung, Bedrückung und Verfolgung politischer wie ideologischer Gegner, Konzentrationslager störten hierbei oft leider allzu wenig: für viele Gutgläubige unvermeidliche Begleiterscheinungen einer Revolution.

5. Die Eroberung des Marbacher Rathauses durch die Nationalsozialisten

Um seine totalitäre Herrschaft über Deutschland aufzurichten, mußte der Nationalsozialismus die bundesstaatliche Struktur des Reichs zerstören und die gemeindliche Selbstverwaltung beseitigen. Mit Hilfe der Hitler-Regierung am 24. März 1933 im sogenannten Reichsermächtigungsgesetz eingeräumten weitgehenden Gesetzgebungsrechts bewerkstelligte er dies. Bereits am 31. März 1933 erging das Vorläufige Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich. Es verfügte die Auflösung der Landtage, aber auch der gemeindlichen Selbstverwaltungskörper und ihre Neubildung entsprechend der Zahl der gültigen Stimmen, die bei der Reichstagswahl am 5. März im Gebiet der jeweiligen Wahlkörperschaft abgegeben worden waren. Hierbei sollte die Zahl der Abgeordneten bzw. Gemeinderäte insgesamt verringert und die auf die Kommunisten entfallenden Mandate nicht berücksichtigt werden. Die Parteien hatten Kandidatenlisten vorzulegen. Es war dies ein grotesker, in der deutschen Verfassungsgeschichte einmaliger Vorgang.

In Marbach wurde die Zahl der Gemeinderatsmandate von 16 auf zehn vermindert. Daß ein nach den Bestimmungen des Gleichschaltungsgesetzes neugebildeter Gemeinderat eine vom bisherigen Stadtparlament stark abweichende Zusammensetzung aufweisen und daß vor allem die NSDAP die angestrebte beherrschende Rolle erlangen werde, war keine Frage. Bis zum festgesetzten Einreichungstermin am 25. April 19 Uhr lagen vier Wahlvorschläge vor: ein Wahlvorschlag der NSDAP mit zehn Namen, einer der Kampffront Schwarz-Weiß-Rot (Deutschnationale und Stahlhelm) mit drei Namen, ein gemeinsamer Wahlvorschlag des Bauern- und Weingärtnerbunds sowie der Deutschen Volkspartei mit zwei Namen, ein Wahlvorschlag der SPD mit vier Namen. Sehr zustatten kam insbesondere der NSDAP, daß der auf die Kommunisten entfallende Stimmenanteil bei der Zuweisung der Gemeinderatsmandate nicht berücksichtigt werden durfte. Doch noch einen weiteren Umstand nützten die Nationalsozialisten zu ihrem Vorteil. Dem vom Bauern- und Weingärtnerbund sowie der Deutschen Volkspartei eingereichten Wahlvorschlag fehlte bei Ablauf der Einreichungsfrist die schriftliche Bevollmächtigung des Vertrauensmanns des Kreiswahlvorschlags. Diesem Mangel konnte erst 20 Minuten nach Fristablauf abgeholfen werden. Der Kreisgeschäftsführer der NSDAP Otto Thumm erhob Einspruch und erreichte beim Wahlausschuß, daß der Wahlvorschlag des Bauern- und Weingärtnerbunds sowie der Deutschen Volkspartei für ungültig erklärt wurde. Die NSDAP konnte dadurch die ihr zukommenden Mandate von fünf auf sechs erhöhen. Die Kampffront Schwarz-Weiß-Rot und die SPD hingegen behielten die ihnen zunächst zugewiesenen Gemeinderatssitze: ein Sitz bzw. drei Sitze. Mit sechs von zehn Mandaten hatten die Nationalsozialisten die absolute Mehrheit im Marbacher Gemeinderat. Dies war, selbst wenn man, wie es das Gleichschaltungsgesetz vorschrieb, das Wählervotum vom 5. März 1933 der Zusammensetzung des Gemeinderats zugrunde legte, eine eindeutige Verfälschung des Wählerwillens. 41,5 % Stimmenanteil bei der Reichstagswahl münzte die NSDAP um in 60 % bei der Zuteilung der Gemeinderatsmandate. Doch damit nicht genug: Unter dem Druck der Nationalsozialisten – nach Aussage eines alten Sozialdemokraten soll hieran der spätere NS-Ortsgruppenleiter Bolch entscheidenden Anteil gehabt haben – löste sich Anfang Mai die Ortsgruppe der SPD auf. Die designierten drei sozialdemokratischen Gemeinderäte legten ihre Mandate nieder. Der neue Marbacher Gemeinderat schrumpfte auf sieben Mitglieder: sechs Nationalsozialisten und einen Deutschnationalen. Bei der engen Anlehnung der Deutschnationalen an die NS-Bewegung hieß dies: Der nunmehrige Gemeinderat war ein reines Willensinstrument der herrschenden Partei. Warum in Marbach die SPD 1933 so rasch – und fast ist man versucht zu sagen, so kläglich – dem

Druck der Nationalsozialisten erlag – in anderen Städten wich sie erst etliche Wochen später massiver Gewaltanwendung – konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Möglicherweise gesellten sich zum äußeren Druck innere Auseinandersetzungen. Auf Bürgermeister und städtische Verwaltung kam eine äußerst schwierige Situation zu. Bisher hatten sie für den seit vielen Jahren praktizierten streng sachbezogenen, am Wohl der Bürgerschaft orientierten Verwaltungsstil den erforderlichen Rückhalt bei einem parteimäßig ausgewogenen Gemeinderat gehabt. Künftig aber mußten sie sich dem Diktat einer Partei unterwerfen. Namentlich der Bürgermeister bedurfte eines großen taktischen Geschicks, aber noch mehr der Charakterfestigkeit sowie einer tiefwurzelnden humanen Gesinnung, wenn er unter diesen Bedingungen sein Amt weiterhin nach bestem Wissen und Gewissen wahrnehmen wollte. Konflikte mit den Vertretern des Regimes waren vorprogrammiert.

6. Die ersten Maßnahmen des NS-Gemeinderats

Am 5. Mai 1933 trat der neugebildete Gemeinderat zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen. Von den sieben Mitgliedern hatten nur zwei dem früheren Gemeinderat angehört: Kaufmann Otto Thumm (NSDAP) und Vermessungsrat Heinrich Lutz (Kampffront Schwarz-Weiß-Rot). In seiner Begrüßungsansprache erklärte Bürgermeister Kopf, das ganze deutsche Volk müsse sich dankbar zu der nationalen Regierung bekennen, die bereits Hervorragendes geleistet habe. Der große Führer und Reichskanzler Adolf Hitler habe gerade noch rechtzeitig die Macht in die Hand bekommen, um Deutschland vor dem gänzlichen Niedergang zu bewahren. Jedermann könne jetzt hoffnungsfroh in die Zukunft blicken. Für sich und seine Mitarbeiter versprach Kopf, nach Kräften zum Wiederaufbau des geliebten deutschen Vaterlands beizutragen. Die Mitglieder des Gemeinderats rief er zum verantwortungsbewußten Dienst für die Allgemeinheit auf. Kreisleiter und Ortsgruppenleiter Thumm ließ in seiner Ansprache keinen Zweifel, daß die NSDAP nunmehr auf dem Marbacher Rathaus das Sagen habe. Er bedauerte, daß die Sozialdemokraten ihre Mandate niedergelegt hatten. Gar zu gern hätte er ihnen unter die Nase gerieben, was ihm der sozialdemokratische Fraktionsvorsitzende Schenk dereinst beim Eintritt in den Gemeinderat erklärt habe, er, Thumm, solle sich auf dem Rathaus erst einmal als anständiger Mensch aufführen, ehe sich die Sozialdemokraten mit ihm zusammen in einen Ausschuß setzten. Thumm sagte aus freien Stücken zu, auf dem Rathaus keine NS-Herrschaft aufzurichten, sondern gemeinsam mit dem Vertreter der Deutschnationalen uneigennützig für das Wohl der Bürgerschaft und aller ihrer Berufsstände unter dem Motto »Gemeinnutz geht vor Eigennutz« zu wirken. Doch werde seine Partei, soweit notwendig, auf dem Marbacher Rathaus jeden Marxismus ausrotten und »nichts aufkommen lassen, das irgendwie in dieser Hinsicht verdächtig ist oder gegen die Regierung Stellung nimmt«. Daß nach 14 Jahren politischer Miß- und Schuldenwirtschaft, an deren Folgen auch Marbach schwer zu tragen habe, in ganz Deutschland ein neuer Lebensmut und Schaffensgeist erstanden sei, verdanke das nunmehr geeinigte deutsche Volk den beiden Soldaten des alten Heeres und des Weltkriegs, Generalfeldmarschall-Reichspräsident von Hindenburg sowie dem einstigen Gefreiten und jetzigen Volkskanzler Adolf Hitler. Die Fraktion der NSDAP und der Vertreter der Deutschnationalen Volkspartei schlugen deshalb vor, diesen beiden Männern das Ehrenbürgerrecht der Stadt Marbach zu verleihen sowie die Marktstraße in Hindenburgstraße und den Wilhelmsplatz in Adolf-Hitler-Platz umzubenennen. Ebenso solle die Stadt ohne weiteren Zeitverzug das schon lange projektierte Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkriegs errichten, so daß seine Einweihung am Totensonntag

stattfinden könne. Der Vorsitzende, Bürgermeister Kopf, stellte fest, daß es sich bei den Vorschlägen Thumms um einmütige Beschlüsse handle, die die Stadtverwaltung auszuführen habe. Mit dem Beschluß, Hindenburg und Hitler das Ehrenbürgerrecht zu verleihen sowie Straßen und Plätze nach ihnen zu benennen, stand Marbach keineswegs allein. Es preschte auch nicht voran. Im Gegenteil. Anderwärts hatten oft noch die demokratisch gewählten Gemeinderäte solche Beschlüsse gefaßt. So war dies beispielsweise bereits im März 1933 in Welzheim und Bietigheim geschehen. Beinahe jede Stadt, ja selbst zahlreiche Landgemeinden hielten es nach der NS-Machtübernahme für ihre patriotische Pflicht, Hitler oder wenigstens führenden Männern seiner Bewegung das Ehrenbürgerrecht anzutragen.

Bürgermeister Kopf hatte es indessen mit der Ausführung des Gemeinderatsbeschlusses vom 5. Mai 1933 keineswegs sonderlich eilig. Erst am 15. Mai übermittelte er in gleichlautenden Schreiben Reichspräsident und Reichskanzler den Beschluß. »Die Geburtsstadt unseres großen Landsmanns Friedrich Schiller«, so schrieb er, »würde es sich zur besonderen Ehre anrechnen, den Herrn Reichspräsidenten [bzw. den Herrn Reichskanzler] zu ihren Ehrenbürgern zählen zu dürfen«. Reichspräsident von Hindenburg nahm die Ehrenbürgerwürde gewissermaßen postwendend an. Bereits am 18. Mai bedankte er sich in verbindlichen Worten für die ihm erwiesene Ehre. Die Kanzlei Hitlers hingegen ließ sich Zeit. Am 29. Mai bat sie in einer Art Zwischenbescheid um Verständnis dafür, daß ihre »augenblicklich starke Überlastung ... eine sofortige Bestätigung der täglich für den Führer in großer Zahl eingehenden Anträge um Annahme der Ehrenbürgerschaft ... unmöglich« mache. Die antragstellenden Körperschaften sollten sich noch eine kurze Frist gedulden. Erst am 30. August 1933 tat Hitler den Marbachern kund: »Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts von Marbach erfüllt mich mit aufrichtiger Freude. Ich nehme die Ehrenbürgerwürde an und bitte, dem Gemeinderat meinen ergebensten Dank sowie meine besten Glückwünsche für das Blühen und Gedeihen von Marbach aussprechen zu dürfen. Mit deutschem Gruß. Adolf Hitler«.

Die Ausfertigung von Ehrenbürgerbriefen schob der Marbacher Gemeinderat auf. Reichspräsident von Hindenburg starb am 2. August 1934. Damit erlosch das ihm verliehene Ehrenbürgerrecht. Im Herbst 1934 wurde allgemein damit gerechnet, daß Hitler während der aus Anlaß des 175. Geburtstags Friedrich Schillers am 10. November jenes Jahres stattfindenden großen Feiern Marbach besuchen werde. Bürgermeister Kopf schlug deshalb am 5. Oktober 1934 dem Gemeinderat vor, raschestens einen Ehrenbürgerbrief für den Führer und Reichskanzler ausfertigen zu lassen, damit ihm dieser bei seiner Anwesenheit in der Stadt feierlich überreicht werden könne. Der Gemeinderat stimmte gerne zu. Mit der Gestaltung des Ehrenbürgerbriefs wurde der Stuttgarter Grafiker Gustav Eyb beauftragt, der dafür 185 RM in Rechnung stellte. Wider Erwarten kam jedoch Hitler nicht zu den Schillerfeiern im November 1934. Die Stadt hoffte nun, daß ihr der »Führer« bei anderer Gelegenheit die Ehre seines Besuchs erweise. Vergeblich. Hitler kam nie nach Marbach. Am 30. April 1945 beging der nationalsozialistische Diktator im Bunker der Reichskanzlei in Berlin Selbstmord. Der Ehrenbürgerbrief verlor damit seine Rechtsgültigkeit. Heute ist er lediglich noch ein bemerkenswertes zeitgeschichtliches Dokument. Die Stadt Marbach tut deshalb gut daran, wenn sie ihn in ihrem Archiv verwahrt.

Die Umbenennung des Wilhelmsplatzes in Adolf-Hitler-Platz löste offenbar in der Bürgerschaft erheblichen Unwillen aus. Noch war die Erinnerung an den allseits verehrten letzten württembergischen König, Wilhelm II. (gestorben 1921 in Bebenhausen), in der Bevölkerung sehr lebendig. Der Gemeinderat gab deshalb bereits am 19. Mai 1933 dem Wilhelmsplatz seinen alten Namen zurück. Um aber Mißverständnissen vorzubeugen, hieß er allerdings von jetzt an »König-Wilhelm-Platz«. Da eine andere

geeignete Straße bzw. ein anderer repräsentativer Platz für eine Umbenennung nicht zur Verfügung stand, legte der Gemeinderat der Marbacher Volksschule den Namen »Adolf-Hitler-Schule« bei.

7. Die Festigung der NS-Herrschaft in Marbach

Seit der Neubildung des Gemeinderats hatten die Nationalsozialisten die Stadt fest im Griff. Zahlreiche Bürger, unter ihnen viele unpolitische Menschen, schlossen sich der Hitler-Partei an. Am 24. Mai 1933 berichtete die »Marbacher Zeitung« über eine Versammlung der NSDAP-Ortsgruppe. Auf dieser Versammlung wurden neue Mitglieder verpflichtet, zugleich jedoch auch eine Neuorganisation bekanntgegeben. Ortsgruppenleiter Thumm, seit einiger Zeit außerdem Kreisleiter, übertrug sein Amt Fritz Bolch und forderte die Parteigenossen zur Unterstützung des neuen Ortsgruppenleiters auf, damit es diesem gelinge, aus der Schillerstadt eine NS-Hochburg zu machen, was sie – in Parenthese gesprochen – freilich niemals wurde. Seit Juni benutzte die NSDAP die »Marbacher Zeitung« für ihre parteiamtlichen Mitteilungen. Der Kampf gegen politische Gegner ging weiter. Am 1. Juni 1933 beschloß der Gemeinderat, drei untergeordnete Führer bei der städtischen Feuerwehr wegen marxistischer Betätigung zu entlassen. In zwei Fällen erreichte dann allerdings der Feuerwehrkommandant, daß die Entlassung bis zur Neuwahl im nächsten Jahr aufgeschoben wurde. Im Juli 1933 löste das Regime eine neue Verhaftungswelle aus. Im Oberamt Marbach erfolgten 23 Festnahmen von früheren Funktionären der KPD und der SPD, von ihnen entfielen zwölf auf die Stadt selbst.

Stark mischte die Partei in kirchlichen Angelegenheiten mit. Anfang Juni 1933 versuchte Kreisleiter Thumm durch eine Eingabe beim Evangelischen Oberkirchenrat, die Ernennung von Dekan Pfisterer auf die vakante erste Marbacher Stadtpfarrerstelle rückgängig zu machen. Pfisterer, später ein mutiger Vertreter der Bekennenden Kirche, hatte durch sein Verhalten im Evangelischen Volksbund bereits das Mißfallen der Marbacher Nationalsozialisten auf sich gezogen. Noch war das Regime der zuversichtlichen Hoffnung, die evangelische Kirche ihrem ideologischen Machtanspruch unterwerfen, sie gleichschalten zu können. Die auf seine Linie eingeschwenkten Deutschen Christen, die im ersten Anlauf – auch im Bezirk Marbach – einen großen Einbruch ins evangelisch-kirchliche Lager erzielten, erhielten jede Unterstützung. Bei der Wahl zum Landeskirchentag im Juli 1933 kandidierte Kreisleiter Thumm persönlich, und er wurde gewählt. Den Parteigenossen war für die Wahl Wahlpflicht vorgeschrieben gewesen. Indessen das gute Einvernehmen zwischen nationalsozialistischem Staat und Kirche war nicht von Dauer. Der Gleichschaltungsversuch des Regimes scheiterte. Beide großen Kirchen widersetzten sich der von der NS-Ideologie ausgehenden Verfälschung von Bekenntnis und Lehre. Die Deutschen Christen schmolzen in Württemberg zu einer bedeutungslosen Splittergruppe zusammen. Doch der Kirchenkampf ist nicht Gegenstand meines Referats.

Am 1. August 1933 verlor die »Marbacher Zeitung« endgültig ihre Eigenständigkeit. Sie wurde mit dem »Bottwartal-Boten« und dem »Schozachtäler« vereinigt und wie zahlreiche andere Lokalzeitungen in den Verband der NS-Presse in Württemberg übergeführt. Der Verleger, Dr. Hermann Remppis, bis Frühjahr 1933 Vertreter der Deutschen Volkspartei im Gemeinderat, hatte den monatelangen Pressionen der Nationalsozialisten nicht länger Widerstand leisten können. Er mußte sich in einem Leitartikel dazu bekennen, daß sich seine Zeitung nunmehr ganz in den Dienst der NS-Bewegung stelle, und er hatte den Kreisleiter Thumm als Verlagsleiter zu akzeptieren. Etwas Regime-Kritisches, geschweige denn etwas Regime-Feindliches bekam die auf die

Information ihrer Heimatzeitung angewiesene Bevölkerung hinfort nicht mehr zu lesen. Sie hatte, soweit sie der NS-Propaganda nicht ohnehin erlegen war, zu lernen, zwischen den Zeilen zu lesen, und auf solche Weise konnte sie immerhin noch manches erfahren, was nicht so recht in das vielbeschworene Bild von der NS-Volksgemeinschaft und der Hitlerschen Friedens- und Aufbaupolitik paßte. Am 15. September 1933 rief Kreisleiter Thumm die Einwohnerschaft des Kreises Marbach auf, ihre NS-Heimatzeitung zu lesen.

Die Einbindung der Gemeinden in den nationalsozialistischen Staat schien dem Regime im Sommer 1933 noch unzureichend. Etappenweise wurde diese deshalb weiter verstärkt, vervollkommen. Am 23. April 1933 nahm Oberamtsverweser Regierungsrat Eitel die feierliche Vereidigung der Ortsvorsteher des Bezirkes Marbach vor. Kreisleiter Thumm nützte diese Gelegenheit, um den Bürgermeistern unmißverständlich zu verstehen zu geben, daß sie zwar mit der Vereidigung allesamt in ihren Ämtern bestätigt seien, daß man dafür aber auch unverbrüchliche Gefolgschaftstreue und größten Pflichteifer gegenüber der nationalen Regierung erwarte. Die durch das Ausscheiden der Sozialdemokraten freigewordenen drei Gemeinderatssitze wurden am 21. September 1933 auf Antrag des Marbacher Gemeinderats durch das Oberamt im Benehmen mit dem Kreisleiter neu besetzt. Der Gemeinderat hatte sich bei seinem Antrag auf die Verordnung zur Sicherung der Staatsführung vom 7. Juli 1933 gestützt. Nach dieser Verordnung verloren die Sozialdemokraten als Angehörige einer staatsfeindlichen Partei ihre Gemeinderatsmandate. Die dadurch vakant gewordenen Sitze konnten, soweit hierfür zur Aufrechterhaltung der gemeindlichen Selbstverwaltung ein Bedürfnis bestand, von der Staatsaufsichtsbehörde »entsprechend dem Volkswillen nach Überwindung des Parteienstaats«, wie es hieß, neu besetzt werden. Daß an erster Stelle der neuberufenen Gemeinderäte der NS-Ortsgruppenleiter Fritz Bolch stand, nimmt kaum wunder. Am 5. September 1934, einen Monat nach dem Tod von Reichspräsident von Hindenburg, mußten die Marbacher Gemeinderäte den Treueid auf den Führer und den Reichskanzler ablegen. Sie waren damit zum unbedingten Gehorsam gegenüber dem nationalsozialistischen Diktator verpflichtet, waren, wie es die NS-Kreisleitung Spaichingen im Jahr darauf formulierte, »Soldaten der Bewegung«.

Den Schlußstrich unter die kommunale Gleichschaltung zog das Regime mit der Verkündung der Deutschen Gemeindeordnung am 30. Januar 1935. Diese bestimmte: Der Ortsvorsteher leitet hinfort nach dem Führerprinzip seine Gemeinde »in voller und ausschließlicher Verantwortung«. Die auf beratende Funktionen beschränkten Gemeinderäte wurden künftig nicht mehr gewählt, sondern vom Beauftragten der NSDAP im Benehmen mit dem Bürgermeister auf sechs Jahre berufen. Maßgebliche Gesichtspunkte bei solchen Berufungen waren »nationale Zuverlässigkeit, Eignung und guter Leumund«. Im Klartext hieß dies: Gemeinderäte – in Marbach verminderte sich übrigens ihre Zahl auf sechs – konnten nur noch Einwohner mit einer tadelsfreien nationalsozialistischen Einstellung werden. Die bürgerliche Rechtsgleichheit besaß keine Gültigkeit mehr. Juden war zumindest seit September 1935 nur noch ein sehr eingeschränktes Bürgerrecht zugestanden. Politische Gegner des Regimes, und hierzu zählten längst auch oppositionelle bürgerliche Gruppierungen des liberalen bis konservativen demokratischen Lagers, ebenso bekennnistreue Christen, mußten sich vielfältige Benachteiligungen gefallen lassen. Eine kritische Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus genügte, um bedürftigen Einwohnern die Fürsorgeleistungen zu kürzen oder überhaupt zu streichen, um Ausbildungsbeihilfen für ihre Kinder und anderes mehr zu versagen. Des so lautstark verkündigten Wahlspruchs »Gemeinnutz geht vor Eigennutz« bediente sich das Regime in Wirklichkeit in einer gänzlich verfälschten Form. Gemeinnutz war gleichbedeutend mit dem Anspruch der herrschenden Minderheit, der Hitler-Partei, auf

totale Verfügbarkeit über den Bürger, Eigennutz im Sinne der NS-Ideologie dagegen jedes Bestreben, das diesem Anspruch zuwiderlief.

Wenn in Marbach der Alltag unter dem NS-Regime erträglich blieb, wenn politische und ideologische Gegner weniger diskriminiert und gequält wurden, als vielerorts sonst – und ich wage dies auf Grund meiner Quellenstudien und Befragungen zu behaupten –, so zu einem Teil deshalb, weil die örtlichen Führer der NSDAP ungeachtet großer Worte, massiver Drohungen und übler Beschimpfungen, mit denen sie ihre Feinde bedachten, bestimmte Grenzen menschlichen Anstands respektierten und auch nicht bar jeden Verantwortungsbewußtseins waren. Ein Hauptverdienst jedoch, daß in Marbach die städtische Verwaltung sachbezogen blieb und, soweit möglich, auch weiterhin ohne Ansehen der Person die Interessen des Bürgers zu wahren suchte, kommt Bürgermeister Kopf und etlichen seiner engsten Mitarbeiter zu. Gewiß, Wilhelm Kopf hat bei nationalen Feiern, bei Kundgebungen der NSDAP und anderen Veranstaltungen dem Regime in Ansprachen die verlangte Reverenz erwiesen. Man mag sich heute darüber streiten, ob er sich bei solchen Anlässen nicht entschieden mehr Zurückhaltung hätte auferlegen sollen. Keinesfalls darf man aber außer acht lassen, welch schweren Stand ein Bürgermeister, der weiterhin sein Amt verantwortungsbewußt zum Wohl der Gesamtbürgerschaft ausüben wollte, gegenüber lokalen Parteigrößen hatte. Und Bürgermeister Kopf ist ideologisch niemals auf die Linie der Nationalsozialisten eingeschwenkt. Wir wissen durch unverdächtige Zeugen, daß er verfolgten Kommunisten und Sozialdemokraten sowie deren Familien half, wo immer er konnte, daß er seine freundschaftliche Verbindung zu Bürgern aufrechterhielt, die aus rassistischen Gründen diskriminiert wurden, daß er sich von der wachsenden Kirchenfeindlichkeit des Regimes nicht anstecken ließ, sondern bekenntnistreues Mitglied der evangelischen Kirche blieb und sich für kirchliche Belange einsetzte, daß er, obwohl mehrere Jahre Ortsgruppenleiter der NS-Volkswohlfahrt, bei der Unterstützung von Bedürftigen keinen Unterschied zwischen Anhängern und Gegnern des Regimes machte, daß er im Krieg um eine humane Behandlung der Kriegsgefangenen und ausländischen Zivilarbeiter bemüht war.

Mit diesen Bemerkungen über das Verhalten von Bürgermeister Kopf und einigen führenden Nationalsozialisten der Schillerstadt, die mir um der historischen Wahrheit willen notwendig erschienen, wollte ich nichts beschönigen, nichts verharmlosen. Die unzähligen Opfer der NS-Gewaltherrschaft stehen mir wie Ihnen, meine Damen und Herren, als Menetekel vor Augen. Wir wissen, daß von den durch das Hitler-Regime im Namen des deutschen Volks begangenen ungeheuerlichen Verbrechen nur die wenigsten Marbacher eine Ahnung geschweige denn eine zureichende Vorstellung besaßen und daß, falls überhaupt, lediglich ein minimaler Bruchteil der hiesigen Einwohner direkten Anteil an diesen Verbrechen hatte. Außer Frage aber steht, daß jeder Bürger, der sich nicht von der diabolischen Propaganda des Regimes völlig blenden ließ, schon bald nach der Etablierung der NS-Herrschaft erkennen mußte, wie Willkür und Unrecht wucherten, wie die Gewalt triumphierte. Allein, er war machtlos. Das Regime verfügte über alle Machtmittel. Sein virtuos organisierter Polizeiapparat vermochte jedes Aufbegehren zu ersticken. Eine geschlossene Opposition war bereits seit Frühsommer 1933 nicht mehr möglich. Viele Männer und Frauen, die dennoch aktiven Widerstand leisteten, – und wir können dies nicht hoch genug anerkennen – büßten mit vieljähriger Gefängnis- bzw. Konzentrationslagerhaft oder gar mit dem Tod. Im Blick auf NS-Willkür und Blutjustiz, auf Konzentrations- und Vernichtungslager und auf anderes mehr wird erschreckend deutlich, welche Folgen die politische Entmündigung des deutschen Volkes im Jahr 1933 hatte, und dabei dürfen wir nicht übersehen, daß diese Entmündigung weithin eine Selbstentmündigung war.

Indessen käme es mir als große Vermessenheit vor, wollten wir behaupten, wir seien

auf Grund der Erfahrung des Dritten Reichs heute gegen politische Heilslehren gefeit. Die weltweit in beängstigendem Ausmaß anwachsenden wirtschaftlichen und sozialen Probleme, die bedrängenden Fragen des Umweltschutzes oder der Friedenssicherung geben in dieser Hinsicht Anlaß zu einiger Besorgnis. Es gilt deshalb, wachsam zu sein und den Anfängen zu wehren. Von jedem von uns verlangt dies politisches Verantwortungsbewußtsein und Engagement für unser freiheitlich-demokratisches Gemeinwesen.

Verschunden – Vergessen?

Was wird aus den kleinen Ortschaften und aus ihren Namen?

Von Franziska Gräfin Adelman

Die bundesdeutschen Gebietsreformen, d. h. die Kreis- und Gemeindereformen,¹ nahmen im Jahr 1968 in Rheinland-Pfalz ihren Anfang und fanden etwa zehn Jahre später im Land Bayern ihren Abschluß.² Die Gemeindereformen und die sie begleitende Gesetzgebung, wie beispielsweise Behörden- und Funktionalreform, hatten in allen Bundesländern etwa das gleiche Ziel: die Stärkung der Finanz- und Verwaltungskraft kleinerer Gemeinden. Durch Zusammenfassung benachbarter Ortschaften sollte den Gemeinden eine breitere finanzielle Basis geschaffen werden, um die manchenorts mangelnde Infrastruktur zu verbessern. Das galt vor allem für wirtschaftlich benachteiligte Zonen. Die Lebensbedingungen in den einzelnen Landesteilen sollten einander angeglichen werden. Durch Übertragung bestimmter Zuständigkeiten vorgesetzter Instanzen auf die Rathäuser und die Einstellung spezialisierter, hauptamtlichen Personals wollte man die Leistungskraft der örtlichen Verwaltungen stärken und »bürgernah« gestalten. Diese Ziele wurden rasch populär, insbesondere, als eine Kostensenkung im Verwaltungssektor damit verbunden zu sein schien. Ohne Zweifel haben sich die Reformen für manche kleinen Gemeinden in wirtschaftlich schwachen Gebieten als segensreich erwiesen. Ob die »Bürgernähe« tatsächlich erreicht wurde, ist schwer abzuschätzen, ebenso wie die Frage der Kostensenkung im Verwaltungssektor. Aus Baden-Württemberg liegen keine klaren Ergebnisse vor. Es scheint derzeit eine gewisse Verteuerung auf dem Personalsektor zu bestehen. Die Landesregierung verweist darauf, daß »der überkommene Personalbestand den neuen Verhältnissen« noch nicht angepaßt sei³.

In der Bundesrepublik Deutschland blieben von vormals 24 000 selbständigen Ortschaften nur knapp 8500 Kommunen übrig. In Baden-Württemberg schrumpfte die Zahl der Ortschaften von 3379 auf 1111 (Stand 1975). Man muß sich vor Augen halten, daß Ähnliches in unseren Nachbarländern geschah. Möglicherweise haben die Reformgesetze, im Gegensatz zu anderen Staaten, in der Bundesrepublik ein Aussterben von Dörfern in geographisch und wirtschaftlich benachteiligten Gebieten verhindert.

Fortschritt kann nicht ohne Neuerungen erfolgen. Im Laufe der Geschichte mußte sich der Mensch immer wieder vom Althergebrachten trennen. Trotzdem muß sich der geschichtsbewußte und heimatverbundene Bürger heute fragen, ob nicht im Zuge der Reformen und anderer, gleichzeitig erfolgender Veränderungen unbemerkt zu viel an demokratischer und kultureller Substanz und der in Festreden so gern gepriesenen »Vielfalt« über Bord geworfen wurde. Vielleicht lassen sich einige der negativen und noch im Gang befindlichen Veränderungsprozesse aufhalten, wenn sich Bürger, die betroffenen Bürgermeister, Gemeinderäte und Gesetzgeber darum bemühen. Zwei gravierende Bereiche seien aufgeführt:

1. *Die schwindende Zahl der kommunalen Selbstverwaltungsgremien* und die unzureichend geschützte politische Repräsentanz der kleineren eingemeindeten Ortschaften innerhalb der örtlichen Gremien, d. h. deren offenkundige politische Benachteiligung;
2. *Der Verlust der historisch gewachsenen Ortsnamen*, wozu die Gemeindereform beigetragen hat, ohne daß das Problem ihr jedoch allein anzulasten ist.

Nachfolgend seien einige Daten und Charakteristika der Gemeindereform in Erinnerung gerufen.

In Baden-Württemberg wurde die *Gemeindereform* durch das Erste Gesetz zur Stärkung der Verwaltungskraft kleinerer Gemeinden vom 26. März 1968 eingeleitet und galt am 1. Juli 1975 als abgeschlossen.⁴ Den Gemeinden wurde hierdurch die gesetzliche Grundlage geschaffen, sich mit anderen Gemeinden zusammenzufinden. Es standen dafür im wesentlichen zwei Organisationsformen zur Wahl:

1. a) »Vereinigte Gemeinden«, d. h. die Bildung von neuen Gemeinden aus bisher selbständigen Gemeinden, und
b) »Aufnehmende Gemeinden«, d. h. die Eingliederung von bisher selbständigen Gemeinden in andere Gemeinden. Die Zahl der Einwohner wurde später auf mindestens 3000 festgesetzt.
2. Die Bildung von »vereinbarten Verwaltungsgemeinschaften« bzw. von Gemeindeverwaltungsverbänden. Die Zahl der Einwohner wurde später auf mindestens 5000 festgelegt.⁵

Wenige kleinere Gemeinden konnten und wollten ihre Selbständigkeit beibehalten. Voraussetzung dafür war neben einer Mindestzahl von etwa 2000 Einwohnern (mit Abweichung nach unten in dünn besiedelten Gebieten, bzw. nach oben in Ballungsgebieten) eine angemessene Verwaltungskraft und Infrastruktur. Verwaltungsgemeinschaften und Gemeindeverwaltungsverbände mußten ebenfalls bestimmte Voraussetzungen in bezug auf Verwaltungsleistung und Infrastruktur aufweisen; die einzelnen Kommunen konnten dabei im wesentlichen ihre Selbständigkeit wahren. Die losere Form der Verbindung von Gemeinden war in erster Linie für dünn besiedelte Flächen geschaffen worden, obwohl sie sicher auch in anderen Fällen zu einer demokratisch einwandfreieren Lösung geführt hätte. Verwaltungsgemeinschaften und Gemeindeverwaltungsverbände erfreuten sich, da sie vom Gesetzgeber bis 1970 keinerlei Finanzzuweisungen erhielten und auch später ungleich schlechter dotiert waren, von Anfang an keiner besonderen Beliebtheit.

Durch Einführung des § 34a des Finanzausgleichsgesetzes im Jahre 1968 wurde geregelt, daß bei freiwilliger Vereinigung von Gemeinden eine um 20 % erhöhte Einwohnerzahl als Berechnungsgrundlage für höhere Finanzzuweisungen (höhere Bedarfsmeßzahl) diene. Diese erhöhte Einwohnerzahl wurde den Gemeinden für eine Zeitspanne von fünf Jahren angerechnet, danach reduzierte sich die Erhöhungszahl jeweils um 1/5 pro Jahr, so daß die Zuweisungen im zehnten Jahr ausliefen. Mit der Gewährung der erhöhten Zuweisungen waren keine bestimmten Investitionsverpflichtungen verbunden.

Wenn auf Grund von § 34a die Finanzierung öffentlicher Einrichtungen notwendig wurde, beispielsweise der Bau von Kindergärten, Gemeindehallen, Sportanlagen, Ortskanalisationen, wurden diese durch objektbezogene Zuschüsse zusätzlich und vorrangig gefördert. Auch der durch einen Gemeindezusammenschluß erforderliche Neu-, Um- oder Ausbau von kommunalen Einrichtungen sollte bei der finanziellen Förderung durch das Land berücksichtigt werden.

Durch Einführung des § 34b des Finanzausgleichsgesetzes wurde im Jahr 1970 der Anreiz zum Zusammenschluß von Gemeinden durch eine weitere Erhöhung der Berechnungsgrundlage, d. h. der angenommenen Einwohnerzahl, nochmals verbessert. In § 34b waren auch Finanzzuweisungen für Verwaltungsgemeinschaften und Gemeindeverwaltungsverbände vorgesehen, die allerdings wesentlich geringer ausfielen und nur unter bestimmten Voraussetzungen gewährt wurden.⁶

Die 1970 beschlossenen Mehrzuweisungen an fusionswillige Kommunen wurden dem allgemeinen Finanzausgleichsfonds der Gemeinden entnommen; dadurch waren Gemeinden, die sich nicht für einen Zusammenschluß entschieden, außerordentlich benachteiligt, d. h., sie zahlten für die Zusammenschlüsse anderer. Der Gesetzgeber zeigte deutlich seine Präferenz und ebnete den Weg zur »Einheitsgemeinde«, einem neu

geprägten und für manchen Bürger politisch negativ befrachteten Begriff. Wie zu erwarten (und beabsichtigt), stürzten sich die Gemeinden landauf, landab in Fusionen. Welcher Bürgermeister, welcher Gemeinderat oder welcher Bürger konnte verantworten, daß der Finanzsegen an seiner Gemeinde vorüberging? Was manche kleinere Gemeinde kaum zu träumen gewagt hatte, beispielsweise die Einrichtung einer modernen Mehrzweckhalle oder Sportanlage, rückte plötzlich in greifbare Nähe. Durch die Flut von Eingemeindungen drohte eine finanzielle Aushöhlung des kommunalen Finanzausgleichs. Eine sehr kurzfristig erfolgte Gesetzesnovelle vom 14. 3. 1972 reduzierte daher die Zuweisungen aus dem kommunalen Finanzausgleich etwa auf ein Viertel. Die drastischen Kürzungen traten schon am 2. 4. 1972 (mit einer Übergangsvorschrift) in Kraft.⁷ Dadurch gerieten fusionswillige Gemeinden in der Folge unter Zeitdruck. Unter dem Motto »Eile ist Geld« wurden massenweise Eingemeindungsverträge abgeschlossen, die möglicherweise nicht immer bis ins letzte Detail durchdacht waren, und wobei vermutlich manche zukünftige Teilortsgemeinde versäumte, eine angemessene politische Vertretung ihrer besonderen Belange innerhalb der neuen Gemeinde für die Zukunft zu sichern.

Da für die Neuordnung der Gemeinden eine flächendeckende Planung des Gesetzgebers vorlag, waren Zwangsehen vorprogrammiert. Zwar sollten Wünsche, räumliche und institutionelle Verflechtungen, Verkehrsverbindungen der Gemeinden usw. in Betracht gezogen werden, jedoch war die Verwirklichung eines so viele Kriterien berücksichtigenden Planes, der noch obendrein innerhalb der einzelnen Landkreisgrenzen »aufgehen« sollte, ohne Druck nicht zu erreichen.⁸ Durch das Dritte Gesetz zur Verwaltungsreform (Allgemeines Verwaltungsreformgesetz) vom 9. Juli 1974 wurde die Reform am 1. Juli 1975 abgeschlossen.⁹

Es bleibt dem Leser überlassen, sich über den Grad der Freiwilligkeit ein Urteil zu bilden. Als Folge der Reform ist zweifellos ein Verlust auf dem Gebiet der örtlichen Selbstverwaltung zu verzeichnen. Vor der Gemeindereform betrug die Zahl der Gemeinderäte in Baden-Württemberg 31 848; am 1. Januar 1981 war die Zahl auf 19 852 gesunken. Um eine politische Benachteiligung der früher selbständigen Gemeinden, nunmehr Teilortsgemeinden, bzw. der Wohnbezirke, zu vermeiden, konnte in den Eingemeindungsverträgen die Ortschafts- bzw. Bezirksverfassung in der Hauptsatzung festgeschrieben werden,¹⁰ d. h., die örtliche Verwaltungsstelle konnte erhalten und die Einrichtung eines Ortschaftsrates bzw. Bezirksbeirates zugestanden werden.¹¹ Darüber hinaus bestand die Möglichkeit zur Einführung einer vertraglich festgelegten unechten Teilortswahl,¹² d. h., nach einem bestimmten Zahlenschlüssel standen ein oder mehr Sitze im Gesamtgemeinderat gewählten Vertretern aus der Teilortsgemeinde zu.¹³ Die unechte Teilortswahl ist das wichtigste Instrument einer schwächeren Teilortsgemeinde, um ihre Belange zu schützen, besonders dann, wenn sie eine abweichende Struktur aufweist, wie etwa eine bäuerlich geprägte Gemeinde, die einer Stadt zugeordnet wurde. Einer kleinen Teilortsgemeinde dürfte es nur in seltenen Fällen gelingen, ihren Kandidaten bei einer Gemeinderatswahl gegen die Konkurrenz aus der Kerngemeinde »durchzubringen«. Und selbst dann! Wie sollen die besonderen Belange einer Teilortsgemeinde gegen eine Mehrheit im Gesamtgemeinderat angemessen vertreten werden?

Der Gesetzgeber hat den Fortbestand der Ortschaftsverfassung, der Ortschaftsräte und der unechten Teilortswahl nur bis zum Zeitpunkt der »übernächsten, regelmäßigen Wahl der Gemeinderäte« geschützt, d. h. bis zum Jahr 1980, höchstens 1984. Wurde die Beibehaltung einer solchen Regelung in den Eingemeindungsverträgen nicht ausdrücklich über eine längere Zeitspanne vereinbart, so stand eine Auflösung nach 1980 oder 1984 im Ermessen des Gesamtgemeinderates.¹⁴ Die Landesregierung hat zwar betont, daß sie Wert lege auf eine angemessene Ausschöpfung der Möglichkeiten, wie sie die

Ortschaftsverfassung biete, sie hat aber gleichzeitig klargestellt, daß die Entscheidung über den Fortbestand Angelegenheit der Kommunen sei, und verweist auf das verfassungsrechtlich gesicherte Selbstverwaltungsrecht der Kommunen.¹⁵ Im letzten Punkt stimmt die Mehrzahl der Bürger sicherlich mit der Landesregierung überein (und viele wünschten, die Gemeindehoheit wäre im Zug der Gemeindereform weniger angetastet worden!). Jedoch waren es Landesregierung und Parlament, die die kleinen Gemeinden mit ihrem gewachsenen Eigenleben und ihren vielfältigen Traditionen in die Abhängigkeit anderer Gemeinden versetzten. Wollen sie die schwächsten Glieder der staatlichen Hierarchie jetzt im Regen stehen lassen? Die Väter des Grundgesetzes hatten die Gemeindehoheit sicher anders verstanden.

Wir haben ein Beispiel in unserem Landkreis, wie ein Gesamtgemeinderat mit Teilortsgemeinden verfahren kann: In seiner Sitzung vom 2. November 1983 entschied der Gemeinderat der Stadt Ludwigsburg mit 21 gegen 20 Stimmen, daß die Ortschaftsräte von Neckarweihingen (eingemeindet 1974) und Poppenweiler (eingemeindet 1975) im Herbst 1984 aufzulösen seien. Begründung: Aus den übrigen fünf Ludwigsburger Stadtteilen – den ehemaligen Vororten – war der Wunsch laut geworden, statt der Stadtteilausschüsse das wirksamere Instrument des Ortschaftsrates zugestanden zu bekommen, falls Neckarweihingen und Poppenweiler ihre Ortschaftsräte behalten würden. Mit Poppenweiler und Neckarweihingen war die unechte Teilortswahl vertraglich nicht vereinbart worden. Gerade Poppenweiler, dörflich geprägt, ohne direkte Verbindung zur Kernstadt in einigen Kilometern Entfernung auf der gegenüberliegenden Seite des Neckars, erfüllt alle Voraussetzungen für die Beibehaltung des Ortschaftsrates. Dieser Teilort hat es bisher nicht geschafft, einen Kandidaten in den Gesamtgemeinderat wählen zu lassen (Stand: September 1984). Formal ist dem Gemeinderat nichts anzulasten, er befand sich auf gesetzlich gesichertem Boden.

Von den 1111 nach der Gemeindereform in Baden-Württemberg verbliebenen Gemeinden entschieden sich 715 für die unechte Teilortswahl und 456 für die Ortschaftsverfassung.¹⁶ Einige Kommunen haben diese Beschlüsse inzwischen aufgehoben. Laut Gesetz kann im ganzen Land so verfahren werden. Ein Rechenexempel von politischer Brisanz! Im Verlust gewachsener, bürgerschaftlicher Selbstbestimmungsgremien, der bisher nicht aufgehalten werden konnte, zeigt sich deutlich die eingangs angeführte politische Benachteiligung der Teilortsgemeinden. Bürger, Bürgermeister und Gemeinderäte erkennen hoffentlich die Tragweite diesbezüglicher Entscheidungen, die keinen isolierten Vorgang darstellen, sondern historische Bedeutung haben und zu einer beginnenden politischen Umschichtung in Richtung Zentralstaat beitragen könnten.

* *

Die Gemeindereform hat für den landes- und kulturgeschichtlich interessierten, heimatverbundenen Bürger noch eine andere leidige Seite: *Ein großer Teil der alten Ortsnamen gerät zusehends in Vergessenheit.*

Auf einer Karte unseres Landes aus der Zeit vor der Gemeindereform liegt die Namenslandschaft klar geordnet vor Augen.¹⁷ In den Ortsnamen trägt der deutsche Südwesten sichtbar den Stempel seiner bewegten Geschichte. Der aufgeschlossene Betrachter wird erkennen, daß ihm ein einzigartiger Einblick gewährt wird in das Ineinanderwirken von Natur und Kultur. Die Siedlungsgeschichte unseres Landes spiegelt sich deutlich in den Ortsnamen, und man erfährt bei genauerem Hinsehen eine Menge über Klima, Bonität des Bodens, frühe Wirtschaftsgeschichte und die Siedler selbst. Eine wahre Fundgrube für Forscher verschiedener Disziplinen, nicht zuletzt für den Sprachwissenschaftler!

Da sind zunächst kostbare, spärliche Signale aus schriftloser Zeit zu verzeichnen: Kurzprotokolle von Mythen, Hoffnungen, Ängsten, von Kultstätten und Urwegen, die in einigen uralten Namen bewahrt wurden. Ortsnamen aus vorkeltischer und keltischer Zeit finden sich auch in unserem Landkreis, beispielsweise im Ortsnamen Bottwar¹⁸ und vielleicht auch in Erdmannhausen.¹⁹ Den Kelten folgen die Spuren römischer Besatzung, z. B. Öhringen²⁰ und Konstanz.²¹ Außerdem weisen Ortsnamen mit der Silbe »Stein« manchmal auf römische Bauten. In ihrer weitaus größten Zahl stammen unsere Ortsnamen aus der Zeit der Landnahme durch die Alemannen und Sueben. Die erste Welle ihrer Siedlungen ist etwa zwischen dem 5. und dem 7. Jahrhundert anzusetzen. Man erkennt sie an den Ortsnamen mit der Endung -ingen, oft in Flußtälern und klimatisch günstigen Gebieten gelegen. Ganz kurz darauf folgten vermutlich die Ortsgründungen mit der Endung -heim; auch sie befinden sich in Gegenden mit günstigen Voraussetzungen für die frühen Siedler. In beiden Fällen steckt in der ersten Silbe meist ein germanischer Vorname. Ortsnamen der zweiten Siedlungsschicht, etwa zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert, enthalten in ihrem Grundwort eine Bezeichnung wie -hausen, -hofen, -statt, -dorf, -zimmern. Hier sind die Bedingungen für den Feldbau meist wesentlich schlechter. Auf die dritte Besiedlungsschicht, etwa zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert, weisen Namen, die weder eine Aussage zu den Siedlern noch zu den Siedlungen enthalten, sondern in der Regel über natürliche Gegebenheiten oder über Nutzung und Zurichtung des Bodens Aufschluß geben, beispielsweise Berg und Tal, Sumpf, Bach, Schwand, Reut und Brand.²² Sie sind überwiegend in engen Tälern oder bergigen und sumpfigen Gebieten zu finden und bezeichnen die bei der Landnahme bestehenden ausgedehnten Waldgebiete. Danach gab es keine größeren unbesiedelten Flächen mehr. Es folgen noch einige Nachzüglergruppen, z. B. die Waldenser, kenntlich an Ortsnamen mit französischem Einschlag, wie beispielsweise Perouse oder Pinache. (Gleichen Ortsnamen in italienisierter Form begegnet man noch heute in den Waldensertälern im Piemont.) Vom frühen Mittelalter bis tief in die Neuzeit begleiten Gründungen von Klöstern und Adelssitzen unsere Geschichte und bieten dem Betrachter einer Landkarte Anhaltspunkte für unsere bewegte territoriale und geistliche Geschichte. Als Zeichen absolutistischen Herrscherwillens kommen im 17. und 18. Jahrhundert noch einige Fürstenstädte hinzu (Ludwigsburg, Karlsruhe u. a.). Damit ist die Besiedlung unseres Landes im wesentlichen abgeschlossen.

Durch die Gemeindereform ist alles in Bewegung geraten. Die 3379 Gemeinden unseres Landes sind auf 1111 geschrumpft. Davon haben sich 165 neue Namen gegeben, wie beispielsweise Keltern, Neulingen, Karlsbad, Weinstadt, Kernen; Ortsbezeichnungen, die nicht ins Bild unseres Landes passen wollen und Verwirrung in die gewachsene Namenslandschaft bringen. Zu den Namensprodukten aus der Retorte und der Verringerung unserer Gemeinden auf etwa ein reichliches Drittel ihres Bestandes gesellt sich eine weitere Bedrohung der überlieferten Bezeichnungen: die Verwendung von Ziffern durch Bürger, Firmen und Behörden, etwa in Adressenverzeichnissen, auf Briefköpfen und Firmenfahrzeugen, bei Anzeigen und Reklame. Hierbei bedient man sich nicht nur des offiziellen Verzeichnisses der Postleitzahlen, d. h. der Numerierung der Zustellpostämter, wie sie im offiziellen Verzeichnis zu finden sind, sondern darüber hinaus einer »innerbetrieblichen« Regelung.²³ Die Deutsche Bundespost schreibt, die Zahlen seien nur für »innerbetriebliche Zwecke« geschaffen,²⁴ d. h., daß sie für den Bürger »eigentlich« gar nicht vorhanden sind. Konsequenterweise erscheinen diese Ziffern auch nicht im gültigen offiziellen Verzeichnis der Postleitzahlen von 1981. Trotzdem werden sie, wie oben beschrieben, verwandt, auch von Behörden und Verbänden.²⁵ Kein Bürger kann irgendwo nachlesen, was Steinheim 2 oder 3 bedeutet, welcher Ortsteil mit Tübingen 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 oder 9 gemeint ist.²⁶ Die Verwirrung ist komplett. Wie soll der

Bürger den kleinen, aber feinen Unterschied zwischen »postoffiziell« und »innerbetrieblich« machen können, wenn sich die örtlichen Poststellen, z. B. in meinem Heimatort, als Steinheim 2 und 3 am Telefon melden, obwohl es sie für »draußen« gar nicht gibt? Hier liegt es an der Deutschen Bundespost, Klarheit zu schaffen und den Gebrauch von postinternen Ziffern am falschen Ort (»Hier Poststelle Steinheim 2«) abzuschaffen.

Die Deutsche Bundespost will nun auf Anregung der Ständigen Konferenz der Innenminister der Länder und auf Drängen von Vertretern der Öffentlichkeit einen Weg suchen, den alten, historisch gewachsenen Ortsnamen »wieder mehr Geltung« zu verschaffen. Bundespostminister Schwarz-Schilling beabsichtigt, das 1961 geschaffene System der Postleitzahlen noch im laufenden Jahrzehnt zu erweitern und fünfstellige Postleitzahlen einzuführen. In begründeten Ausnahmefällen, also z. B. bei Orten mit historisch herausragender Bedeutung, will die Post jetzt auf Antrag die Verwendung des herkömmlichen Ortsnamens in der letzten Zeile zulassen.²⁷ Seit 1977 besteht die selten genutzte Möglichkeit, den alten Ortsnamen (Teilortsnamen) vor der Straßenangabe zu verwenden. Hierauf sollte immer wieder hingewiesen werden. Die Kumulierung von Postleitzahlensystem und Gemeindereform wirkte sich im Bereich des Ortsnamensbestandes besonders negativ aus. Der Gesetzgeber hätte die Leit- und Streufunktion der Bundespost ins Kalkül ziehen müssen und ihre Breitenwirkung zur Erhaltung des Bestandes einsetzen können. Leider ist dies nicht erkannt worden.

Unsere überlieferten Ortsbezeichnungen sind Denkmäler unserer bewegten Geschichte, ebenso wie die historische Bausubstanz, für deren Erhaltung im Gegensatz zur Bewahrung der Namen Bürger und Staat hohe Kosten und Mühen aufwenden. Erst durch den Namen, der die historischen Bauten wie eine Klammer zusammenschließt, werden deren Funktion und Stellung untereinander und der Lebensraum deutlich, für den sie errichtet wurden. Nur wenn die Bürger die vertrauten Namen immer und überall verwenden, werden diese überleben. Staatliche Maßnahmen können nur Hilfestellung geben.

Die baden-württembergische Landesregierung²⁸ und die kommunalen Spitzenverbände empfehlen den Gemeinden, auf den üblichen gelben Straßenschildern an den Ortsein- und -ausgängen die historischen Ortsnamen in Großschrift zu verwenden. Darüber hinaus wird angeregt, innerhalb der Orte weiße Hinweisschilder mit Stadt- und Ortsteilbezeichnungen wieder aufzustellen.²⁹ Es gibt Gemeinden in unserem Land, in denen kein einziger Hinweis auf einer weißen oder gelben Straßentafel die alten Ortschaften (jetzt Teilortsgemeinden) nennt, obwohl z. B. diese Information manchem ortsfremden Besucher langwierige Suchaktionen ersparen würde. Auch unser Landkreis bietet dafür mindestens ein Beispiel: Man erfährt in diesem besonderen Fall nur, wie man etwa zum Bahnhof oder Zentrum gelangt.³⁰ Dessen ungeachtet wird sonst der historische Namensbestand vorbildlich gepflegt.³¹ Durch die Gemeindereform wurden die Markungsgrenzen in Baden-Württemberg nicht angetastet; es besteht daher keine Schwierigkeit, auf die Teilorte hinzuweisen. Derartige Maßnahmen versprechen eine breit gestreute Wirkung, wenn Bürger und Gemeinderäte die Chance nutzen.

Jeder Historiker weiß, welcher Wert einer Namensnennung in einem amtlichen Schriftstück beizumessen ist. Der Wunsch, die herkömmlichen Ortsnamen im Landkreis Ludwigsburg nicht untergehen zu lassen, sondern sie amtlich festzuschreiben, war Anlaß für folgenden, am 29. April 1983 vom Kreistag Ludwigsburg bei nur mit einer Gegenstimme und einer Enthaltung gefaßten Beschluß:

»1. Zur Erhaltung historisch gewachsener früherer Gemeindennamen wird die Kreisverwaltung gebeten, ihrerseits und in Abstimmung mit den Behörden des Landkreises und den Gemeinden dafür Sorge zu tragen, daß die Namen der vor der Gemeindereform selbständigen Gemeinden – nunmehr Teilortsgemeinden – in die Anschriften

ihrer Schreiben wieder aufgenommen und soweit wie möglich im Schriftverkehr und im amtlichen Sprachgebrauch verwendet werden. Bei den Anschriften kann nach dem Vorschlag der Deutschen Bundespost so verfahren werden, daß zwischen dem Namen des Briefempfängers und der Straßenangabe der frühere Gemeindename, heute Teilortsname, in einer besonderen Zeile hinzugefügt wird.

2. Die Landkreisverwaltung möge sich beim Innenministerium des Landes Baden-Württemberg dafür verwenden, daß den Landkreisen und Gemeinden dieses Verfahren ebenfalls nahegelegt wird. Das Innenministerium möge weiter gebeten werden, darauf hinzuwirken, daß Körperschaften, Anstalten und Stiftungen des öffentlichen Rechts, soweit sie im Lande Baden-Württemberg ihren Sitz haben, ebenso verfahren. Schließlich möge das Innenministerium gebeten werden, in der Konferenz der Innenminister der Länder auf Bundesebene darauf hinzuwirken, daß sich auch die anderen Bundesländer diesem Ersuchen anschließen, wie es bezüglich der Personenstandsbücher und Personenstandsakten auf entsprechenden Wunsch der Innenminister und Senatoren der Länder bereits geschehen ist.³²

Der Beschluß des Kreistags wurde dem Innenministerium Baden-Württemberg, allen Bürgermeistern,³³ allen Abgeordneten des Landkreises, den staatlichen Sonderbehörden, der Oberpostdirektion Stuttgart, verschiedenen Organisationen und den Medien zugeleitet. Der Landkreistag Baden-Württemberg gab dem Innenministerium gegenüber eine positive Stellungnahme zum Beschluß des Kreistags ab. Die kommunalen Spitzenverbände des Landes sprachen sich für die Verwendung der alten Ortsnamen aus und warben für diese Praxis auf Bundesebene. Man ließ jedoch das Innenministerium auf seine Anfrage hin wissen, daß man eine »staatliche Reglementierung«, wie z. B. in Niedersachsen, ablehne und die Frage der Verwendung von Ortsteilnamen im amtlichen Schriftverkehr der Städte und Gemeinden eine Selbstverwaltungsangelegenheit sei. »Hinweise und Empfehlungen sind nicht geboten.«³⁴ Gleichzeitig wurde dem Innenministerium eine vom Städtetag als zu hoch erachtete überschlägige Kostenberechnung der Datenzentrale Baden-Württemberg für die entsprechenden landeseinheitlichen Adressenänderungen übersandt.³⁵ Aus Kostengründen beschloß der Städtetag Baden-Württemberg in seiner Vorstandssitzung vom 2. 11. 1983, den Mitgliedstädten zu empfehlen, ehemalige Gemeindenamen, die als Ortsteilnamen weiter bestehen, im Schriftverkehr zu verwenden, soweit dadurch keine wesentlichen Mehrkosten entstehen. Sterben unsere überkommenen Ortsnamen ganz schlicht eines EDV-Todes? Man erinnert sich mit ungutem Gefühl des Zauberlehrlings und seines Besens!

Am 22. Dezember 1983 erging ein Auftrag des Innenministeriums Baden-Württemberg, den nachfolgenden Text im Gemeinsamen Amtsblatt zu veröffentlichen.

»Empfehlung des Innenministeriums im Einvernehmen mit den anderen Ministerien zur Verwendung von Ortsteilnamen im amtlichen Schriftverkehr

Vom 22. Dezember 1983 Az.: I 6700/76

1. Die Namen von Ortsteilen sind mit vielfältigen Traditionen im örtlichen Bereich verbunden. Sie sind im Bewußtsein der Bevölkerung verwurzelt und werden im täglichen Sprachgebrauch verwendet. Der Fortbestand und die Pflege der Namen von Ortsteilen, die als Gemeindenamen vielfach durch die Gemeindereform untergegangen sind, ist erwünscht; ihre Erhaltung ist ein Anliegen der Landesregierung. Ein Beitrag hierzu kann durch Verwendung der Ortsteilnamen in der Postschrift geleistet werden. Den Behörden der Landesverwaltung wird empfohlen, Namen von Ortsteilen soweit wie möglich im amtlichen Schriftverkehr zu verwenden. Der Ortsteilname sollte immer dann angeführt werden, wenn der Adressat ihn in seiner

Absenderangabe verwendet hat. Ausnahmen kommen vor allem bei maschinell erstellten Bescheiden der Steuerverwaltung oder anderen automatisierten Verfahren in Frage.

Die Deutsche Bundespost hat sich mit der Verwendung von Ortsteilnamen in der Postanschrift einverstanden erklärt. Sie weist darauf hin, daß die Angabe des Ortsteilnamens innerhalb des Anschriftenblocks auf die Zeile oberhalb der Zustellangabe beschränkt ist.

Beispiel: Herr

Otto Maier

Schmid

Salierstraße 5

7012 Fellbach.

2. Die kommunalen Landesverbände wurden gebeten, gegenüber den kommunalen Selbstverwaltungskörperschaften eine entsprechende Empfehlung auszusprechen. Den übrigen der Aufsicht des Landes unterstehenden Körperschaften, Anstalten und Stiftungen des öffentlichen Rechts wird empfohlen, entsprechend Nr. 1 zu verfahren.³⁶

Unter dem gleichen Datum wird dem Landratsamt Ludwigsburg mitgeteilt, daß im Innenministerium Baden-Württemberg die Frage geprüft werde, wie in der Konferenz der Innenminister verfahren werden solle.³⁷

Der Landkreis hat mit seinem Beschluß zur amtlichen Verwendung der alten Ortsnamen nur begrenzte Erfolge erzielt; denn der Empfehlung des Innenministeriums – und um eine solche handelt es sich hier – kann nur eine Signalwirkung beigemessen werden.³⁸ Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, Bürger anzuregen, ähnliche Beschlüsse zur Erhaltung der alten Ortsnamen auf Gemeindeebene herbeizuführen. Eine wachsende Zahl von Gemeinden, Bürgern, Abgeordneten,³⁹ Verbänden und Vereinen⁴⁰ versucht heute schon, der Auszehrung des Bestandes an gewachsenen Ortsnamen entgegenzuwirken. Ein Prozeß des Umdenkens ist damit im Gange.

Ich komme nunmehr zurück auf die beiden eingangs genannten Problemkreise: die unzureichend geschützte Vertretung der Teilortsgemeinden in den örtlichen Gremien und den fortschreitenden Verlust der historisch gewachsenen Ortsnamen. In beide Bereiche ist derzeit Bewegung gekommen. Der Gesetzgeber hat mit Wirkung vom 1. 1. 1975 eine angemessene Vertretung der Teilortsgemeinden »bis zur übernächsten regelmäßigen Gemeinderatswahl« begrenzt. Es ist jetzt hohe Zeit, das Problem aufzugreifen. Was den Verlust der Ortsnamen betrifft, so überprüft das Bundespostministerium zur Zeit die Möglichkeit, fünfstellige Postleitzahlen einzuführen, damit die alten Ortsnamen wieder aufleben können. Es bieten sich also Ansatzpunkte für eine Änderung und damit Verbesserung der gegenwärtigen Situation. Hierzu könnten die Medien einen äußerst wichtigen Beitrag leisten.

Erst nach Drucklegung dieser Arbeit wurde der Verfasserin von der Deutschen Bundespost mitgeteilt, daß am 1. Dezember 1984 ein neues Verzeichnis der Postleitzahlen veröffentlicht wird, in dem die Namen der eingemeindeten Ortschaften in Verbindung mit der jeweiligen Kerngemeinde wieder aufgeführt werden. Damit haben die Bemühungen um die Erhaltung der alten Ortsnamen, soweit sie die Bundespost betrafen, einen ersten Erfolg erzielt.

Anmerkungen

- 1 Die Zusammenfassung und Neueinteilung der 63 Landkreise, die unter Beibehaltung der 9 Stadtkreise auf 35 reduziert wurden, berühren weder den Bürger noch den Historiker in besonderem Maße, waren sie doch ohnehin meist künstliche Gebilde neueren Datums, an die sich der Bürger gefühlsmäßig kaum gebunden fühlte.
- 2 Die politische Zusammensetzung der einzelnen Landesregierungen und Parlamente hatte keinen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der Reformen. In Baden-Württemberg bestand zu Beginn der Reformgesetzgebung eine große Koalition zwischen CDU und SPD; seit 1972 stellt die CDU die Regierung allein.
- 3 Vgl. Landtagsdrucksache 7/2295, S.29ff., und Landtagsdrucksache 7/3169, S. 19.
- 4 Vgl. Ges. Bl., 1968, S. 114ff. und Ges. Bl., 1974, S. 237ff. Für freiwillige Gemeindezusammenschlüsse erlosch die Frist am 1. 1. 1975. Für eine freiwillige Bildung von Verwaltungsgemeinschaften (Gemeindeverwaltungsverbänden) wurde die Frist auf 1. 7. 1975 festgelegt.
- 5 Vgl. Ges. Bl., 1974, S. 237ff.
- 6 Vgl. Ges. Bl., 1970, S. 253ff.
- 7 Vgl. Ges. Bl., 1972, S. 100ff.; bei Gemeindezusammenschlüssen wurde auf Antrag nur noch ein einmaliger Zuschuß von DM 75,- je Einwohner gewährt; Verwaltungsgemeinschaften und Gemeindeverwaltungsverbände erhielten auf Antrag nur DM 25,- je Einwohner. Die Gelder waren an die Errichtung gemeinsamer öffentlicher Einrichtungen gebunden, die der Stärkung der Verwaltungs- und Leistungskraft dienten. Bei der Errichtung oder Erweiterung kommunaler Bauten, die auf Grund eines Gemeindezusammenschlusses oder der Vereinbarung einer Verwaltungsgemeinschaft notwendig wurden, war eine angemessene Kostenbeteiligung des Landes weiterhin vorgesehen. Zur Finanzierung vgl. auch Ges. Bl., 1974, S. 245 f.
- 8 Nur wenige Gemeinden vermochten einen vom Plan des Gesetzgebers abweichenden Wunsch durchzusetzen. Eine Ausnahme war beispielsweise die Gemeinde Murr. Bei der ersten Lesung des Gemeindeformgesetzes wurde sie der Stadt Steinheim a. d. Murr als Teilortsgemeinde zugeordnet. Sie konnte jedoch triftige Gründe geltend machen und die Bildung eines Gemeindeverwaltungsverbandes mit der Stadt Steinheim durchsetzen.
- 9 Vgl. Ges. Bl., 1974, S. 237. Falls Vereinbarungen über Einheitsgemeinden bis zum 1. 1. 1975 nicht rechtswirksam zustande kamen, bestimmte danach der Gesetzgeber. Das gleiche galt nach dem 1. 7. 1975 für Verwaltungsgemeinschaften und Gemeindeverwaltungsverbände. Nach diesen Fristen erlosch eine finanzielle Förderung.
- 10 Vgl. Ges. Bl., 1974, S. 244.
- 11 Vgl. ebendort.
- 12 Vgl. ebendort. Die unechte Teilortswahl wurde eingeführt durch das 2. Gesetz zur Stärkung der Verwaltungskraft kleinerer Gemeinden vom 28. Juli 1970, Vgl. Ges. Bl., 1970, S. 149 f.
- 13 Vgl. Ges. Bl., 1974, S. 242.
- 14 Vgl. ebendort, S. 242.
- 15 Vgl. Landtagsdrucksache 7/3169, S. 18.
- 16 Vgl. ebendort.
- 17 Vgl. H. Dölker, Ortsnamen unter dem Messer. In: Schwäbischer Bauernkalender, 1981, S.86ff. Prof. Dr. H. Dölker stand dem Amt für Denkmalpflege in Baden-Württemberg vor und war Leiter der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde.
- 18 Verbirgt sich in dem Wort Bottwar eine der drei »Bethen«, weibliche Gottheiten aus vorkeltischer oder keltischer Zeit? Sie haben ihren Weg als Ambeth, Borbeth und Wilbeth in die christliche Kirche gefunden. Unsere Flußnamen Rhein, Donau, Neckar, Murr sind ohnehin alle keltischen Ursprungs; für die Bottwar, und somit Groß- und Kleinbottwar, ist dasselbe mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen. Orts- und besonders Flußnamen sind noch immer die wichtigsten Zeugnisse keltischer Sprache aus unserem Raum.
- 19 In einer Urkunde aus dem 10. Jahrhundert »Erkkenmarishusen« genannt. Versteckt sich hierin – auf sehr vertrackte Weise – die schwarze Erdmutter der grauen Vorzeit, die in Höhlen und unterirdischen Kulträumen verehrt wurde, und an die wahrscheinlich die Verehrung der schwarzen Muttergottes anknüpfte? Fast als sicher anzunehmen ist das für die schwarze Muttergottes in der unterirdischen Kapelle der Kathedrale von Chartres. Bei Erdmannhausen führte ein wichtiger Urweg über die Murr. Es ist denkbar, daß hier eine frühe Kultstätte als Ort christlicher Marienverehrung fortlebte (»Erdmarie«).
- 20 Vicus Aurelianus, nach Kaiser Marc Aurel (161–180) genannt.
- 21 Von Kaiser Constantius Chlorus (293–306) gegründet.
- 22 Auch Schwend, d. h. den Wald zum Schwinden bringen; Rodung und Abbrennen von Gehölz.
- 23 Mitglieder des Kreistags Ludwigsburg forderten erstmalig im August 1982 die Verwendung herkömmlicher Ortsnamen im amtlichen Schriftverkehr, als sie feststellten, daß in einer

- Adressenliste des amtlichen Handbuchs des Landkreises Ortsteilnamen durch Zahlen ersetzt worden waren, und zwar auch Ziffern aus einer rein postinternen Numerierungsreihe. Die Adressenliste wurde umgehend von Landrat Dr. Hartmann zurückgezogen. Für den Schutz der überlieferten Ortsnamen setzte sich vor allem Kreisrat Curt Becker ein; auch heute, als Direktor des Landeswohlfahrtsverbandes Württemberg-Hohenzollern, ist er hier engagiert.
- 24 Vgl. die Erwidrerung der Bundespost zur Aktion der Kreislräte; z. B. die folgende Aussage im Artikel »Ortsnamen nicht durch Zahlen ersetzt«: »Wenn jedoch im Handbuch für den Landkreis Ludwigsburg Kennzeichnungen wie Steinheim 2, Ludwigsburg 8 oder 11 verwendet werden, so liegt dies nicht im Interesse der Deutschen Bundespost. Diese Numerierungen haben mit der Postzustellung nichts zu tun, sondern sind nur von innerbetrieblicher Bedeutung. Für die Postanschrift genügt »7141 Steinheim« oder »7140 Ludwigsburg«, da jeweils nur ein Postamt die Zustellung wahrnimmt« (Marbacher Zeitung vom 17. 8. 1983).
 - 25 Finanzämter, Banken, Landwirtschaftliche Berufsgenossenschaften usw.
 - 26 Die Postleitzahl, hrsg. von der Deutschen Bundespost, 1981, S. 211 (Steinheim) und S. 221 (Tübingen); vgl. vor allem den Abschnitt über Zustellpostämter mit zugehörigen Orts- und Stadtteilen, S. 343 ff. Der Leser wird feststellen, daß die genannten Beispiele dort nicht verzeichnet sind.
 - 27 Information des Bundespostministeriums für alle Beschäftigten der Deutschen Bundespost, Az.: 012a B 1729-9 vom 25. 7. 1984.
 - 28 Vgl. z. B. Landtagsdrucksache 8/4140, S. 2.
 - 29 Vgl. die Empfehlung des Deutschen Städte- und Gemeindefundes in dem Artikel »Lanze für alte Ortsnamen« der Ludwigsburger Kreiszeitung vom 5. 7. 1983.
 - 30 Für das Geschichtsbewußtsein der Stadt spricht die Errichtung von grünen Tafeln an einigen Ortseinfahrten. Dort sind die drei Namen der alten Dörfer, aus denen die junge Stadt als Einheitsgemeinde gebildet wurde, jeweils gemeinsam aufgeführt. Heute sitzt eine geschichtskundige Verwaltung auf dem Rathaus. Und da auch die Versammlung der Bürgermeister des Landkreises Ludwigsburg sich am 7. 9. 1983 dafür ausgesprochen hat, die alten Ortsnamen auf den gelben Straßenschildern zu verwenden, ist hier sicherlich noch nicht das letzte Wort gesprochen.
 - 31 Z. B. in Steinheim a. d. Murr, der Muttergemeinde d. Verfasserin.
 - 32 Der Antrag fand sofort die Unterstützung von Landrat Dr. Hartmann und der Landkreisverwaltung. Die Landtagsabgeordnete des Wahlkreises Vaihingen/Enz (Kreis Ludwigsburg), Minister für Bundesangelegenheiten des Landes Baden-Württemberg, Frau Griesinger, unterstützte das Anliegen des Landkreises beim Innenministerium des Landes Baden-Württemberg und bei der Konferenz der Innenminister. Sie vermittelte Informationen aus dem niedersächsischen Innenministerium, insbesondere den Text des Entwurfs und des Runderlasses zur Erhaltung der historischen Ortsnamen in Niedersachsen vom 22. 4. 1983, vgl. Nds. MBL, 1983, S. 470 f.
 - 33 Vgl. Veröffentlichung der Stadtverwaltung in den Steinheimer Nachrichten vom 21. 7. 1983. Erwähnt sei hier, daß in der Stadt Sachsenheim bereits vor dem Beschluß des Kreistags eine Dienstanweisung für die städtischen Behörden bestand, keine Nummern, sondern die alten Teilortsnamen zu verwenden.
 - 34 Schreiben des Städtetags Baden-Württemberg vom 5. 10. 1983 an das Innenministerium.
 - 35 Für die Änderung landeseinheitlicher Verfahren bei den Anschriften kommt die Datenzentrale Baden-Württemberg auf eine Summe von ca. DM 150 000,-. Über die Kosten des Aufwands für die Ergänzung der Adreßdaten bei den Fachverwaltungen vermag die Datenzentrale nur auszusagen, daß sie erheblich wären.
 - 36 Vgl. GABl., 1984, IV, S. 91.
 - 37 Das Innenministerium ist hier tätig geworden. Darüber hinaus hat auf Wunsch der Innenminister und Innensenatoren der Länder der Bundesrat den Ländern die Verwendung alter Ortsnamen in den Personenstandsbüchern und -urkunden ermöglicht (Änderung der Dienstanweisungen für Standesbeamte). Hiervon hat Baden-Württemberg bisher keinen Gebrauch gemacht.
 - 38 Eine ähnliche Regelung traf der Landkreis Böblingen, vgl. den Artikel »Die alten Ortsnamen sollen weiterleben« in der Stuttgarter Zeitung vom 3. 11. 1983.
 - 39 Vgl. den Antrag der Landtagsabgeordneten Barbara Schäfer (u. a.) zur Beibehaltung und Wiederbelebung alter Ortsnamen vom 15. 7. 1983 und die Stellungnahme des Innenministeriums vom 2. 8. 1983, Landtagsdrucksache 8/4140. Landtagsabgeordneter Dr. Steuer, Landrat des Landkreises Biberach, konnte vom Justizministerium Baden-Württemberg die Zusage erreichen, daß Grundbücher auch in Zukunft in den eingegliederten Ortsteilen verbleiben dürfen, wenn dies dem Wunsch der jeweiligen Gemeinde- und Ortschaftsverwaltung entspricht. Anlaß dazu waren Maßnahmen des Landgerichts Ravensburg, wonach die Justizverwaltung polizeiliches Einschreiten ankündigte, wenn die Grundbuchzusammenführung nicht freiwillig

erfolge. (Vgl. auch den Artikel »Das Grundbuch bleibt im Dorf« in der Marbacher Zeitung vom 29. 11. 1983 und Schreiben von Dr. Steuer an die Verf. vom 13. 12. 1983.)

- 40 Vgl. u. a. den Unmut der zwölf Plattenhardter Vereine über den Verlust ihres alten Ortsnamens und ihre Bitte an Landrat Dr. Braun, Esslingen, für deren Erhaltung Sorge zu tragen: »Denkmalschutz für alte Ortsnamen« in der Esslinger Zeitung vom 6. 5. 1983.

Die Geschichte der Freudentaler Juden*

Das Bildnis einer jüdischen Landgemeinde

Teil 3: Das Ende der Gemeinde

Von Theobald Nebel

5. Unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft

Die »Machtergreifung« in Freudental

Im Januar 1933 hatte die Gemeinde Freudental 560 Einwohner, darunter gab es 70 jüdische Mitbürger. Wieviele Freudentaler damals Mitglieder in einer der politischen Parteien waren, kann nicht mehr festgestellt werden, nur von der NSDAP weiß man, daß sie 6 Parteigenossen in Freudental hatte, mit dem »Hirsch« als Stammlokal. Juden waren in diesem Lokal »unerwünscht«. Die Freudentaler nahmen von den Vorgängen am 30. Januar in Berlin wenig Notiz. Die Reichsregierungen hatten in den vergangenen Jahren häufig gewechselt. Etwas zu essen und eine warme Stube waren in diesem Winter wichtigere Probleme, denn auch hier waren viele Menschen arbeitslos. Die nationalsozialistische »Machtergreifung« zeigte in Freudental im Unterschied zum nahen Bietigheim¹⁵⁴ zunächst keine Auswirkungen. Erst die Vorbereitungen auf die Reichstagswahl am 5. März, der Reichstagsbrand am 27. Februar und die weitere Notverordnung des Reichspräsidenten am 28. Februar brachten auch in Freudental Unruhe. Vor allem die jüdischen Bürger, die ja über den nationalsozialistischen Antisemitismus sehr gut Bescheid wußten, sahen die Gefahren einer hitlerischen Regierung und machten sich berechtigte Sorgen. Wohl gab es in Freudental keine Wahlversammlungen der Parteien, aber die Berichte aus den Nachbarstädten klangen beunruhigend. Vor allem die Rede Hitlers am 15. Februar in Stuttgart, bei der das Übertragungskabel zum Rundfunk durch einen Sabotageakt unterbrochen wurde, heizte das politische Klima in Württemberg an. Am 5. März wählten von den 351 zur Wahl gegangenen Bürger Freudentals 189 die Nazis (56,7 %), 55 die SPD, 22 die KPD und 31 die DDP und 24 den Bauern- und Weingärtnerbund.¹⁵⁵ Das Wahlergebnis für die Nazis liegt erheblich über dem Durchschnitt des Oberamtes, aber auch die Stimmen für die KPD und SPD sind erstaunlich hoch, wenn man an die beiden erwähnten Notverordnungen denkt, die sich vor allem gegen diese beiden Arbeiterparteien richteten.

Die erste örtliche Veränderung nach der Machtübernahme Hitlers zeigte sich in der Gemeinderatssitzung am 28. März. Im Protokoll heißt es: »Der gesamte Gemeinderat ist sich einig in dem Gedanken der Treue zur Regierung, der restlosen und opferbereiten Pflichterfüllung zum Segen unseres Vaterlandes.« Stehend gibt der Gemeinderat sein Treuegelöbnis ab.¹⁵⁶ Und dann wurden sozusagen als Beweis dieser Treue Umbenennungen von Straßennamen vorgenommen. Dazu lagen dem Gremium zwei Anträge vor, einer von der SA-Schar und ein weiterer vom pensionierten evangelischen Pfarrer, der von seinen nationalsozialistischen Freunden als »Vorkämpfer für den völkischen Gedan-

* Teil 1 dieser Arbeit erschien in den Ludwigsburger Geschichtsblättern Heft 34/1982, S. 36–74.
Teil 2 dieser Arbeit erschien in den Ludwigsburger Geschichtsblättern Heft 35/1983, S. 94–135.
Das Inhaltsverzeichnis der gesamten Arbeit findet sich auf S. 204.
Anm. d. Red.

ken« und »fanatischen Judengegner«¹⁵⁷ bezeichnet wurde. So wurde der Schloßplatz in Hindenburgplatz, die Hauptstraße in Adolf-Hitler-Straße und, »einem mehrfachen Wunsch entsprechend«, die Judengasse in Strombergstraße umbenannt. Man bezog sich dabei auf den Wunsch einiger Juden, die 1932 den Antrag auf Umbenennung der Judengasse gestellt hatten.¹⁵⁸ Damals hatte dasselbe Gremium den Wunsch abgelehnt. Nach dem sog. Gleichschaltungsgesetz wurde am 5. Mai der bisherige Gemeinderat aufgelöst und das Gremium nach dem Wahlergebnis der Reichstagswahlen vom 5. März neu besetzt. So erhielt die NSDAP 5 Sitze und die SPD einen Sitz. Da die SPD keinen Kandidatenvorschlag eingereicht hatte – sie konnte einen solchen auch gar nicht mehr einbringen, ein Teil ihrer Organisationen war schon aufgelöst und ihre Mitglieder saßen teilweise im KZ Heuberg – erhielt die NSDAP im Freudentaler Gemeinderat alle 6 Sitze. Allerdings bat am 27. April ein NSDAP-Kandidat »um Befreiung von seinem Ehrenamt als Gemeinderat mit sofortiger Wirkung« und erklärte gleichzeitig seinen Eintritt in die NSDAP für ungültig.¹⁵⁹ Der Gemeinderat genehmigte diesen »Rücktritt«; das Gemeinderatsprotokoll schweigt über die Hintergründe dieses Schrittes. Der Zurückgetretene gehörte schon lange dem Freudentaler Gemeinderat an und war stellvertretender Bürgermeister. Vielleicht sind Verzicht und Austritt aus der NSDAP im Zusammenhang mit dem Sitz für die SPD zu sehen. Möglicherweise wäre der Sitz dem Juden Josef Blum zugestanden, der aktives SPD-Mitglied im sozialdemokratischen »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« in Bietigheim war, aber im April verhaftet wurde. Dann wäre der Austritt aus der Partei Hitlers als ein mutiger Protest in Freudental zu werten.

Nach den SA-Morden in Creglingen und Ausschreitungen in anderen hohenlohischen Judengemeinden wie z. B. Niederstetten war spätestens am 1. April 1933 allen Freudentaler Juden klar, was das NS-Regime mit den Juden in Deutschland zu tun gedachte. Im »Enz- und Metterboten« in Bietigheim stand zu lesen: »Im gesamten Auslande wird zur Zeit vom internationalen Judentum eine ungeheuerliche Greuelpropaganda und Lügenhetze gegen das deutsche Volk betrieben, die in ihren Auswirkungen unsere Wirtschaft aufs Schwerste gefährdet. Um diesem verbrecherischen Tun und Treiben zu begegnen, hat die Reichsleitung der NSDAP eine im gesamten Reichsgebiet gleichzeitig einsetzende Boykottbewegung gegen die jüdischen Geschäfte eingeleitet. Daher gilt für die bewußte Bevölkerung die Mahnung: Kein Deutscher unterstützt jüdische Geschäfte! Es ergeht daher an das Bietigheimer kaufende Publikum die Aufforderung, sich dieser Boykottbewegung anzuschließen und die jüdischen Geschäfte zu meiden. Einer für alle und alle für einen . . . Aktionsausschuß Bietigheim.«¹⁶⁰ Dieser Boykott betraf zwei jüdische Geschäfte in Bietigheim, eines davon war das Bekleidungsgeschäft Stein in der Hauptstraße. Ludwig Stein, der aus Freudental stammte, schloß seinen Laden für einige Tage. SA-Posten standen keine vor seinem Geschäft, wie in Heilbronn und den meisten deutschen Städten.

Weitere Unruhe und Sorge lösten die Verhaftungen von Josef Blum und Max Marx aus. Beide waren bis Sommer 1933 im KZ-Lager Heuberg, das die SA für Württemberg eingerichtet hatte. Das »Schutzhaftlager« hatte im ganzen Land zu viel Aufregung geführt, so daß die Zeitungen wiederholt beruhigende Berichte bringen mußten. So war im »Enz- und Metterboten« zu lesen, daß 1900 Häftlinge von 500 SA-Männern und 60 Polizisten bewacht wurden.¹⁶¹ Die Häftlinge mußten körperlich arbeiten, wurden aber auch »politisch umerzogen«. Zeugenaussagen berichteten auch von Schikanen und Folterungen. Zwar durfte man die Gefangenen nicht besuchen, doch bekamen sie teilweise Post. Simon Meisner, jüdischer Lehrer und Vorsänger in Freudental verbuchte im Juli Geld für Seelsorgemaßnahmen für die Freudentaler Schutzhäftlinge auf dem Heuberg.¹⁶² Geradezu sarkastisch mutet daher die Anweisung des israelitischen Oberkirchenrates Stuttgart an, daß alle Rabbiner und Religionslehrer am 1. Mai nach dem

Morgengottesdienst eine Predigt über die »Würde und Heiligkeit der Arbeit« halten mußten,¹⁶³ wovon anschließend ein Bericht an den Oberrat zu liefern war.

Im Sommer mußten alle Gemeindebediensteten im Rahmen des Gesetzes über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums ihre »arische Abstammung« nachweisen. Der Gemeinderat beschloß, daß die Fragebogen für Hebamme, Totengräber, Leichenschauer, Leichenbesorger und Leichenbesorgerin, Baumwart, Viehgeräteverwalter, Fronmeister, Meißgehilfen und Untergänger nicht ausgegeben zu werden brauchten, da man als Anstellungsbehörde die Abstammungs- und Familienverhältnisse der Bediensteten genau kenne und allen die arische Abstammung bescheinige.¹⁶⁴ Allerdings mußten der Ortsvorsteher (Bürgermeister), Gemeindepfleger, Schutzmann und Amtsbote, Pumpenwärter, Feldschütz, Fleischbeschauer und Baukontrolleur solche Fragebogen vorlegen. Doch bestand bei diesen auch nicht die »Gefahr«, etwa mit einem Juden verwandt zu sein, gab es doch erst in der Weimarer Zeit eine einzige Mischehe.

Den Abschluß der »Machtergreifung« und damit die endgültige Beseitigung der demokratischen Staatsordnung in Deutschland bildete die neue Vereidigungsformel, die nicht mehr die Verfassung, sondern Hitler als oberstes Staatsorgan festlegte. Auch der Freudentaler Gemeinderat schwor am 11. Okt. 1934: »Ich schwöre: Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.«¹⁶⁵ Schon im November 1933 hatte das Gremium dem neuen Reichsstatthalter Murr bei dessen Besuch in Freudental seine Ergebenheit bekundet, indem es ihm das Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Freudental »für seine Verdienste um die nationale Erhebung« verlieh.

Nazi-Dorfpolitik gegen die Juden

Die systematische Ausschaltung der jüdischen Mitbürger aus dem öffentlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben wurde durch immer neue Gesetze und eine Flut von Hetze und Verleumdungen in Presse und Rundfunk betrieben. Dazu wurden die ganze Ideologie des Antisemitismus wie die versteckten Ressentiments bei der Bevölkerung gegen die Juden aus vergangenen Jahrhunderten eingesetzt. Dadurch wollten die Nazis in den Orten mit jüdischer Bevölkerung vor allem die gewachsene Gemeinschaft zwischen christlicher und jüdischer Bevölkerung bewußt zerstören, sowie die wirtschaftliche Basis der Juden vernichten. Nach demselben Grundschemata wie in den anderen schwäbischen Judendörfern geschah dies auch in Freudental. Die Nazis besetzten rasch alle Schlüsselpositionen und schufen neue Autoritäten wie Ortsgruppenleiter und Ortsbauernführer. Vermittler der neuen Ideologie waren vor allem die Lehrer. In ungefähr 50 % der untersuchten Dörfer wurden Volksschullehrer nationalsozialistische Funktionäre.¹⁶⁶ Als Ortsfremde wurden sie zu Initiativpersonen, die das Dorf infizierten und Jugendliche und Eltern aufhetzten. Das war auch in Freudental nicht anders. So wurde zunächst versucht, mit mehr oder weniger Gewalt das christliche Dienstpersonal aus den jüdischen Familien zu entfernen. Sie waren ein wesentliches Bindeglied in der schwäbisch-jüdischen Dorfgemeinschaft gewesen. Dann wurden die gutnachbarlichen Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden zerstört, indem man die »Unverbesserlichen« anschwärzte, auf sog. »Schwarze Liste« setzte und ihr Zusammentreffen mit Juden fotografierte, um Beweisstücke für die »spätere große Abrechnung« zu haben. Es gibt gesicherte Aussagen, daß ein Freudentaler Lehrer Gespräche zwischen Freudentalern und ihren jüdischen Nachbarn fotografierte. Eine Familie, die weiterhin mit ihren jüdischen Nachbarn sprach, fand ein Schild an der Haustür »Wer mit Juden spricht, ist ein Volksverreter« (gemeint war: »Verräter«). Einmal bat eine Mutter ihre jüdische Nachbarin, auf ihr Kleinkind aufzupassen, da ein Gewitter heranzog und das vor dem

Nr. _____

Finanzamt _____

Die nebenbezeichnete Person ist Jude.
 Sie — besitzt die deutsche Staatsangehörigkeit — ist staatenlos.
 Vermögen am letzten Veranlagungszeitpunkt, 1. Januar 1933 ...

R.M.

(Ablenkaufdruck — postalische Aufschrift)

Berechnung der Judenvermögensabgabe

	R.M.	Einzelberechnungen und Vermerke
A. Ermittlung des Gesamtwerts des Vermögens nach dem Stand vom 12. November 1938		
I. Vermögen nach dem Verzeichnis über das Vermögen von Juden nach dem Stand vom 27. April 1938		
1. Land- und forstwirtschaftliches Vermögen		
2. Grundvermögen		
3. Betriebsvermögen		
4. Sonstiges Vermögen		
5. Ergibt Rohvermögen		
6. Abzüge (soweit sie nicht das Betriebsvermögen — oben Ziff. 3 — betreffen)		
7. Verbleibt		
II. Von dem Polizeipräsidenten mitgeteilte Vermögensveränderungen zwischen dem 27. April und dem 12. November 1938 <small>(§ 5 der Umwandlungsverordnung vom 26. April 1938, Reichs-G. 414)</small>		
8. Vermögenserhöhungen	+	
9. Vermögensvermindierungen	-	
10. Ergibt Gesamtwert des Vermögens nach dem Stand vom 12. November 1938		
11. Abgerundet auf volle 1000 R.M. nach unten, § 3 Absatz 5 DVO000	
B. Festsetzung der Judenvermögensabgabe		
1. Abgabe: 20 v. H. des abgabepflichtigen Vermögens (A Ziff. 11)		
2. Die Abgabe ist zu entrichten in vier Teilbeträgen von je _____ R.M. bis zum 15. Dezember 1938, 15. Februar, 15. Mai und 15. August 1939		
C. Verfügung		
1. Vermerk zur V-Liste 1939.		Zu 1: Bescheinigt am: _____ (Namenszeichen)
2. Bescheid über die Abgabe ist — nicht — auszufertigen. (Das Datum des Bescheids bleibt unausgefüllt)		Zu 2: Ausgefertigt am: _____ (Namenszeichen)
3. Der Bescheid ist mit diesem Bogen der Finanzkasse zwecks Sollstellung und Abfindung zuzuleiten.		Zu 3: Kasse: Datum des Bescheids und Tag der Abfindung: _____ Für richtige Sollstellung: (Namenszeichen des Bankleiters)
4. Nach Rückkunft von der Kasse: Zu den Akten.		
Berlin, _____ 193__		
<small>(Namenszeichen des Sachbearbeiters)</small>		<small>(Namenszeichen bei Verbleibebestätigung)</small>

Form 1 Verfügung der Abgabe (11. 28. 45.000)

Abb. 1 Vermögensabgabe-Formular

Haus liegende Holz rasch weggeräumt werden mußte. Bald darauf konnten die Freudentaler in der Zeitung lesen: »In Freudental hat eine deutsche Mutter ihr Kind einer Jüdin zur Betreuung gegeben«. In Talheim gab es einen »Judenpranger«, ¹⁶⁷ an den jeder kam, der weiterhin nachbarliche Beziehungen mit Juden pflegte. Selbst Kinderfreundschaften mußten abgebrochen werden, wenn die Mädchen in den BDM kamen. Sie »sahen« und »kannten« ihre jüdischen Freundinnen plötzlich nicht mehr. ¹⁶⁸ Bei solcher Art von

Terror brachen rasch viele gewachsene Beziehungen auseinander. Wenn man Kontakte zu jüdischen Nachbarn weiter aufrechterhielt, dann geschah es nur heimlich hinterm Haus am Gartenzaun. Wie in anderen Judenorten, so gab es auch in Freudental keinen Widerstand gegen die Nazimethoden. Was in jahrhundertelanger, mühsamer Entwicklung in gegenseitiger Toleranz und Achtung gewachsen war, wurde in wenigen Jahren von den Nazifunktionären zerschlagen. Man ging auch gegen die Juden direkt vor: gleich nach der Märzwahl 1933 mußte der Ortsbüttel im Ort ausschellen, daß das Schächten von Tieren ab sofort für die Freudentaler Juden verboten sei. Daraufhin aßen die Juden teilweise jahrelang kein Fleisch mehr. Margot R. berichtete, daß sie später einmal Fleisch aus Ungarn geschickt bekamen, das aber nicht mehr eßbar war. Auch das Einkaufen von sonstigen Lebensmitteln war schwierig und geschah meist auswärts, wo man die Freudentaler Juden nicht als Juden erkannte. Im damaligen Lebensmittelgeschäft in der Strombergstraße konnte man als Jude nur noch heimlich einkaufen. Die jüdischen Männer wurden auf der Straße angepöbelt und auch Margot R. hatte Angst, daß man ihr auf der Straße »Dreckiger Jude« nachschrie.

1935 mußte der Israelitische Oberrat in Stuttgart auch dem Freudentaler Vorsteheramt mitteilen, daß von der württembergischen Landespolizei alle jüdischen Veranstaltungen »in denen Propaganda zum Verbleib der Juden in Deutschland gemacht wird« verboten wurde.¹⁶⁹ Am 10. 10. 1935 legte Frau Klara Jordan, die Witwe des langjährigen Gemeinderates Josef Jordan, den Vorsitz des jüdischen Frauenvereins, der sich der Krankenpflege widmete, nieder. Das Vorsteheramt der jüdischen Gemeinde schrieb in seinem Dankesbrief: »Ihre Tätigkeit war segensreich für unsere kleine Religionsgemeinde«. Frau Jordan hatte das Amt 10 Jahre lang inne, nun wurde die Arbeit des Vereins offiziell eingestellt, nachdem schon seit 1933 nichtjüdische Freudentaler durch den Verein, wie es vorher selbstverständlich war, nicht mehr gepflegt werden durften. Sidonie Herrmann übernahm aber das Amt und der Frauenverein sorgte für jüdische Kranke weiter. 1937 wurden durch die geheime Staatspolizei alle jüdischen Veranstaltungen, mit Ausnahme der religiösen und kursartigen, auch in Freudental verboten. Sidonie Herrmann, Gretel Hochherr, Klara Jordan, Sigmund Lazar, Johanna Metzger, Helene Stein I, Helene Stein II, Lili Stein, Alfred Wolff bestätigten mit ihrer Unterschrift, daß sie von diesem Verbot Kenntnis genommen hatte.¹⁷⁰ Warum diese 9 Personen – darunter nur 2 Männer – unterschrieben, bleibt unklar, denn es gab 1937 noch mehr erwachsene Juden, doch hatten diese – mit Ausnahme des Synagogendieners Sigmund Lazar – in der jüdischen Gemeinde keine besonderen Funktionen. Auch sollten alle Juden aus dem öffentlichen und wirtschaftlichen Leben ausgeschaltet werden. Als Berufsverbote für Juden wirkten das Gesetz zur »Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« 1933 ebenso, wie das Verbot des Viehhandels. In Freudental versuchten die örtlichen Nazis, jeglichen Handel der Juden zu unterbinden.

In einem Ortsverzeichnis von 1935 werden in Freudental unter Handel und Gewerbe noch zwei jüdische Manufakturwarenhändler – Sigbert Wertheimer und Rosa Falk – und sieben jüdische Viehhandlungen – Josef Blum, Moritz Blum, Erich Jordan, Julius Jordan, Josef Stein, Julius Stein, Moritz Stein, Josef Weil und Leopold Wertheimer – genannt.¹⁷¹ Außerdem gab es den jüdischen Bauern Moritz Herrmann, der nur Landwirtschaft betrieb und davon lebte. Selbstverständlich haben die jüdischen Händler versucht, außerhalb Freudentals weiterhin Handel zu betreiben; von was sonst sollten sie leben? Das Landjägerkorps Besigheim teilte 1935, wohl aufgrund einer Anfrage des Besigheimer Oberamtes, mit, daß auf dem Bietigheimer Pferdemarkt keine Juden mehr handeln würden.¹⁷² Aus Freudental wurde dazu berichtet: »Der Viehhandel ging nur langsam zurück. 1936 wurde noch auf der Straße mit auswärtigen Käufern gehandelt. Nachdem die Judenfreunde an den Pranger gestellt wurden, ging der Handel in versteck-

ter Weise weiter. Die Maul- und Klauenseuche 1937 brachte den Viehhandel vollends zum Erliegen, nachdem schon vorher die größeren Märkte (Bietigheim, Vaihingen / E.) für jüdische Händler verboten worden waren.¹⁷³ Trotzdem nahm der Großhandel in Stuttgart immer noch Vieh von württembergischen Juden zum Verkauf an.

Es gehörte zu der antisemitischen Hetze der Nazis, die Juden als arbeitsscheu, faul und frech darzustellen, nach dem alten Vorurteil: »Die Jude schaffe nix«. Auch aus Freudental wurde dazu ein Beispiel in der Nazipresse herausgestellt, als der arbeitslose Josef Blum – es wurde von ihm schon mehrmals berichtet – mit Unterstützung des Lehrers Simon Meisner es auf dem Freudentaler Rathaus wagte, um Unterstützung für seinen Lebensunterhalt zu bitten. Im »Flammenzeichen« stand im April 1937 unter der Überschrift »Jude Blum – Gipfel der Frechheit«¹⁷⁴ folgender Artikel: »Jüdische Frechheit ist oben auf, Frechheit in jedem Fall: Freudental, das uns wegen der Fülle seiner mosaïschen Mietlinge nicht unbekannt ist, hatte in dieser Hinsicht ein besonderes Ereignis. Der Jude nimmt schon geradezu von vornherein an, daß wir uns an jüdischer Frechheit nicht mehr wundern. Stimmt auch. Aber gefallen lassen wir sie uns deshalb auch nicht. Dort in Freudental fühlte der Josef Blum, weiland in gedeihlichem Viehhandel tätig, daß sich die Schleusen für seine Person schließen. Da er nun wohlgenährt ist, versteht es sich für ihn von selbst – nachdem ihm das Schachern unmöglich gemacht ist, nicht etwa zu arbeiten, sondern schleunigst auf das Bürgermeisteramt zu gehen, sekundiert von seinem Rassegenossen Meisner – Judenlehrer in Freudental (derselbst polnischer Staatsangehöriger). Er forderte – sage und schreibe – Unterstützung (!). Sollte dem Juden die Arbeit irgendwie unmöglich gemacht werden, dann hätten die in- und ausländischen Verwandten sicher soviel Rassestolz, daß sie ihm beisteuern würden. Man geht auch nicht fehl, zu vermuten, daß einiges Geld und Vermögen gerade aus Freudental ins Ausland verschafft wurde. Also bitte . . .« Über den Verfasser dieses Hetzberichtes schweigt die Quelle. Aber zur Person des Josef Blum ist noch zu sagen, daß er schon vor 1933, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise 1929, seinen Konkurs anmelden mußte, wie sein Bruder Moritz, bei dem er wohnte. Ähnliche bössartige Artikel fanden sich in allen Zeitungen zu den einzelnen jüdischen Gemeinden. So zum Beispiel auch in der jüdischen Nachbargemeinde Talheim. Dort hieß es am Schluß eines Zeitungsartikels: »Heute ist Talheim auf dem besten Wege, wieder eine saubere Weinbaugemeinde zu werden, und hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo das Judenschloß das einzige Andenken an die üblen Eigenschaften dieser fremden Rasse ist.«¹⁷⁵

Die jüdische Schule Freudental

Zu Beginn des Jahres 1933 gab es 11 Kinder unter den jüdischen Mitbürgern, die jünger als 14 Jahre waren. Es waren die Kinder Helmut, Walter und Willi des Moritz Blum, der Sohn Adolf des Bauern Moritz Herrmann, die Kinder Ruth und Heinz des Julius Jordan, die Tochter Margot des Julius Stein, die Kinder Beatrix und Hanna des Josef Stein und die Kinder Fritz und Anni des Moritz Stein. Durch Zuzug kamen dann noch die Kinder Bertel und Herrmann des Max Rosenfeld und ein Kind des Sigmund Rosenfeld dazu. Acht dieser Kinder besuchten teilweise bis 1935 die Freudentaler Schule. Für den jüdischen Religionsunterricht sorgte der Vorsänger und Lehrer Simon Meisner, der diesen Unterricht im Rabbinatsgebäude abhielt. Die dem Nationalsozialismus verpflichteten Lehrer waren den Judenkindern in der Freudentaler Schule wenig gesonnen und so hatten diese viele Schikanen zu erleiden. Ruth Jordan und Margot Stein wurden trotz guter Leistungen als Judenkindern an höheren Schulen nicht aufgenommen. Die damalige »Latein- und Realschule Besigheim« lehnte die Schülerin Margot trotz bestandener

Freitag, 1. September 1933.
Lernen Karte 17 und 18.
Lied 'Jaff': Oberrines Gebet,

~~Freitag~~
Mittwoch, 6. Sep. 1933 3-4 Uhr
Lernen Karte 19 und 20
Übersetzen Karte 7
3 mal pfeifen (im Chor) D. ? D. =
und Lachen } so x 17
 } für x 17.

Freitag, 8. Sep. 1933. 3-4 Uhr
Lernen Karte 19 und 20 wieder =
Lernen.

Mittwoch, 13. Sep. 1933. 3-4 Uhr.
Lernschiffchen.

Freitag, 15. Sep. 1933. 3-4 Uhr
Lernschiffchen.

Mittwoch, 20. Sep. 1933. 3-4 Uhr
Lernen Karte 21.

Abb. 2 Aus einem Aufgabenheft im Religionsunterricht

Prüfung 1934 ab, obgleich es dafür noch keine staatliche Anordnung gab.¹⁷⁶ Erst ab dem 15. 11. 1938 wurden alle jüdischen Schüler von den deutschen Schulen verwiesen.

Zu Beginn der Naziherrschaft gab es in Württemberg zwei öffentliche jüdische Volksschulen, die auf Betreiben des Kultusministers Mergenthaler ihren öffentlichen Status verloren und Privatschulen wurden. 1936 berichtete der israelitische Oberrat vor der Landesversammlung der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württemberg, daß es 11 jüdische Privatschulen gäbe, darunter auch in Freudental.¹⁷⁷ Am 27. März 1935 genehmigte das zuständige Bezirksschulamt die Freudentaler jüdische Schule. Der Vorsänger und Religionslehrer Simon Meisner wurde in Freudental und Niederstetten zum Lehrer bestellt. Ein eigener Ortsschulrat als örtliche Aufsichtsbehörde wurde aufgestellt und Elternabende eingerichtet.¹⁷⁸ Diese Schule – wie alle übrigen – mußte vom

Oberrat in Stuttgart finanziert werden und die Aufsicht für alle übernahm der Oberlehrer Abraham Berlinger aus Buttenhausen. Er versuchte durch verschiedene Fortbildungsmaßnahmen, die in der Israelitischen »Waisen- und Erziehungsanstalt Wilhelmspflege« in Esslingen durchgeführt wurden, die kleine Schar von jüdischen Lehrern weiterzubilden. Diese Anstalt unter ihrem damaligen Direktor Theodor Rothschild war lange pädagogisches Zentrum der Juden in den Jahren der Nazidiktatur.

Die jüdische Schule in Freudental hatte Ende 1935 wahrscheinlich 8 Kinder aus Freudental und 3 Kinder der jüdischen Familie Herbst aus Zaberfeld.

Ende 1936 durften die Freudentaler Schüler zum Chanukka-Fest für 2 Tage nach Esslingen in die »Wilhelmspflege« reisen und erhielten dort Geschenke. Im Herbst 1937 hatte die Schule nur noch 3 Knaben und 3 Mädchen, so daß sie am 1. 4. 38 aufgelöst werden mußte. Die restlichen Kinder gingen in Esslingen, Ludwigsburg und Niederstetten in jüdische Schulen. Zwischen den jüdischen Eltern und dem Lehrer Meisner gab es in jener Zeit wiederholt Schwierigkeiten. Einmal wollte er die Blumschen Kinder in die Schule nicht aufnehmen, ein anderes Mal ihnen keinen Religionsunterricht erteilen. Wahrscheinlich drehte es sich dabei um das Schulgeld. Da die Schule keinerlei Zuschüsse von Gemeinde oder Staat erhielt, war das Schulgeld sehr hoch und für die arbeitslosen Juden oft nur schwer aufzubringen. Da es in Deutschland für jüdische Kinder zunehmend schwieriger wurde, eine Schule zu besuchen, boten sich in den USA und Großbritannien Stiftungen an, deutsche Juden Kinder dort in Schulen und bei Pflegeeltern unterzubringen. Solch ein Angebot schickte der Israelitische Oberrat aus Stuttgart im November 1936 auch nach Freudental nebst einem Fragebogen.¹⁷⁹ Ursprünglich war wohl sogar daran gedacht, daß die Kinder in den Ferien zu ihren Eltern in Deutschland zurückkehren könnten. Das Angebot 1936 galt aber nur für »gesunde und intelligente

Schuleraum		Vollstunde							Freie Schule			Schüler:			
Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	1. 2. 3. u. 8.	Lehrer:
8-9		Rechnen	Lesen	Rechnen	Lesen	Rechnen									Meisner
9-10		Lesen	Rechnen	Rechnen	Rechnen	Rechnen									Meisner
10-11		Autzsch	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
11-12		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
12-13		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
13-14		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
14-15		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
15-16		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
16-17		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
17-18		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
18-19		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
19-20		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
20-21		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
21-22		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
22-23		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
23-24		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
24-25		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
25-26		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
26-27		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
27-28		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
28-29		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
29-30		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
30-31		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
31-32		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
32-33		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
33-34		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
34-35		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
35-36		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
36-37		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
37-38		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
38-39		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
39-40		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
40-41		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
41-42		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
42-43		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
43-44		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
44-45		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
45-46		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
46-47		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
47-48		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
48-49		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
49-50		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
50-51		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
51-52		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
52-53		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
53-54		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
54-55		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
55-56		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
56-57		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
57-58		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
58-59		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
59-60		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
60-61		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
61-62		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
62-63		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
63-64		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
64-65		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
65-66		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
66-67		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
67-68		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
68-69		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
69-70		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
70-71		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
71-72		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
72-73		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
73-74		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
74-75		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
75-76		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
76-77		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
77-78		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
78-79		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
79-80		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
80-81		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
81-82		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
82-83		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
83-84		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
84-85		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
85-86		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
86-87		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
87-88		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
88-89		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
89-90		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
90-91		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
91-92		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
92-93		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
93-94		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
94-95		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
95-96		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
96-97		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
97-98		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
98-99		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner
99-100		Religion	Religion	Religion	Religion	Religion									Meisner

Abb. 3 Stundenplan der jüdischen Schule 1937

Mädchen zwischen 9 und 11 Jahren« und die Eltern mußten den Unterhalt der Kinder von Deutschland aus bezahlen oder ausländische Verwandte übernahmen die Kosten. Lehrer Meisner bemühte sich auch in Freudental, Eltern für diese »Verbringung von Kindern nach England« zu gewinnen. Doch kam es 1936 zu keiner Auswanderung von Freudentaler Judenkindern. Erst im Februar 1939 wanderten die Geschwister Fritz und Anni Stein mit einem solchen Kindertransport nach Großbritannien aus. Margot Stein sollte mit einem anderen fortkommen, was aber nicht klappte.

Selbstdarstellung der jüdischen Gemeinde 1938

Wie schon im Vorwort zu dieser Arbeit erwähnt, schrieb Simon Meisner 1938 im »Jüdischen Gemeindeblatt für die israelitischen Gemeinden in Württemberg«¹⁸⁰ einen längeren Artikel: »Bildnis einer jüdischen Landgemeinde – die Jüdische Gemeinde Freudental einst und jetzt«. Dies war die letzte eigene Aussage der Freudentaler Judengemeinde, weshalb auf sie genauer eingegangen werden soll. In den ersten beiden Abschnitten wurde die Vergangenheit der Gemeinde dargestellt. Das muß hier nicht wiederholt werden. Erstaunlich ist dabei, wie exakt die historischen Fakten aufgeführt sind. Meisner muß entweder gründliche Quellenstudien zur Geschichte der jüdischen Gemeinde betrieben haben, oder die Gemeinde besaß eigene historische Unterlagen (z. B. die ersten Schutzbriefe und Briefwechsel), aus denen die anfängliche Entwicklung aufgezeigt wurde. Auch auf die Schulgeschichte der Freudentaler und die Emanzipation im 19. Jh. ging er ausführlich ein. Da der Schreiber der Ortschronik von 1944 ebenfalls ähnliche, detaillierte Angaben über die Freudentaler Juden machte,¹⁸¹ ist anzunehmen, daß er die örtlichen Unterlagen über die Judengeschichte nach der Liquidierung der Judengemeinde in Händen hatte.

Simon Meisner schrieb unter anderem über die Gemeinde: »Die Liquidation ist schwieriger als der Aufbau. Freudental hat aber das Glück, daß ihm die richtigen Männer zur Leitung der Gemeinde nicht fehlten. Seit 1931 ist Leopold Wertheimer der Vorsitzende des Vorsteheramtes. Er durfte vor kurzem seinen 70. Geburtstag feiern. Im Jahre 1934 hat er die jüdische Schule als eine Notwendigkeit für die Erziehung seelisch-starker Juden verlangt. Am 1. 4. 1935 konnte die Schule wieder eröffnet werden. Sein Wunsch ist es, das religiöse Leben der Gemeinde zu erhalten, denn gemeinsame Feier und gemeinsames Gebet können in bester Weise Halt für den Lebenskampf geben. Die Verkleinerung der Gemeinde hat naturgemäß die finanziellen Verhältnisse erschwert, und es ist der Umsicht des Vorsitzenden zu verdanken, daß in jeder Hinsicht geordnete Verhältnisse in der Gemeinde herrschen. Besondere Anerkennung verdient, daß 1936 Alfred Emerich sich mit Rat und Tat der Gemeinde zur Verfügung stellte. Sein Opfersinn ermöglicht es, daß auf sozialem Gebiet alles Notwendige geschieht«. Alfred Emerich war Besitzer einer Schmuckwarenfabrik in Mühlacker-Dürrmenz. Die Juden von Mühlacker gehörten seit 1925 zur jüdischen Gemeinde Freudental. Schon vor 1933 unterstützte Emerich die Gemeinde mit Geldspenden. Er nahm bis 1937 an den Veranstaltungen der Freudentaler Gemeinde nicht teil, machte aber immer wieder große finanzielle Zuwendungen und übernahm schließlich alle Wohlfahrtslasten.¹⁸²

Meisner führte weiter aus: »Der Wille zur Selbstlosigkeit ist die Grundlage für den Erfolg der Gemeinschaftsarbeit. Von den 51 Seelen sind 29 weiblich und 22 männlich. 19 Personen sind über 60 Jahre alt. Fast alle Gemeindemitglieder sind Viehhändler«. Wie weit 1938 wirklich noch mit Vieh gehandelt wurde, läßt sich nicht mehr feststellen, wahrscheinlich aber nur noch gelegentlich. Viele lebten von ihren Ersparnissen oder erhielten als Arbeitslose kleine finanzielle Unterstützungen. »Emerich hat als Selbsthilfe eingeführt, daß an den Schultagen die Kinder den Schulraum heizen und reinigen, und das ist eine gute Schulung für ein Leben der Arbeit und der Sauberkeit«. Warum schrieb

Meisner diese Sätze? Natürlich war es für die Juden nach 1933 ein Problem, ohne christliches Dienstpersonal auszukommen. Oder sollten diese Äußerungen von einem jungen Juden – Meisner war damals 25 Jahre alt – bewußt gegen die antisemitische Lügen von den faulen und dreckigen Juden gestellt werden?

»Eine Viertelstunde vom Ort entfernt liegt der alte Friedhof im Löchgauer Wald. Er diente von 1723 bis 1811 als Friedhof. Im Jahre 1811 wurde am Fuße des Löchgauer Seeberges, in einem in der Gemeinde Bönningheim gelegenen Wald, der neue Friedhof angelegt. Gebeine und Grabsteine wurden überführt und über den Friedhof von einst wuchsen hohe Bäume und viel Gesträuch. Zur Beschäftigung der arbeitslosen jüdischen Männer wurden die Waldarbeiten diesen übertragen und jeden Tag wanderte eine Gruppe hinunter in den Wald, um Notstandsarbeiten zu leisten. Zu dieser Zeit wird auch die Frage des Acker- und Gemüseanbaues als Möglichkeit der Selbsthilfe geprüft. So gilt es, in schwerer Zeit alles im Rahmen des Möglichen zu versuchen«. Unter den Holzarbeitern auf dem alten Judenfriedhof waren auch die schon erwähnten arbeitslosen Brüder Josef und Moritz Blum, die Frau des Moritz, arbeitete in Heilbronn in einer jüdischen Gaststätte und später im jüdischen Altersheim in Heilbronn-Sontheim. Das von den Nazis ins Leben gerufene Winterhilfswerk unterstützte auch Freudentaler Bürger, allerdings nicht die Juden. So gründeten sie ein eigenes jüdisches Winterhilfswerk. Auch Freudentaler Juden erhielten von diesem immer wieder Zuwendungen: so bekamen z. B. Moritz Blum, Anni und Liesel Rothschild Kleidungsstücke und der Sohn Helmut des Moritz Blum bekam als Schreinerlehrling eine Geldzuwendung. Meisners Überlegungen zum Acker- und Gemüseanbau hingen aber nicht nur mit der immer schwieriger werdenden Versorgungslage der Freudentaler Juden zusammen, sondern auch mit den Auswanderungsgedanken. Auf dem Hof des jüdischen Bauern Herrmann arbeiteten immer wieder junge Juden von auswärts als Praktikanten, um dann nach ihrer Auswanderung als Landwirte Arbeit zu bekommen. So war der 18jährige Alfred Wolff aus Elberfelde von 1937 bis 1939 auf dem Herrmannschen Hof zur landwirtschaftlichen Ausbildung. Die Jugendalijah zur Auswanderung nach Palästina hatte ihm diesen Ausbildungsplatz vermittelt. Sidonie Herrmann als Vorsteherin des Frauenvereines unterstützte ihn mit Geld, damit er zu einem Vorbereitungslager für ein Kibbuz in Palästina gehen konnte. Bauer Herrmann war wiederholt auswärts tätig, vermutlich in Rexingen, wo er jungen Juden bei der Vorbereitung auf ihre landwirtschaftliche Tätigkeit in Palästina half. Auch die Brüder Blum waren zur landwirtschaftlichen Ausbildung eine Zeitlang auswärts tätig: Moritz ab Juni 1938 in Neuendorf/Brandenburg und Josef Ende 1938 in Asperg/Thüringen. Die auswärtige Tätigkeit des Bauern Moritz Herrmann nahm vor 1938 soviel Zeit in Anspruch, daß die nichtjüdischen Nachbarn von einer Vernachlässigung seiner eigenen Landwirtschaft sprachen.

Auswanderungen

Über eine Tätigkeit berichtete Meisner in seinem Zeitungsartikel überhaupt nicht: das war seine Hilfe bei der Auswanderung. Neben seiner Vorsänger- und Schultätigkeit bestand ab 1936 seine Hauptarbeit in der Gemeinde darin, Freudentaler Juden zur Auswanderung zu ermuntern und bei den Schwierigkeiten der Auswanderung zu helfen. Der erste Auswanderer, der 30jährige Julius Herrmann, Sohn des Bauern Herrmann, verließ Freudental im Dezember 1937¹⁸³; er ging in die USA. Im März 1938 wanderte die 27jährige Betty Stein nach Palästina aus. Sie war vor 1933 beim Freudentaler Bürgermeister Schmid als Angestellte auf dem Rathaus und dann als Köchin im jüdischen Altersheim in Heilbronn-Sontheim gewesen. Sie und dann noch die Familie Josef und Lilli Stein mit ihren Kindern Beate und Hanna gingen in die Neugründung Shavej Zion (»Heimkehr nach Zion«) der Rexinger Juden am Mittelmeer nördlich der arabischen



Abb. 4 Personalausweis mit »J«

Stadt Akko. Dort sammelten sich noch viele schwäbische Juden und schufen eine landwirtschaftliche Siedlung.

Die Hauptschwierigkeit bei der Auswanderung bestand darin, die sogenannte »Reichsfluchtsteuer« aufzubringen. Eine solche Auswanderungssteuer mußten schon seit 1931 alle Reichsangehörigen bezahlen, die auswandern wollten. Die Höhe dieser nun auch auf die Juden angewandten Reichsfluchtsteuer richtete sich nach dem Vermögen. Meisner versuchte durch Bittbriefe bei jüdischen Stellen sowie Verwandten und Bekannten im Ausland, das Geld für mittellose Freudentaler Juden zusammenzubringen. Aus den oft sehr unfreundlichen Antwortschreiben ist zu erkennen, daß man sich im Ausland gar keine rechte Vorstellung von der lebensbedrohlichen Lage der deutschen Juden machte. Für die Familie Sigmund Rosenfeld – die hier als Beispiel stehen soll – brachte Simon Meisner folgende Gelder zur Auswanderung zusammen:

500 RM	Onkel Kern aus Mannheim
400 RM	jüd. Gemeinde Göppingen, in der die Familie einmal wohnte
300 RM	Jüdische Nothilfe Stuttgart
200 RM	Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, denn S. Wertheimer war im 1. Weltkrieg deutscher Soldat gewesen
150 RM	Herr Kahn aus Heilbronn
224 RM	Hilfsverein
225 RM	Sparbuch der Familie S. Rosenfeld
<u>2149 RM</u>	

Für die Familie Moritz Blum sammelte er auf ähnliche Weise 2922,50 RM. An Herrn Kahn schrieb Meisner unter anderem: »Unerschütterlich und ohne zu Wanken, bleibt mein Ziel zu helfen, soweit es überhaupt in meiner Macht ist.«¹⁸⁴ Für die Familie Blum

mußte Meisner bei niederländischen Verwandten buchstäblich um jeden 10-Mark-Schein betteln, denn neben der Reichsfluchtsteuer mußten ja auch die Fahr- und Frachtgelder aufgebracht werden. Auf seine eigene Auswanderung angesprochen, schrieb Meisner: »Ich halte es für ehrenhafter, selbst zugrunde zu gehen, als Menschen verenden zu sehen, die den Untergang nicht verdienen.«¹⁸⁵ Er besorgte teilweise auch die Ausreisepapiere und reiste wegen der Genehmigungen viel. Besonders gute Beziehungen muß er in die Niederlande gehabt haben, denn in vielen Fällen besorgte er die Ausreise zunächst dorthin. Im Fall der Betty Falk, verheiratete Bleicher, Tochter der Rosa Falk, reiste er mit ihr bis an die niederländische Grenze. Der Israelitische Oberrat in Stuttgart schrieb schon im April 1938: »Wir sind der Ansicht, daß die Leistung des Lehrers Meisner für die Gemeinde Freudental eine besondere Anerkennung verdient!«¹⁸⁶

Zunächst wollte aber die Mehrzahl der Freudentaler Juden ihre Heimat nicht verlassen. Bauer Herrmann, von seinem nichtjüdischen Nachbarn auf Auswanderung angesprochen, antwortete: »I geh' nicht und wenn i verreck, ich bin 'n Freudentäler!« Diese Haltung änderte sich bei vielen älteren Juden erst nach den Ereignissen vom 10. November 1938. »Nun ließen viele Kisten machen«, berichteten die Nachbarn von Juden.

Vollständige Unterlagen über die Auswanderungen gibt es nicht. Aber durch Befragung und die vorhandenen Quellen¹⁸⁷ konnte eine lückenlose Zusammenstellung erarbeitet werden: Es wanderten 41 Freudentaler Juden aus.

Erst-Auswanderungsland	1937	1938	1939	später	zusammen
Palästina		5			5
Niederlande		4	2		6
Belgien			2		2
Luxemburg			1		1
Großbritannien			4		4
Spanien				2	2
USA	1	1	7	4	13
Argentinien			6		6
Guatemala		2			2
	1	12	22	6	41

26 Freudentaler Juden¹⁸⁸ verzogen nach 1933 in andere deutsche Orte wie Berlin, Hamburg, Karlsruhe, Stuttgart, Heilbronn, Ludwigsburg. Es konnte ermittelt werden, daß von ihnen mindestens 16 auch auswanderten:

Erst-Auswanderungsland	1937	1938	1939	später	zusammen
Palästina		6			6
Niederlande			2		2
USA	4		3		7
Guatemala		1			1
	4	7	5	—	16

Viele Auswanderer blieben nicht in dem Land, in das sie zuerst auswanderten. So waren die Niederlande und Großbritannien oft nur Zwischenstationen für die USA oder das britische Mandatsgebiet Palästina. Die Auswanderer hatten in den Aufnahmeländern oft weitere Schwierigkeiten. Als Jude war Julius Stein der nationalsozialistischen

Gewaltherrschaft entkommen, aber als Deutscher wurde er Anfang des Krieges 1939 zunächst in einem britischen Lager interniert. Einige der Freudentaler Juden wurden nach 1940 in den Niederlanden von der Gestapo verhaftet und später deportiert. Die Namen aller Ausgewanderten sind in der Gesamtzusammenstellung aller Freudentaler Juden im Anhang dieser Arbeit zu finden.

Der schon mehrmals erwähnte Industrielle und Schriftsteller Julius Marx hatte in seinem Fluchtgepäck von Stuttgart nach Zürich 1935 auch das Manuskript seines »Kriegstagebuch eines Juden«¹⁸⁹ bei sich. Er stellte diesem Tagebuch ein Gedicht voran, welches das ganze Elend der Auswanderung, der Flucht aus der Heimat aufzeigt:

»Juden wandern
Durch die Welt.
Ihre Herzen flehn zu Gott,
Der ins Chaos sie gestellt.

Juden fliehen
Haß und Mord
Ihre Augen blicken aufwärts,
Ihre Hoffnung ist das Wort.

Juden leiden
Bitter Qual –,
Doch im Glauben an die Allmacht
Wird das Leid zum Gottesmal.

Juden beten:
Mach uns frei –,
Der Du unser Vater bist,
Herr im Himmel, steh uns bei.«

Die Kristallnacht

Der schon eingangs zitierte Freudentaler Chronist¹⁹⁰ berichtete 1944 über die Geschehnisse: »Die Vergeltungsmaßnahmen für die Ermordung des Gesandtschaftsrates Ernst v. Rath in Paris wurden auch hier am 10. November 1938 durchgeführt. Die jüdischen Kultstätten, Synagoge und Schule, wurden ausgeräumt, der ganze Plunder zum Sportplatz gefahren und dort vor den Augen der dahin kommandierten Juden verbrannt. Bei den Aufräumarbeiten wurden auch die Juden eingesetzt. Anschließend wurden die Juden vor das Rathaus geführt, wo sie sich selbst als Angehörige einer Verbrechernationalität bezichtigen mußten. In der Nacht vom 10. auf 11. November wurden noch einige der schlimmsten Juden in ihrer Wohnung überrascht und verprügelt. Der Judenlehrer und der Sohn des jüdischen Gemeindevorstehers hatten Reißaus genommen. Die Wohnung des Judenlehrers wurde daher von drei Gendarmeriebeamten durchsucht, wobei schriftliches Material und der Kassenschrank der Judengemeinde beschlagnahmt wurden. Damit war diese Aktion beendet.«

Zur Erinnerung: Am 7. November 1938 erschöß Herschel Grynszpan den deutschen Botschaftsangehörigen aus persönlicher Verzweiflung, da seine Eltern am 28. 10. bei einer Massendeportation von der SS nach Polen abgeschoben worden waren. Am 9. November hielt darauf Goebbels in München vor hohen SA- und Parteiführern eine antisemitische Hetzrede, in der diese eine Aufforderung zur organisierten Gewalt gegen die Juden in ganz Deutschland erkannten. So brannten in der Nacht des 9./10. November über 200 Synagogen in Deutschland; Geschäfte und Wohnungen wurden überfallen und geplündert, jüdische Menschen geschlagen und verhaftet. Zwar befahl Goebbels am 10. November: »Es geht nunmehr an die gesamte Bevölkerung die strenge Aufforderung, von allen weiteren Demonstrationen und Aktionen gegen das Judentum, gleichgültig welcher Art, abzusehen«,¹⁹¹ aber in Freudental und vielen anderen ländlichen Gemeinden fand dieser bis dahin unvorstellbar gewesene moderne Pogrom mit »Verspätung« statt, da die SA-Horden zuerst in den Städten »beschäftigt« waren. Nach Freudental kam die SA am späten Vormittag des 10. November. Es waren neben den örtlichen SA- und Parteifunktionären und einigen Leuten aus der nahen Umgebung angeblich Ludwigsburger SA-Leute. Ein ehemaliges SA-Mitglied aus Großsachsenheim

bestritt in einem Rundfunkinterview 1982 die Beteiligung in Freudental: »Wir hatten ausgemacht, nicht zu gehen, wenn der Sturmführer einen Einsatzbefehl hätte.« Margot R. erinnert sich, daß sie mit ihrer Privatlehrerin Englisch lernte, als durch das offene Fenster ihres Hauses in der Strombergstraße 16 großer Krach und viel Geschrei zu vernehmen war. Viele Männer versuchten mit Äxten in die Synagoge einzudringen, die Fenster wurden eingeschlagen und Feuer gelegt. Einigen beherzten Freudentalern gelang es, den SA-Leuten, welche keine Uniformen trugen, klarzumachen, daß wegen der Gefahr für die benachbarten Häuser kein Feuer gelegt werden könne. Inzwischen waren die SA-Männer in die Synagoge eingedrungen und begannen, die Inneneinrichtung zu demolieren. Der Ortsgruppenleiter holte ein Fuhrwerk herbei und die aus den Häusern zusammengetriebenen Juden wurden unter Geschrei und Schlägen gezwungen, die Kult- und Einrichtungsgegenstände auf den Wagen zu verladen. Die Plünderer drangen auch in das Haus Strombergstraße 16 ein und demolierten den Schulsaal im Erdgeschoß. Ein Freudentaler Lehrer erschien mit einer Geige und zerschlug sie sinnlos, aber voller Wut, an einem Hauseck. Als die auf den Feldern arbeitenden Dörfler zum Mittagessen heim kamen, wurde der Bauer Moritz Herrmann am Ortseingang von SA-Leuten von seinem Fuhrwerk gerissen und unter Schlägen zum Synagogenvorplatz getrieben.

Ihre Kultgegenstände wie Thoravorhänge, Thorarollen, Thoramäntelchen, Leuchter und Gebetsbücher mußten die Juden auf den Wagen laden. Unklar bleibt, ob auch Mobiliar wie Vorbeterpult, Almemor, Türen des Thoraschranks und Synagogenbänke aufgeladen wurden, sah man doch nach dem Krieg in manchem Freudentaler Garten eine Synagogenbank. Die Gefallenengedenktafel soll von einigen Männern auf das Rathaus gebracht worden sein, wo sie in den Wirren der letzten Kriegstage verschwand. Unter lautem Gebrüll der Nazis wurden die Gegenstände auf den damaligen Sportplatz gefahren, dort aufgeschichtet und angezündet. Wahrscheinlich wurden jedoch die silbernen Beschläge der Thorarollen, die Thorakronen und weiteres wertvolles Material vorher entfernt. Die männlichen Juden mußten das Fahrzeug begleiten. Mit angstverzerrten Gesichtern sahen die Juden ihr Heiligstes verbrennen, wurden unter Spott und Hohn gezwungen, immer dichter im Kreis um das Feuer zu stehen. Teilweise mußten sie sich niederknien und singen oder wurden von einigen Frauen der NS-Frauenschaft auf das Feuer zugetrieben. Dann mußten sie wieder rufen: »Wir sind Saujuden.« Schließlich soll Julius Stein das Lied »Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang« gesungen haben. Die Nazis hätten viel lieber aber kultische Gesänge der Juden als Verspottung gehört. Als der Feuerstoß niedergebrannt war, wurden die jüdischen Männer am Abend zum Rathausplatz geführt, geschlagen und verhöhnt. Dann wurden sie mit den jüdischen Frauen gezwungen, den Synagogenvorplatz, der voll Glasscherben und Dachziegel lag, unter Spott und Hohn der Zuschauer zu säubern: »Spätze, du faule Sau, reg dein Arsch und schaff au mal was, du hast doch dein ganzes Leben noch nichts geschafft!« Währenddessen warfen die BDM-Mädchen die letzten Fensterscheiben der Synagoge ein. Margot S. berichtete, daß ihr Vater wie ein Toter aussah, als er ins Haus zurückkam.

In der Nacht drangen dann SA-Männer in die jüdischen Wohnungen ein. Im Hause der Ernestine Spatz hörte man einen Knallkörper krachen. Die Türen wurden aufgebrochen und jüdische Männer geschlagen. Auch in das Rabbinatsgebäude drang man ein, zerschlug das Porzellan und verprügelte Julius Stein mit Lederknüppeln, daß er noch viele Jahre später einen Lungenschaden davon hatte. Wahrscheinlich suchte man bei ihm nach weiteren Kultgegenständen, denn diese waren bei ihm zur Aufbewahrung. Wie Margot R. berichtete, befand sich auch nach diesen furchtbaren Tagen noch eine Thorarolle im Hause ihrer Eltern, denn der Gemeindefschrank wurde nicht gefunden. In der Wohnung des Simon Meisner beschlagnahmte man alle Unterlagen der jüdischen Gemeinde. Es wurde das folgende, nicht unterschriebene Dokument gefertigt¹⁹²:

Empfangsbescheinigung
der von der jüdischen Kirchengemeinde in Freudental, Kreis Ludwigsburg, sicher-
gestellten Gegenstände.

1. 1 kleiner Kassenschrank
2. 1 Geldkassette, verschließbar mit 67,97 RM
(Siebenundsechzig RM 97 RPfg. Bargeld).
3. 12 Stück Stempel der israel. Kirchengemeinde
4. 1 Stempelkissen

Schriftstücke und Bücher:

5. 1 Hinterlegungsschein der Kreissparkasse Besigheim über 2000 RM (Zweitausend RM vom 1. 3. 1937)
6. 1 Sparbuch der isr. Kirchengemeinde Nr. 446 – Kreissparkasse Besigheim,
7. 1 Sparbuch der isr. Gemeindepflege über 1000 RM (Eintausend), Kreissparkasse Besigheim,
8. 1 Sparbuch, Kreissparkasse Besigheim auf 4,67 RM lautend,
9. 1 Sparbuch von der Württ. Landessparkasse Nr. 647462 auf 1005 RM 62 RPfg. (Eintausendfünf) und 204 RM 76 RPfg. (Zweihundertundvier) lautend, ausge-
stellt auf Simon Meisner,
10. 1 Scheckheft Nr. 45549 für Simon Meissner,
11. 3 Scheckhefte der isr. Kirchengemeinde Freudental,
12. 6 Blocks (Bescheinigungen) für jüdische Winterhilfe,
13. 1 Amtsgrundbuch der isr. Kirchenpflege Freudental,
14. 1 Buch »Alte Stiftungsrechnungen« v. Seligmann,
15. 4 Exemplare bzw. Verzeichnisse über Kapilienbücher der isr. Gemeinde,
16. 1 Aktenumschlag mit mehreren Rechnungsbelegen 1936/37,
17. 1 Verzeichnis über die Friedhofsteine in Freudental,
18. 1 Protokollbuch der isr. Kirchengemeinde Freudental – Band 9,
19. 1 Voranschlag der isr. Kirchengemeinde Freudental 1936/37,
20. 1 Beschreibung der Dienstwohnung des isr. Schulhauses in Freudental.

Den Empfang der obenangeführten Gegenstände bescheinigt.

Freudental, den 2. Oktober 1939.

t.

Einige der Freudentaler Juden wurden in jener Nacht und danach auch verhaftet. So der den Nazis besonders verhaßte Josef Blum, der dann bis zum 14. 1. 1939 im KZ Buchenwald war, und Max Marx, dessen Vater den SA-Leuten laut nachschrie: »Lasset'n lafe, lasset'n lafe!« Julius Stein kam am 12. November für einige Tage in ein Stuttgarter Gefängnis und wurde seinen eigenen Angaben nach nur entlassen, weil er versprach, rasch auszuwandern. Ob die beiden Geflohenen, Simon Meisner und Siegbert Wertheimer, vor ihrer Auswanderung nochmals nach Freudental zurückkamen, bleibt unklar. Nach diesen – auch in Freudental – noch nie dagewesenen furchtbaren Ausbrü-
chen von Barbarei und Brutalität war die Bevölkerung den jüdischen Nachbarn gegen-
über verängstigt und ablehnend. Als Ernestine Spatz am nächsten Tag zu ihrer Nachba-

rin hilfepittend kam, beschwor sie diese mit den Worten: »Frau Spatz, gehe Sie raus, bringe Sie mich nicht in Verlegenheit!«

Aber es gab auch im Ort die andere Meinung, wie sie der amerikanische Generalkonsul¹⁹³ am 12. November 1938 aus Stuttgart an seinen Botschafter weitergab: »The vast majority of the non-jewish German population, perhaps as much as 80 per cent, has given evidence of complete disagreement with these violent demonstrations against the Jews. Many people in fact, are hanging their heads with shame.« Und es gab auch immer wieder die heimliche Hilfe über den Gartenzaun. So wie derselbe Amerikaner am 15. 12. 1938 schrieb: »However, I have heard of many instances where Aryans are rendering secret service to afflicted Jewish families and are even providing them with money and food.«

Die finanzielle »Sühneleistung« von einer Milliarde Reichsmark, die alle deutschen Juden im Anschluß an den furchtbaren Pogrom zu zahlen hatten, wurde auch den Freudentalern abverlangt. Alle Juden, die über 5000 RM Gesamtvermögen hatten, mußten 20 %, später 25 %, ihres Vermögens abliefern. Aufgrund der schon am 19. Juli 1938 erfolgten Vermögensanmeldung, die aus Freudental Moritz Herrmann, Klara Jordan, Sofie Jordan, Auguste Löwe, Hohanna Metzger, Helene Stein, Julius Stein, Moritz Stein, Frida Weil, Leopold Wertheimer und Sigbert Wertheimer vorgelegt hatten, berechnete das Finanzamt nun die Judenvermögensabgabe.¹⁹⁴ Zwar ist nicht mehr zu ermitteln, wieviel man allen Freudentaler Juden wegnahm, aber Julius Stein hatte 5290 RM, Moritz Stein 2500 RM und Sigbert Wertheimer 1400 RM zu zahlen. Am 12. Dezember 1938 berichtete das Finanzamt Bietigheim, daß die Juden wegen des Grundstückswertes, der gegenüber der Schätzung vom 27. 4. 1938 stark zurückgegangen sei, reklamierten und um geringere Zahlungen bitten würden.¹⁹⁵ Am 2. 10. 1939 berichtete das Finanzamt, daß noch 3400 RM Zahlungsrückstände einzutreiben seien.

Das Ende der jüdischen Gemeinde

Nach den schrecklichen Tagen im November war allen Juden klar geworden, daß nur noch die Auswanderung aus der geliebten Heimat, die sich nun so feindlich zeigte, die Rettung bedeuten konnte. Die Zerstörung des Gotteshauses war das Ende der Gemeinde. Nun waren sie wieder auf der Flucht. Im Winter 1938/1939 wurden die Vorbereitungen hastig vorangetrieben: Anträge bei den Konsulaten, Verkauf der Häuser und Grundstücke, Überseekisten beim örtlichen Schreiner machen lassen. Doch das war alles sehr schwierig geworden, denn nun gab es dauernd neue Anordnungen, Bestimmungen und – vor allem – Verbote. Anfang 1939 bekamen alle Juden neue Kennkarten mit dem großen J auf der linken Innenseite. Als Zusatz zum Vornamen kam »Israel« oder »Sara«, wenn kein ausgesprochener jüdischer Vorname vorhanden war. Diese Ausweise mußten beim Verlassen des deutschen Staatsgebietes abgegeben werden – sowohl bei einer Auswanderung als auch bei der Deportation. Die abgegebenen Ausweise gingen an die Ortsgemeinde zurück. Von folgenden ehemaligen jüdischen Mitbürgern Freudentals gibt es diese noch: Adolf Herrmann, Sofie Jordan, Sigmund Lasar, Auguste Löwe, Berta Löwenstein, Hanna Krämer, Gustel Marx, Lina Ottenheimer, Moritz Stein, Julius Stein, Margot Stein, Sara Stein und Emanuel Wertheimer. Im Frühjahr 1939 verlangte das Arbeitsamt alle Namen der zum Arbeitseinsatz fähigen Juden. Der Bürgermeister nannte: Moritz Herrmann, Adolf Herrmann, Herrmann Rosenfeld, Sigmund Lasar, Julius Stein, Moritz Stein und Alfred Wolf.¹⁹⁶ Aus dieser Aufstellung kann man entnehmen, daß alle anderen männlichen Juden nebst ihren Familien schon Freudental verlassen hatten. Nach eigenen Zusammenstellungen sind zwischen 1933 und 1942 26 jüdische Personen verzogen und 18 zugezogen, wobei ihr Aufenthalt mal länger oder kürzer dauerte. Daher tauchen auch bis dahin nicht gekannte Namen auf.

Im Juli 1939 wurde durch Verordnung die »Reichsvereinigung der Juden in Deutsch-

land« angeordnet. Sie sollte alle in Deutschland noch lebenden Juden betreuen, die Auswanderung fördern, für das jüdische Schulwesen und die Wohlfahrtspflege sorgen. Alle selbständigen jüdischen Religionsgemeinschaften wurden damit aufgelöst. So wurde auch der letzte jüdische Verein, der schon erwähnte »Israelitische Rekruten-Unterstützungsverein Freudental e.V.«, am 13. 8. 1941 in die Reichsvereinigung »eingegliedert« und aus dem Vereinsregister des Amtsgerichtes Besigheim gelöscht. Die Reichsvereinigung war aber nur ein Befehlsempfänger des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) in Berlin. Umgekehrt versuchte sich aber die Reichsvereinigung zu wehren und zu retten, was noch zu retten ging. In Stuttgart gab es als Unterabteilung die Jüdische Mittelstelle, die sich des Eigentums der jüdischen Gemeinde Freudentals annahm und sich auch mehrmals für die restlichen Juden einsetzte.

Mit dem Beginn des 2. Weltkrieges verschlechterte sich die Lage der Juden in Deutschland laufend, immer neue Verbote und Einschränkungen erfolgten, die Versorgung mit Lebensmitteln wurde schwierig. Darüber hinaus gab es örtliche Willkürmaßnahmen, schnitt doch der Bürgermeister den Juden die Fleisch- und Fettabschnitte vor Ausgabe der Lebensmittelkarten mit der Bemerkung ab: »Ihr Saujuden braucht nicht soviel fressen.« Daß dieser Vorfall keine einmalige Sache war, beweist ein Brief der erwähnten Jüdischen Mittelstelle vom 26. 9. 1940¹⁹⁷ in welchem dem Bürgermeister klargemacht wird, daß die Juden Bezugscheine für Spinnstoffe und Schuhwerk zu bekommen haben. In dem Brief heißt es weiter, daß »die Freudentaler Juden noch nie die Bezugscheine für Nähmittel erhielten«.

Die Synagoge und das Rabbinatsgebäude mit dem Schulsaal im Erdgeschoß wurden seit Kriegsbeginn von der bürgerlichen Gemeinde benutzt. Im Schulsaal wurde ein NSV-Kindergarten eingerichtet und in der Wohnung im 1. Stock nistete sich die Hitlerjugend ein. In der ehemaligen Synagoge wurde Sport betrieben, nachdem man sie notdürftig wieder mit Fenstern versehen hatte und das beschädigte Dach geflickt hatte. Auch in die anderen leerstehenden Judenhäuser zogen arische Besitzer ein, die die Anwesen meist günstig erworben hatten. Die Juden wurden willkürlich zusammengedrängt: am 22. 7. 1941 ordnete der stellvertretende Bürgermeister an,¹⁹⁸ daß Klara Jordan nicht mehr in ihrem Haus in der Adolf-Hitler-Straße 18 wohnen dürfe, sondern zu Karoline Stein in Nr. 9 ziehen müsse. Die Jüdische Mittelstelle versuchte – ohne Erfolg – zu vermitteln. 1941 mußten die restlichen 14 Freudentaler Juden einen gelben Judenstern tragen, durften nicht mehr die öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, keine Rundfunkgeräte haben, nicht mehr über ihr Vermögen verfügen, ihre letzten Wertgegenstände abgeben und ihren restlichen Haus- und Grundbesitz veräußern. Auch Bauer Moritz Herrmann wurde im Sommer 1941 gezwungen, seinen von ihm selbst bewirtschafteten Landbesitz zu verkaufen. Zu seiner Bitte an das Landwirtschaftsministerium, ihm das zu erlassen, bemerkte der Freudentaler Bürgermeister: »Nach der Lage der allgemeinen Verhältnisse lehne ich hiermit im Einvernehmen mit der Kreisbauernschaft die Bitte ... rundweg ab.«¹⁹⁹ Am 31. 7. lehnt das Ministerium das Gesuch ab, das Landratsamt erhält die Ablehnung am 14. 8., aber bereits am 10. 7. teilt der Bürgermeister mit, daß die notwendigen Grundbuchänderungen für den Zwangsverkauf vorgenommen wurden!

Die Deportationen 1941 und 1942

Bis in die ersten Kriegsjahre hatte man in den höchsten Partei- und Regierungsspitzen geglaubt, die »Judenfrage« für Deutschland durch Auswanderung lösen zu können. So konnte das Ehepaar Moritz und Helene Stein geborene Ottenheimer, noch am 6. 6. 1941 zu seinen Kindern in die USA auswandern. Parallel dazu wurde Deutschland »judenfrei« gemacht, indem man alle verbleibende Juden in die besetzten polnischen Gebiete

»umsiedelte«. Schließlich bedeutete aber »Endlösung der Judenfrage« nach der Wannsee-Konferenz 1942 die physische Vernichtung: »Unter entsprechender Leitung sollen im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In großen Arbeitskolonnen unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden straßenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird ... Der ... verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesen zweifellos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müssen.«²⁰⁰ »Umsiedlung nach dem Osten« und »Sonderbehandlung« waren die neuen Begriffe für die Gaskammern in Auschwitz-Birkenau und andernorts sowie für die Massengräber im Osten.

Im Februar 1941 verlangte die Geheime Staatspolizei die vollständige Erfassung aller »Rassejuden, auch derjenigen, welche nicht der jüdischen Religionsgemeinschaft angehören oder arisch verheiratet sind«. So legte das Bürgermeisteramt Freudental am 14. 2. 1941 dem Landratsamt die Namen der 14 noch verbliebenen Juden mit Geburtsdatum und Ort vor: Moritz Herrmann, Sidonie Herrmann geb. Rosenfeld, Klara Jordan geb. Rödelshheimer, Sofie Jordan, Sigmund Lasar, Auguste Löwe, Regine Marx geb. Hangewitz, Johanna Metzger, Max Rosenfeld, Herrmann Rosenfeld, Karoline Stein geb. Marx, Moritz Stein, Helene Stein geb. Ottenheimer und Sara Wilmsky. Sofie Jordan verstarb am 28. 2. 1941 in Freudental und das Ehepaar Moritz und Helene Stein wanderten noch aus. Es fehlen aber auf der Deportationsliste einige, die vor dem 14. 2. 41 nicht mehr in Freudental wohnten: Sara Stein geb. Künstler, die schon 1938 zeitweise im jüdischen Altersheim Heilbronn-Sontheim lebte, dann aber auch in Weinsberg und Herrlingen und schließlich in Grafeneck war, wo sie angeblich an Lungenentzündung am 17. 10. 1940 verstarb, aber wahrscheinlich ermordet wurde; Selma Rosenfeld geb. Marx und ihre Tochter Bertel Rosenfeld hielten sich zeitweise in Heilbronn auf, wahrscheinlich als Hilfskräfte im Altersheim in Sontheim; Hannchen Stein geb. Ottenheimer war vor ihrer Deportation in Oberstotzingen.

Einzelne Freudentaler Juden wurden in der Folge in sogenannte Altersheime umquartiert, bevor dann diese von der Geheimen Staatspolizei eingerichteten Zwischenlager zur Deportation geräumt wurden. Das waren Baisingen, Dellmensingen, Eschenau, Herrlingen, Oberstotzingen, Tigerfeld. Nur Heilbronn-Sontheim war seit 1907 ein eigentliches jüdisches Altersheim.

Nach den Einwohnermeldeakten Freudentals kamen:

Regine Marx geb. Hangewitz am 3. 1. 1941 nach Eschenau

Auguste Löwe am 28. 2. 1941 nach Dellmensingen

Sigmund Laser am 4. 2. 1942 nach Eschenau

Karoline Stein, geb. Marx am 4. 3. 1942 nach Baisingen.

Am 28. 11. 1941 erfolgte der Abtransport von Klara Jordan geb. Rödelshheimer, Johanna Metzger, Max und Herrmann Rosenfeld und Sara Wilmsky nach Stuttgart. Die Geheime Staatspolizei Stuttgart erließ am 22. 11. 1941 den Befehl,²⁰¹ »daß die zur Abschiebung in das Reichskommissariat Ostland« bestimmten Juden in das Sammellager »Stuttgart – Gelände der früheren Reichsgartenschau auf dem Killesberg« zu bringen seien. Da die Deportation ganz Württemberg umfaßte, traf sie auch die in Heilbronn wohnenden Freudentalerinnen Selma Rosenfeld geb. Marx und Bertel Rosenfeld. Die Staatsanwaltschaft Heilbronn hat 1962²⁰² einen Bericht über diese Deportation erstellt. Die Jüdische Mittelstelle hatte die Betroffenen danach zu benachrichtigen, »die Aufgabe der Bürgermeister und der Polizeidienststellen bestand im wesentlichen darin, die Transporte zu den befohlenen Zeitpunkten zusammenzustellen, Gepäckkontrollen

Stuttgart, den 22. November 1941.

24 NOV 1941
10:10

Eilt sehr!

An den

a) Herrn Landrat in

Aalen, Backnang, Biberach, Böblingen, Calw, Crailsheim, Esslingen, Freudenstadt, Göppingen, Hechingen, Schw. Hall, Heidenheim, Heilbronn, Horb, Künzelsau, Ludwigsburg, Bad Mergentheim, Münsingen, Öhringen, Reutlingen, Saugau, Tübingen, Ulm, Waiblingen, Wargen i. Allgäu, Schw. Gmünd.

b) an den

Herrn Polizeidirektor in Heilbronn und in Ulm,
sowie an den Herrn Polizeiamtsvorstand in Göppingen u. Schw. Gmünd.

Betr.: Abschiebung von Juden in das Reichskommissariat Ostland.

Vorg.: M. Runderl. v. 18. 11. 1941 II B 2 1147/41.

Anl.: 0.

Ich bitte, die von dort zur Evakuierung kommenden Juden
am Freitag, den 28. 11. 1941
mit Personenzug, Ankunft in Stuttgart um 20.08 Uhr in das
Sammellager Stuttgart - Gelände der früheren Reichsgartenschau
auf dem Killesberg - einzuliefern.

Ich ersuche den Transportführer anzuweisen,

wegen des Weitertransports in das Sammelager durch Omnibusse
auf der Bahnhofspolizeiwache Hauptbahnhof Stuttgart nähere
Weisung einzuholen, sich Transport Laupheim-Saugau anschliesse:

Die festgesetzten Ankunftszeiten müssen unbedingt eingehalten werden, da sonst eine reibungslose Aufnahme in das Sammelager nicht möglich ist und auch der Transport dorthin Schwierigkeiten bereitet.

In Vertretung:

gez. Mußgay

Beglaubigt:

Wackh.
Kanzleiangestellte.



Abb. 5 Abschiebungsbefehl

vorzunehmen und die Vershubten in geschlossenen Bahntransporten nach Heilbronn bzw. von dort nach Stuttgart weiterzuleiten«. In Freudental wurde ermittelt: »Der Bürgermeister gab die Weisung an die Polizeibeamten weiter, war selbst bei der Durchsuchung anwesend, hat den Schriftverkehr mit dem Finanzamt geführt und auch den Verkauf der Liegenschaften der Betroffenen geleitet. Die Polizeibeamten haben zusammen mit der Hebamme eine körperliche Durchsuchung und eine Durchsuchung des Gepäcks (auf dem Rathaus) vorgenommen.« Dieser Abtransport blieb der Freudentaler Bevölkerung nicht verborgen, zumal ein örtlicher Fuhrunternehmer sich bereiterklärte, die Juden samt ihrem Gepäck auf den Besigheimer Bahnhof zu fahren. Auf dem Bahnhof, wo schon ein besonderer Zug bereitstand, wurde er von den Begleitmannschaften beschimpft: »Dich sollte man auch gleich mitfortschaffen«, da er die Juden zum Bahnhof gefahren hatte und sich, da er alle gut kannte und ein Freund der Juden war,

herzlich und wehmutsvoll von ihnen verabschiedet. Die Deportierten waren angewiesen worden, Kleidung, Verpflegung und Gebrauchsgegenstände mitzunehmen. Um ihnen die Illusion zu lassen, sie würden im Osten angesiedelt, gestattete ihnen die Gestapo, auch Handwerksgeräte, Spaten und Beile mitzunehmen. Am 1. Dezember 1941 ging ein Transport von 1050 württembergischen Juden – darunter auch sieben Freudentaler – nach Riga-Jungfernhof. Eine der 30 Überlebenden von damals berichtete: »4. Dezember wurden wir in Riga ausgeladen. Nun mußten wir zu Fuß zum Jungfernhof laufen. Das Gepäck mußten wir tragen. Es gab Schnee und Eis, wir fielen hin. Auf dem Hof hat man uns in Scheunen hineingetrieben. . . Damals wußte die SS wohl selbst noch nicht genau, was sie mit uns dort machen sollte . . . Sehr viele sind erfroren. Ich erinnere mich, wir hatten innerhalb weniger Wochen 600 Tote . . . Am 1. Januar 1942 waren auf dem Jungfernhof fast 7000 Menschen, es waren immer neue Transporte gekommen – und nach dem 26. März waren wir noch 300. Alle anderen waren in Lastkraftwagen verladen und mit Auspuffgasen getötet worden oder man hatte sie in den Hochwald bei Riga gefahren und dort erschossen. . .«²⁰³

Der Abtransport der letzten Juden aus Freudental fand am 8. 4. 1942 statt. Es waren das Ehepaar Moritz und Sidonie Herrmann geb. Rosenfeld. Auch hierbei fand Durchsichtung des Gepäcks und die Leibesvisitation statt. Auch diesmal blieb die Deportation den Freudentalern nicht verborgen, denn man erzählt sich, daß ein »Sanitätswagen, dessen Fenster mit Brettern verdeckt waren«²⁰⁴ die beiden alten Bauersleute abgeholt hatte. Sie kamen zunächst in das Zwischenlager Dellmensingen. Im August 1942 wurde auf dem Killesberg ein großer Transport in das KZ Theresienstadt vorbereitet. So kamen am 22. 8. 1942 auch alle sieben Freudentaler Juden aus den »Altersheimen« nach Theresienstadt. Während vier davon dort starben, wurden Sigmund Lasar noch nach Maly/Trestinec und das Ehepaar Herrmann nach Auschwitz-Birkenau gebracht und dort ermordet.

Insgesamt wurden 15 Freudentaler deportiert und ermordet:

	1940	1941	1942
Grafeneck	1	–	–
Riga	–	7	–
Theresienstadt	–	–	4
Maly / Trestinec	–	–	1
Auschwitz	–	–	2

Sechs weitere wurden, nachdem sie von Freudental fortgezogen oder ausgewandert waren, umgebracht. Adolf Herrmann, der jüngste Sohn des Bauern Herrmann, der nach Belgien ausgewandert war, wurde dort im Krieg gefangen; der berüchtigte SS-Arzt Dr. Mengele in Auschwitz ließ an ihm medizinische Versuche vornehmen, ehe er ermordet wurde.

In 12 Transporten wurden 1941–1945 rund 2500 württembergische Juden über das Sammellager Killesberg deportiert.

Versucht man alle Einzelschicksale der 1933 in Freudental wohnenden, sowie der nach 1933 zu- und weggezogenen jüdischen Mitbürger zusammenzustellen, so ergibt sich folgende Gesamtstatistik:²⁰⁵

1933–1942	Gesamtzahl	davon über- lebt	davon unklar	davon ermordet
ausgewandert	40	40		
ausgewandert und deportiert	1			1
verzogen und unklar	8		8	
verzogen und ausgewandert	13	13		
verzogen, ausgewandert und deportiert	3			3
verzogen und deportiert	2			2
deportiert	14			14
Grafeneck	1			1
verstorben in Freudental	6			
	88	53	8	21
Zugezogen 1933–41	18			
am 1. 1. 1933	70			

Das Ende jüdischen Eigentums

Bei der Liquidierung des jüdischen Eigentums wirkten mehrere nationalsozialistische Verordnungen zusammen, durch die ein System zur völligen Ausplünderung geschaffen wurde. Zunächst mußten die auswanderungswilligen Juden Eigentum verkaufen, um die schon erwähnte »Reichsfluchtsteuer« und andere hohe Ausgaben der Auswanderung bezahlen zu können. Dann verlangte das Reich die »Sühneleistung 1938« als Vermögensabgabe, welche den Juden nur möglich war, wenn sie weitere oder auch alle Häuser und Grundstücke verkauften. Im Krieg kam dann die Verordnung heraus, daß Juden überhaupt keine Häuser und Grundstücke mehr besitzen durften, so daß sie ihren Besitz oft zu Schleuderpreisen verkaufen mußten. Bei der Deportation wurden ihnen Geld, Schmuck und andere Wertgegenstände weggenommen. Schließlich fiel nach einer weiteren Verordnung alles jüdische Eigentum an das Deutsche Reich, wenn die deportierten Juden das Reichsgebiet verließen. Für alle Bewegungen ehemals jüdischen Vermögens in Freudental war das Finanzamt Bietigheim zuständig. Die Oberfinanzdirektion Württemberg berichtete 1943, daß sie über 22,327 Millionen RM Einnahmen aus jüdischem Vermögen hatte.²⁰⁶

Wie schon oben erwähnt, blieben die 7. Thorarolle und Samtvorhänge im Gemeindschrank in der Wohnung der Familie Julius Stein im Rabbinatsgebäude unentdeckt. Nach der Schändung der Synagoge hat die immer kleiner werdende Schar der jüdischen Gemeinde um diese Thorarolle vereint in einem Privatzimmer ihre Gottesdienste gefeiert. Im März 1939 waren es allerdings nur noch 7 männliche Juden, so daß es sein kann, daß bald keine Gottesdienste mehr stattfanden. Als Julius Stein 1939 Freudental verließ, wird er die Thorarolle Moritz Stein oder Moritz Herrmann übergeben haben. Da Moritz Herrmann als letzter männlicher Jude wohl bis zu seiner Deportation in der Strombergstraße 11 wohnte, muß sich die Rolle bis dahin in diesem Haus befunden haben. Nun gibt es zwei Möglichkeiten über den Verbleib: Entweder haben die Herrmanns die Rolle versteckt, vielleicht auch im Garten oder Hof vergraben, oder die in das Haus eingewiesene Familie hat die Rolle gefunden. Ob sie dann abgegeben oder behalten wurde? Ein Gerücht in Freudental erzählt jedenfalls, es gäbe diese letzte Thorarolle der jüdischen Gemeinde noch.

Abschrift.

Der Oberfinanzpräsident Württemberg
O 5205 - 618 - P 17

Stuttgart-N, 17. Februar 1943.

Betrifft: Verwertung eingezogenen
Vermögens von Reichsfeinden.

Beil.: 1 Zweitschrift.

Herrn

Württ. Innenminister

S t u t t g a r t . S .

Durch Verfügung der Geheimen Staatspolizei - Staatspolizeileitstelle Stuttgart - vom 21. August 1942 II B 2 - 586/42 g zugestellt am 21. August 1942 ist das nachstehend verzeichnete Vermögen nach den geltenden Vorschriften zur Verhinderung reichsfeindlicher Bestrebungen zugunsten des Deutschen Reiches eingezogen worden. Auf Grund von Abschnitt I Abs 2 des gemeinsamen Erlasses des Reichsministers des Innern und des Reichsministers der Finanzen vom 9. April 1942 I a 326/42 - 3800 a und O 5205 - 383 VI (RStBl. 1942 S. 485) übergebe ich nachstehend folgendes

Verzeichnis über das eingezogene unbewegliche Vermögen

Früherer Eigentümer	Bezeichnung des Grundstücks	Auf dem Grundstück ruhende Belastungen	Wert RM
L ö w e, Auguste Sara, ledig & volljährig in <u>Freudental</u>	Grundbuch von Freudental, Heft Nr. 351 Nr. 1 Gebäude Nr. 3 an der Schloßstr. in Freudental Wohngebäude mit Hofraum 2 a 07 qm	- / -	etwa 5000. RM

Bemerkungen: ./.

Im Auftrage:

(gez.) Mainhart.

Nr. II B 1121/1 L ö w e, Auguste Sara.

G.R.

Dem Herrn Landrat

in Ludwigsburg

unter Bezugnahme auf Abschnitt II des vorgenannten Erlasses mit dem Ersuchen um Bericht, ob namens des Kreisverbands Ludwigsburg und der Gemeinde Freudental Anträge auf unentgeltliche Überlassung des oben

5
nr. 7673

21 APR 1943
KITA

Abb. 6 Verwertung eingezogenen Vermögens von Reichsfeinden

Über den Zwangsverkauf der landwirtschaftlichen Flächen des Landwirts Moritz Herrmann wurde schon berichtet. Im September 1941 sollte das Haus Hauptstraße 9 verkauft werden, in dem damals die Frauen Klara Jordan, Johanna Metzger und Karoline Stein, die Mutter des Julius Stein, der auch der Hausbesitzer war, wohnten. Die Jüdische Mittelstelle in Stuttgart bemühte sich damals, den Verkauf so zu leiten, daß der Erlös »auf

das Auswanderungssperkonto des Verkäufers«²⁰⁷ bei der Devisenstelle der Oberfinanzdirektion Stuttgart gelangt. 1942 kaufte allerdings der neue Besitzer das Haus vom Deutschen Reich. Die drei Frauen waren inzwischen deportiert worden. So wurden alle jüdischen Liegenschaften »arisiert«, wie man es damals nannte. Daß da mancher sich beeilte, günstig zu Grund und Boden zu kommen, muß nicht besonders erwähnt werden. Ob der übriggebliebene Hausrat versteigert wurde, wie in dem nahen Talheim bei Heilbronn oder sonst verschwand, bleibt unklar. Ein regelrechter Streit entstand um das Haus Schloßstraße 3. Kaum war die Besitzerin Auguste Löwe im Februar 1942 in ein »Altersheim« abgeschoben worden, meldeten sich gleich mehrere Interessenten. Privat hatte ein hoher Polizeioffizier von auswärts ein Kaufinteresse. Der Schloßverwalter, der das Erholungsheim der Stuttgarter Ortskrankenkasse leitete, hätte es auch für sein Heim gut gebrauchen können und schließlich kam die Gemeinde und wollte es kostenlos erwerben, um die Ortsdurchfahrt und den Platz vor dem Rathaus zu verbreitern. Als aber Frau Löwe ins KZ kam, zog das Deutsche Reich das Vermögen aufgrund der schon erwähnten Verordnung ein.²⁰⁸ Schließlich bekam 1944 die Gemeinde das Grundstück mit dem Gebäude vom Reich kostenlos übertragen.

1942 möchte die Gemeinde auch die schon kostenlos genutzte ehemalige Synagoge und das Haus Strombergstraße 16 (jüdisches Schulgebäude und ehemaliges Rabbinat) von der Reichsvereinigung der Juden kaufen. Sie bietet 500 RM für die Synagoge, welche »nicht mehr benützbar ist und abgebrochen wird« und für das Haus Nr. 16 nebst Garten 7000 RM. Am 9. 3. 1943 kam der Kauf zustande, wobei die Gemeinde alles zusammen für 9620 RM erhält und zusätzlich die Friedhofsfläche im Alleinfeld zur Aufforstung kostenlos. Doch soll das Synagogengebäude nach dem Krieg als Turnhalle umgebaut oder als Lagerhalle genützt werden.²⁰⁹ Den zweiten und eigentlichen Friedhof kaufte 1943 die Stadt Bönningheim für 500 RM, zahlbar nach der Auflassung an die Reichsvereinigung. Schon 1938 wollte die Stadt Bönningheim den Friedhof erwerben. Der Freudentaler Bürgermeister antwortete damals dazu: »Gegen den Antrag der Überlassung des derzeitigen Judenfriedhofes an die Gemeinde Bönningheim läßt sich grundsätzlich nichts einwenden. Der jüdische Friedhof liegt von drei Seiten vom Gemeindewald Bönningheim umgeben und ist es nicht mehr wie recht und billig, daß die Gemeinde Bönningheim einmal wieder in den Besitz des sr. Zt. abgetretenen Geländes kommt.«²¹⁰ Ins solange aber noch Juden in Freudental wohnen bzw. die dort noch wohnenden Juden einmal eine Begräbnisstätte benötigen, halte ich den Übergang des Eigentums bzw. die Verwendung desselben nicht für notwendig. Die vom Bürgermeister von Bönningheim gewünschte Aufstockung des Friedhofes sowie die Verwendung der Friedhofsmauer und der Grabsteine als Vorlage für Waldwege halte ich für verfrüht. Es würde nach meiner Ansicht dem Ansehen des Staates wie auch der Partei nur schaden, wenn man mit derartigen in Deutschland keineswegs bis heute gebräuchlichen Mitteln gegen die Juden vorgehen würde. Im Laufe der Zeit wird der Zahn der Zeit so an den Friedhofssteinen und der Friedhofsmauer arbeiten, daß dieselben nicht mehr ihre Zwecke erfüllen und läßt sich dann einmal gegen die Verwendung der Steine nichts einwenden.«²¹¹

1943 hatte man in Freudental das Ziel erreicht: Der Ort war judenfrei. Nun war man drauf und dran, die letzten Reste dieser »Gastrolle des auserwählten Volkes«²¹² für immer zu beseitigen. Ein wichtiger und wesentlicher Teil Freudentaler Geschichte sollte ausstrahlt werden und man wollte so tun, als hätte es ihn nie gegeben. Als am 8. 4. 1945 französische Truppen in Freudental einrückten (= das war auf den Tag genau 3 Jahre, nachdem das Ehepaar Herrmann seinen Weg in den Tod antreten mußte,) und das »Großdeutsche Reich« militärisch und politisch zusammenbrach, da gingen vielen Deutschen zu spät die Augen auf für das, was mit ihren jüdischen Mitbürgern geschehen war.

6. Nach dem NS-Terror

Versuche einer Wiedergutmachung

Genau 9 Jahre nach der Kristallnacht, am 10. November 1947, erließ die amerikanische Militärregierung für ihre Besatzungszone in Deutschland das Kontrollratsgesetz 59.²¹³ Zweck dieses Gesetzes war es, die Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände an Personen, denen sie in der Zeit des Dritten Reiches aus Gründen der Rasse, Religion oder politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus entzogen worden waren, durchzuführen. Das betraf auch Freudental. Aber nicht nur Forderungen von Ausgewanderten und Erben von Ermordeten auf Rückerstattung mußten bei einer dazu in Bad Nauheim geschaffenen Zentralmeldestelle angemeldet werden, sondern auch alle Personen, welche entzogene Vermögensgegenstände in Besitz hatten oder sie verwalteten, mußten diese anzeigen. Bewegliche Vermögensgegenstände, die zum Zeitpunkt des Vermögensentzuges den Wert von 1000 RM nicht überstiegen hatten, brauchten nicht gemeldet werden. Wie in vielen ehemaligen kleinen Judenorten, so auch in Freudental, fielen nur Häuser und Grundstücke unter die Rückgabe. So mußte das vom Deutschen Reich (über die Finanzämter) erworbene jüdische Eigentum gemeldet werden, sowie das unmittelbar von den Juden gekaufte. Für das zurückzuerstattende Vermögen von aufgelösten Organisationen wie der Israelitische Religionsgemeinschaft Württemberg oder auch der jüdischen Religionsgemeinde Freudental wurde bis zu deren eventueller Neugründung eine Nachfolgeorganisation geschaffen. Diese machte auch Rückerstattungsansprüche geltend, wenn der ehemalige Eigentümer verstorben oder verschollen war. Bei den 14 deportierten Freudentaler Juden wußte man ja 1947 noch nicht, ob sie noch am Leben oder in welchem KZ sie ermordet worden waren. Für alles jüdische Vermögen war die Jewish Restitution Successor Organization (JRSO) in New York zuständig.

Am 1. April 1949 erließ die württembergisch-badische Landesregierung das Gesetz zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechtes.²¹⁴ Einen Anspruch auf Wiedergutmachung hatte jeder, der während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wegen seiner politischen Überzeugung, aus Gründen der Rasse, des Glaubens oder der Weltanschauung verfolgt worden war und hierdurch Schaden an Leben, Körper, Gesundheit, Freiheit, Eigentum und Vermögen oder in seinem wirtschaftlichen Fortkommen erlitten hatte. Die Verfolgten oder ihre Erben konnten ihre Entschädigungsansprüche gegenüber dem Land anmelden. Wiedergutmachungskammern bei den Landgerichten führten die oft komplizierten Verfahren durch, denn die Beweisführung war nach so vielen Jahren oft sehr schwierig.

Die strafrechtliche Verfolgung der Schuldigen begann in der Bundesrepublik erst, als die meisten Straftaten schon verjährt waren. 1962 ermittelte die Heilbronner Staatsanwaltschaft für das Landgericht Heilbronn in Sachen Kristallnacht und Deportation. Zu Anklagen wegen den Freudentaler Vorgängen kam es nicht: die Schuldigen waren nicht mehr zu finden. Es waren die »unbekannten Auswärtigen« gewesen und die ortseigenen Parteigenossen waren verschwunden, wußten jetzt von nichts mehr oder konnten sich an nichts mehr erinnern.

Wiedergutmachungsansprüche in Freudental

Da die Quellenlage nicht vollständig ist, kann nicht mehr ermittelt werden, wieviele ausgewanderte, ehemalige Freudentaler Juden oder Erben der Ermordeten Rückerstattungsverfahren nach dem Kontrollratsgesetz und Entschädigungsverfahren nach dem württembergisch-badischen Gesetz anstrebten. Von einigen soll hier berichtet werden.

Julius Herrmann, der ausgewanderte Sohn von Moritz und Lina Herrmann, erhob

zwischen 1948 und 1951 Rückgabeforderungen auf sein elterliches Haus Strombergstraße 11 und die landwirtschaftlichen Flächen, welche das Finanzamt zwischen 1938 und 1941 verwaltet, verpachtet oder verkauft hatte. Schwierigkeiten gab es dabei weniger bei den Rückgaben, erneuten Verkäufen, Zahlungen oder Nachzahlungen, sondern bei der Berechnung der Nutzungsgebühren, z. B. der Wertschätzung von Bäumen und Ernten. Eric Jordan, der Sohn des 1931 verstorbenen Gemeinderates Josef Jordan und der ermordeten Klara Jordan, verlangte Klärung wegen seines elterlichen Hauses Hauptstraße 18, welches seine Mutter 1941 verkaufen mußte. Die Nichte und Alleinerbin Dr. Maria Löwe strengte die Rückgabe des Hauses Schloßstraße 3 ihrer Tante Auguste Löwe an. Bei vielen Rückerstattungsprozessen ergaben sich Schwierigkeiten, weil die Kaufsummen nach nationalsozialistischem Gesetz an das Reich gegangen waren und nicht an ein persönliches Konto des jüdischen Besitzers. Bei Julius Stein hätte die Kaufsumme sogar auf das Auswanderungssperrkonto seiner Mutter Klara Stein und seiner Schwägerin Johanne Metzger gezahlt werden sollen. Doch aus schon genannten Gründen zog das Reich die Kaufsummen an sich. Auch bei den Forderungen des Max Weil ergab es sich, daß der Freudentaler Käufer sehr wohl die Kaufsumme auf das Auswanderungssperrkonto zahlen wollte, aber das Finanzamt die Summe vereinnahmte. Auch alle übrigen Rückgabebansprüche von jüdischen Auswanderern und Erben der Ermordeten wurden vor dem Amtsgericht in Stuttgart, wo eine Schlichtungsstelle für Wiedergutmachung eingerichtet worden war, bis 1951 durch Vergleiche abgewickelt, wobei die restlichen finanziellen Forderungen zu Lasten des Landes gingen.

Rückgabe des Besitzes der jüdischen Gemeinde

Am 20. 9. 1949²¹⁵ kam es wie bei den privaten Vergleichen auch zur Rückgabe des Synagogengebäudes, des Rabbinats- bzw. Schulhauses mit Garten und der Friedhofsfläche Alleinfeld. Die Gemeinde Freudental gab diese Liegenschaften an die schon



Abb. 7 Ehemalige Synagoge 1964 (Nordseite)

erwähnte JRSO ab und übernahm dafür die Preisforderungen von 9620 Reichsmark an das Land. Auch hier stellte sich heraus, daß die 1943 an die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland von der Gemeinde Freudental gezahlte Summe nie auf den Konten derselben einging, sondern das Reich sie vereinnahmte. Die seit 1943 entstandenen Nutzungsgebühren wurden mit den von der Gemeinde gemachten Aufwendungen für die Gebäude und Flächen als abgegolten betrachtet. Der auf Bönningheimer Gemarkung liegende jüdische Friedhof wurde von der Stadt Bönningheim an die JRSO zurückgegeben; er war in den ganzen Jahren unbeschädigt geblieben. Über den Zustand der ehemaligen Synagoge und des Gebäudes in der Strombergstraße 16 wurde im Vergleich nichts ausgesagt, aber das Synagogengebäude muß in einem sehr erbärmlichen Zustand gewesen sein. Auf der Ostseite hatte man ein Eingangstor durchgeschlagen, teilweise wurde sie als Lagerhalle benutzt und auch damalige Schwarzmarktgeschäfte sollen dort abgewickelt worden sein. Später übergab die JRSO auch den Freudentaler jüdischen Besitz an die inzwischen gegründete Israelitische Kultusvereinigung Württemberg in Stuttgart. Am 21. 5. 1952 kaufte das Land Württemberg-Baden in einem Globalvertrag alle im Lande nicht mehr benutzten Synagogengebäude von der Israelitischen Kultusvereinigung auf. Darunter war auch die ehemalige Synagoge Freudental, während die beiden Friedhöfe noch weiterhin in deren Besitz sind. 1954 verkaufte das Land dann das Synagogengebäude für 1000 Mark an die Gemeinde und diese veräußerte sie 1955 für 1600 DM einer Bönningheimer Schlosserei, die das Synagogengebäude als Lagerhaus nutzte. Die Firma mauerte die Osttüre wieder zu, verlängerte ein nördliches Mittelfenster zu einer Tür, montierte einen kleinen Laufkran für den Materialtransport, flickte das Dach aus und ersetzte das Gittertor des eigentlichen Eingangs durch ein Holztor. Das Haus Strombergstraße 16 ging in Privatbesitz über und in den Schulsaal im Erdgeschoß wurden Zimmer eingebaut.²¹⁶

Die Staatliche Archivverwaltung²¹⁷ übergab das Archiv der jüdischen Gemeinde Freudental an die Central Archives for the History of the Jewish People in Jerusalem. Es handelte sich dabei um die 1939 beschlagnahmten Unterlagen in der Wohnung des Lehrers Simon Meisner – allerdings konnte das nicht das ganze Archiv gewesen sein. Es müssen einige Teile auf dem Wege in die staatl. Archivverwaltung 1946 verloren gegangen sein; vielleicht wurde auch vor der nationalsozialistischen Verwaltung vieles vernichtet oder Lehrer Meisner hat einiges bei seiner Flucht mitgenommen.

Einer, der zurückkam

1951 war es klar, daß die 14 deportierten Freudentaler Juden nicht mehr am Leben waren. In der umfangreichen Dokumentation »Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs«²¹⁸ wurde ab 1962 bekannt, wo und wie sie und die anderen jüdischen Mitbürger verhungerten, an Krankheiten verstarben, erschossen oder vergast worden waren. Es dauerte dann noch beinahe weitere 20 Jahre, bis in Freudental eine Gedenktafel an sie und an die dunkelsten Jahre deutscher Geschichte erinnerte.

Von den anderen weggezogenen oder ausgewanderten Juden Freudentals kam keiner nach dem Krieg zurück, um wieder im Ort zu wohnen. Einer, der zurückkehrte, war Julius Marx, zunächst zu Besuch und schließlich, um hier auf dem Friedhof begraben zu werden. Julius Marx wurde am 27. 2. 1888 in Freudental geboren (aus seinen zwei Veröffentlichungen wurde hier schon wiederholt zitiert) und kam in den 60er Jahren mehrmals zu Besuch nach Freudental. Einmal hinterließ er ein Gedicht über den Ort, den er liebevoll »Mein kleines Dorf« nannte:²¹⁹

Ich hört' in mancher Stadt
Der Glocken Festgeläute.

Doch nirgends in der weiten Welt
Hört ich so jubelnd ihre Töne klingen,
Konnt mich ihr Zauber auf die Knie zwingen,
Wie einst zur Abendruh
Ihr trauter Klang
Daheim in meinem Dorf.

In gar so manches Land
Trug mich der Ruf der Ferne –
Ich sah den schönsten Gottesdom
Mit schlanken Säulen, goldenen Altären
Und Perlgeschmeid aus fernen Weltmeeren,
Doch keine Kirche war
So schön, wie die
Daheim in meinem Dorf.

Ich hört zu manchem Gott
In vielen Sprachen beten
In Kathedralen und Moscheen –
Ich hörte singen und die Orgel rauschen,
Doch mocht ich keinem Lied so gerne lauschen,
Wie dem der Nachtigall
Beim Rosenstrauch,
Daheim in meinem Dorf.

Ich sah gar manchen Fluß
und fuhr durch viele Meere
Auf Schiffen voller Glanz und Pracht –
Da mußst ich oft an jenes Schiffelein denken,
Das ich mit kleinen Händen durfte lenken
Entlang dem Weidenbusch
Am kleinen Bach,
Daheim in meinem Dorf –

Und sah im Traum das Dorf –
Am Waldesrand im Tale –
Mich rief der Kirche Glockenschlag;
Im Wiesengrund hört ich das Bächlein singen,
Es wollt vor Weh mir fast das Herz zerspringen. –
Da trieb mich's heim zu dir
Mein stilles Tal,
Zu dir, mein kleines Dorf.

Doch wehe mir – kein Gruß,
Kein freudiges Erkennen –
Einst Freunde, trennt uns nun das Blut ...
In wildem Haß, mit drohender Gebärde
Vertriebt Ihr mich aus meiner Heimaterde –
Ich floh den Bach entlang
Beim Glockenklang –
O Du, mein kleines Dorf.

Julius Marx verließ Freudental während seiner Heilbronner Gymnasialzeit und hatte sich nach seinem Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg in Stuttgart als Geschäftsmann und Fabrikant niedergelassen. Seine Firma produzierte elektrische Autozubehörteile und hatte 700 Arbeiter. 1935 mußte er nach Zürich emigrieren, wo er bis zu seinem Tode 1970 lebte. In der Emigrationszeit unterstützte er vor allem Georg Kaiser, hatte aber auch enge Verbindungen zu Thomas Mann, Alfred Neumann, Max Brod und Bernhard Diebold. Seine zwei Tagebücher geben weitgehendst Aufschluß über sein Leben und vor allem auch über seine tiefe Verwurzelung in seiner Freudentaler Kinderheimat. Bei einem seiner Nachkriegsbesuche vermachte er der Ortsbücherei Freudental sein »Kriegstagebuch eines Juden« mit handschriftlicher Signierung. In Zürich schrieb er während der Hitlerdiktatur das unveröffentlichte Widerstands-drama »Pik Ass« und das Lustspiel »Herr Bergmann bezahlt«. Seine Bemühungen um die Gründung einer jüdischen Legion im 2. Weltkrieg dokumentierte er in dem Entwurf für ein dokumentarisches Fernsehspiel mit dem Titel »Die Legion der Verdammten«. Er schuf viele lyrische Gedichte und gründete auch den Filmverlag »Thema« in Zürich. Ein Großteil seines umfangreichen Nachlasses befindet sich im Archiv der Akademie der Künste in Berlin.²²⁰ Kurz vor seinem Tode konnte er noch seine Autobiographie »Georg Kaiser, ich und die anderen – alles in einem Leben – ein Bericht in Tagebuchform« veröffentlichen.

1966 kam er wieder einmal nach Freudental, um seinen Grabplatz dort auszusuchen. Er berichtete davon in seinem Tagebuch: »Und so blühen wieder die Apfelbäume links und rechts von der Straße. Ich fahre durch das Dorf bis zum Waldrand, zum »Hain der Buchen«, zum alten jüdischen Friedhof. Dort stand jetzt der Wagen, dampfend und heiß, wie ein Pferd nach scharfem Ritt, die Zügel übergeworfen, während ich wieder einmal durch die Grabreihen ging und nach einer besonders freien Stelle suchte, die mir bestimmt war. Ich hatte dabei stets die Vorstellung, meine Mutter begleite mich, vielmehr: als suche ich sie, als wollte ich wieder zu ihr zurück. Der Kreislauf soll sich dort schließen, wo er begann. Ich suche den Ort meines Grabes. Ich ließ mir Zeit, weil ich noch Zeit habe. Doch vielleicht steht einem die Zeit plötzlich nicht mehr zur Verfügung. Deshalb soll man rechtzeitig verfügt haben, solange man zu verfügen vermag. Heute will ich die Entscheidung treffen. Wie man sich bettet, so liegt man. Ich will gut liegen, wenn man einmal endgültig liegen muß. Ich will dann zu Hause sein, ich, der Ausländer, der Emigrant, der seine Remigration vorbereitet. Der Verwalter des Friedhofes ist der »junge« Fritz B., Sohn des längst verstorbenen »alten« Fritz B., der einst als Faktotum meines Vaters fungierte. Es hat seine Vorteile, mit dem Hausverwalter der letzten Wohnung auf Du und Du zu stehen. Ich zog ihn während meiner früheren Besuche dieses Ortes, während meiner Wohnungssuche für den Remigranten Julius Marx gern zu Rate. Er begleitete mich, dieser Gräbermakler. Er zeigte mir die Grabsteine. »Na, endlich was gefunden?« »Nein«, sage ich. »Da, diese Rasenfläche, nicht weit vom Grab Deiner Urgroßeltern, noch dazu mit bester Aussicht ringsum in die Gegend. Aber Dich kann man eh' nicht überzeugen, bis Du nicht glaubst, es selbst gefunden zu haben.« Er hat recht. Ich bin ein Querkopf, erst recht bei solcher Entscheidung. »Du wirst eh' der Letzte sein. Alle anderen sind vorausgegangen oder wurden vorausgeschickt. Dann, wenn es soweit ist, werde ich wieder unter ihnen sein, in der Lebensgemeinschaft der Toten, bei ihnen, von denen ich komme, mit denen ich lebte, selbst bei denen, die ich nicht kannte und die dennoch zu den Meinen zählen. Ich schreite das Geviert ab, das Fritz B. mit seinem Stock bezeichnet hat, ich schreite es ab wie ein Bauer, der einen neuen Acker erwirbt. Also hier! Gut! Wir gehen zum Bürgermeister und machen den Kauf perfekt. Die Sache wird registriert. Es ist mein erster und letzter Landerwerb. Der Nomade entschließt sich somit für das Projekt einer Dauersiedlung ... Solche Abschlüsse müssen begossen werden. Wir, die Beteiligten,



Abb. 8 Grabstein von Julius Marx 1970

trinken im Dorfwirtshaus unser »Viertel«. Der Wein schnürt mir die Kehle zu. Liegt es an mir? Liegt es am Wein? Es ist doch heimatlicher Wein, und ich habe gerade eben wieder Anrecht auf Heimatboden erworben, bin wieder ein Schwabe mit Schwabenland. – Das Dorfwirtshaus füllt sich. Es hat sich herumgesprochen, daß »s' Hirsche Julius« [sein Vater hieß Hirsch Marx] wieder da sei. Ich schüttle ihre Hände. Ich erkenne sie wieder. Ich sehe ihre Gesichter und versuche, hinter ihre Stirne zu blicken. Ich bin für sie eine Intervention der Vergangenheit. Es hat sich manches seit damals, vor allem seit 1933 ereignet, auch durch diese Schwaben, diese meine Landsleute. Ich frage nicht danach, und sie schweigen darüber. Sie wollen nichts beschönigen und ich nötige sie nicht. Ich bin zu Hause und will zu Hause sein ... »Mein kleines Dorf«, aus dem ich stamme, ist zwar nicht Zürich, wo ich jetzt wohne, nicht Stuttgart, wo einmal, wie man so sagt, meine Karriere begann, aber auch für viele Jahre zerbrochen wurde, nicht Paris, nicht Kairo, nicht Berlin, nicht New York, nicht Haifa und Jerusalem, wohin ich reiste, wo ich Erfolg buchen oder Rückschläge einstecken mußte, wo ich lebte und liebte und arbeitete, »mein kleines Dorf« ist vielmehr meine Lebenswahrheit, ist mein Anfang und wird mein Ende sein. .«²²¹

Am 17. Oktober 1970 verstarb Julius Marx in Zürich. Am 26. 10. brachte die »Neue Züricher Zeitung«²²² einen umfangreichen und beeindruckenden Nachruf aus der Feder seines Freundes und Verehrers Dr. Walter Huder. Was aber verschwiegen wurde, war sein Wunsch, daß er in Freudental beerdigt werden wollte. Ende Oktober wurde dann sein Wunsch erfüllt. Am offenen Grabe »im Hain der Buchen« verlas im Beisein von jüdischen Freunden Dr. Huder sein Gedicht und Bekenntnis zu seiner Heimat Freudental: »Mein kleines Dorf!«

1941 hatte die letzte Beerdigung stattgefunden, die von der jüdischen Gemeinde Freudental durchgeführt wurde. 1945/46 wurden noch die beiden polnischen Juden Jakob Nyss und Hirsch Harcyryk beerdigt, die im Freudentaler Schloß, welches damals ein Kranken- und Pflegeheim für »Displaced Persons« war, starben und die wahrscheinlich aus dem Konzentrationslager Vaihingen/Enz kamen. Somit war nun Julius Marx wirklich der letzte Freudentaler Jude, wie es sein Freund Fritz B. gesagt hatte, der heimkehrte.

Zu Besuch: ja, zum Leben: nein!

Manche der jüdischen Auswanderer kamen nach dem Krieg mehrmals nach Freudental, um die Gräber ihrer Eltern und Verwandten zu besuchen. I.S., der in Freudental geboren wurde, dann aber in der Weimarer Zeit sich im Heidelberger Raum verheiratete und 1936 nach Israel auswanderte, berichtete über seinen ersten Nachkriegsbesuch: »Als ich das erste Mal in Freudental war, war ich seelisch so erschüttert, daß ich überhaupt nichts wahrnehmen konnte und wie durch einen Schleier alles sah, so daß ich nach dem Besuch auf dem Friedhof fluchtartig den Ort meiner Geburt verließ.« Trotzdem kam er 1979 wieder auf den Friedhof und besuchte auch den Freudentaler Bürgermeister. Leben möchte er nicht mehr hier: »Uns Juden aus Deutschland hat man zuviel seelisches Leid zugefügt, als daß wir in Deutschland noch leben könnten, zu Besuch ja, zum Bleiben nein!« Und wenn er seine Schwester an Freudental erinnert, antwortet sie ihm ablehnend: »Ach, laß mich mit Freudental in Ruhe.« So sagen es einige und denken es viele, die Angehörige durch die nationalsozialistische Gewaltherrschaft verloren haben. Sie liebten und lieben ihre Heimat zum Teil noch heute und können es immer noch nicht fassen, daß sie aus einer Gemeinschaft, zu der sie sich zugehörig glaubten und fühlten, nicht nur ausgestoßen, sondern auch vernichtet werden sollten und auch wurden.

Und die Freudentaler?

Die Gemeindeverwaltung pflegt den jüdischen Friedhof, läßt das Gras mähen und sorgt dafür, daß keine Grabsteine umfallen. Manche sagen, daß er jetzt besser aussehen würde als in der Weimarer Zeit. 1975 wurde das Gebäude Strombergstraße Nr. 25 – das sog. Judenschlößle, restauriert, das Fachwerk und der Verputz gerichtet. Das Judenschlößle ist neben dem Schneck der letzte Teil des oberen Schlosses. Juden wohnten aber im 20. Jahrhundert nicht mehr in diesem Gebäude. 1962 stellte Martin Scharfe eine weitgehend ins volkskundlich gehende Arbeit »Die Juden in Freudental, Kr. Ludwigsburg« zusammen, bei der die Zeit der Naziherrschaft recht kurz abgehandelt und auf das Verhältnis zwischen den Bevölkerungsgruppen in dieser Zeit kaum eingegangen wurde. Ganz unverbindlich formuliert er am Schluß: »Am Kriegsende waren dann keine Juden mehr in Freudental; in den folgenden Jahren kamen aber immer wieder ehemalige Freudentaler auf Besuch in ihre alte Heimat. Noch eine ganze Reihe von Familien steht in gelegentlicher Verbindung mit alten Nachbarn.«²²³ 1963 erschien im 3. Heft des Zabergrävereins Theodor Bolays Aufsatz »Freudental«. Diese auf die jüdische Frühgeschichte sehr gründlich eingehende Arbeit ist aber bei der Schilderung der Nazizeit genauso kurz und knapp. Unter »Abwanderung der Juden« heißt es da lapidar zum Schluß: »Am 8. April 1942 verließ der letzte Jude die Gemeinde Freudental.«²²⁴ Zwar wird im vorstehenden Text von Verschleppung gesprochen, aber die klare Aussage der Ermordung wird vermieden. Auf der vorletzten Seite werden alle Gefallenen und Vermissten von 1870–1945 aufgelistet, nur die vier jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkrieges fehlen. Sie fehlen übrigens auch auf der Gefallenengedenktafel der bürgerlichen Gemeinde. Kein Wunder, daß das Thema »Juden« in Freudental bald kein Thema der Dorfgemeinschaft mehr war, kamen ja auch Heimatvertriebene und Flüchtlinge in das Dorf, die

bald neue – aber im Prinzip gar nicht so andere – Probleme schufen. Und vielleicht waren einige Freudentaler ganz froh, daß das Thema Juden abgeschlossen zu sein schien – so wie es die Nazis schon wollten. Alle in Jeggles Arbeit aufgeführten Phänomene über das Entschuldigen, Verdrängen und Beschönigen der nationalsozialistischen Vergangenheit treffen mehr oder weniger auf alle Judenorte zu.²²⁵

1967 schrieb Julius Marx an den damaligen Freudentaler Bürgermeister: »Ich freue mich immer wieder, feststellen zu können, daß unter Ihrem wohltuenden Einfluß eine moralische Wiedergutmachung erfolgt, die ihren schönsten Ausdruck in der Pflege des jüdischen Friedhofes gefunden hat. Es wäre schön, wenn früher oder später auch die Synagoge einer anderen Zweckbestimmung zugeführt werden könnte, als dies gegenwärtig der Fall ist.«²²⁶

Restaurierung des Synagogengebäudes

Anfang Oktober 1979 sah es so aus, als ob das Ende der Freudentaler Synagoge gekommen sei. Der Gemeinderat beschloß, den Eigentümer zu unterstützen, wenn dieser »gegebenenfalls einen Abbruchantrag stelle«. Der Gegenvorschlag, das Gebäude für 2 Millionen DM zu renovieren, wurde abgelehnt. Da es sich hier eben nicht um irgendein Freudentaler Haus handelte, sondern um das letzte sichtbare Zeichen der jüdischen Mitbürger Freudentals – wenn man von dem außerhalb des Ortes gelegenen Friedhof absieht – wurde dieser Gemeinderatsbeschuß rasch ein Politikum, für den sich auch die Medien interessierten. Zahlreiche Leserbriefe gingen ein und eine Initiativgruppe zur Erhaltung der Synagoge bildete sich. Das Gebäude befand sich allerdings in einem so erbärmlichen Zustand, daß es ein Schandfleck für das Ortsbild war und jeder Betrachter den Eindruck bekommen mußte, es werde beim nächsten Sturm einstürzen. Der Gemeinderatsbeschuß hatte den Erfolg, daß jedermann einsah, mit dem Gebäude muß jetzt etwas geschehen. Mit dem Beschuß war auch urplötzlich die ungeliebte Vergangenheit wieder ins Licht der Gegenwart gerückt. Einige Kritiker warfen dem Gemeinderat sogar vor, er wolle Freudentaler Geschichte mit der Spitzhacke bewältigen. Der Bürgermeister wehrte sich, in irgendeine antisemitische oder rechtsradikale Ecke gedrängt zu werden und wollte die Entscheidung losgelöst von der deutsch-jüdischen Geschichte seines Ortes verstanden wissen. Die Israelitische Kultusgemeinde zeigte kein Interesse an der ehemaligen Synagoge, wie auch Irwin Stein damals dem Freudentaler Bürgermeister schrieb, man solle sie abreißen und einen Gedenkstein an ihre Stelle setzen.

Die katholische und evangelische Kirche veranstalteten unter Mitwirkung des Gemeindevorstehers Aron Poolmann aus Amsterdam einen Gedenkgottesdienst mit anschließendem Schweigemarsch von der evangelischen Kirche Freudentals über den jüdischen Friedhof zur ehemaligen Synagoge.

Im April 1980 versuchte der Verfasser in einem historischen Vortrag innerhalb der Initiativgruppe darzustellen, warum das Synagogengebäude als baugeschichtliches Denkmal für Freudental, aber auch für die württembergische Landesgeschichte ein unverzichtbares Beispiel schwäbisch-jüdischer Geschichte und Schicksalsgemeinschaft sei. Am 14. Juli 1980 wurde dann der »Förder- und Trägerverein ehemalige Synagoge Freudental e.V.« gegründet. Zweck dieses Vereins ist es seither:

1. Die ehemalige Synagoge Freudental und ihre unmittelbare Umgebung sollen erhalten werden.
2. Das historische, unter Denkmalschutz stehende Gebäude soll einer angemessenen Nutzung zugeführt werden.
3. Informationen über die Geschichte der jüdischen Gemeinde Freudental sowie ihre Bedeutung sollen gesammelt und erforscht werden, um sie einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.²²⁷

Im März 1981 konnte der Verein für 110 000 DM die ehemalige Synagoge vom seitherigen Besitzer kaufen und somit auch einen eventuellen Abbruch verhindern. Gleichzeitig wurden Bauaufnahmen durchgeführt sowie Planungen einer Restaurierung entworfen. Genau 43 Jahre nach der sog. »Kristallnacht« ließ der Förderverein im November 1981 in einer schlichten Feierstunde eine Gedenktafel an der Außenwand der ehemaligen Synagoge anbringen. Der Text lautet: »Dieses historische Gebäude war von 1770 bis 1938 die Synagoge der Gemeinde Freudental. Es steht seit 1927 unter Denkmalschutz. 1723 kamen die ersten jüdischen Familien hierher. Hier lebte eine bedeutende jüdische Gemeinde. Unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurden 1941 die letzten jüdischen Mitbürger deportiert. Ihnen zur ehrenden Erinnerung, uns zur bleibenden Mahnung«. Weiter führte der Verein mehrere Veranstaltungen im Synagogengebäude durch, um das landesweite Interesse an der Erhaltung zu fördern. So war 1982 der bekannte Jerusalemer Religionsphilosoph Schalom Ben-Chorin zu einem Vortrag in Freudental. Viele namhafte Persönlichkeiten unterstützten die Bemühungen, das Gebäude zu erhalten.

Im Herbst 1982 bildete sich das »Pädagogisch-Kulturelle Centrum Ehemalige Synagoge Freudental e.V.«, welches sich zur Aufgabe stellen will, das Synagogengebäude zu nutzen. Die Ziele des PKC sind:

1. Erschließung der Geschichte des Judentums in Deutschland, sowie seiner kulturellen und gesellschaftlichen Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart.
2. Bewußtmachung der Ursachen und Auswirkungen des Antisemitismus und Antijudaismus in Theologie, Kirche und Gesellschaft, insbesondere in der Zeit des Nationalsozialismus.
3. Erinnerungsarbeit mit jungen Menschen zur jüngeren deutschen Geschichte.
4. Förderung des Gespräches zwischen der jungen, mittleren und älteren Generation über ihre Erfahrungen aus Geschichte und Politik mit dem Ziel einer neuen Dialogfähigkeit, Förderung und Vertiefung des Gespräches zwischen Christen und Juden in unserem Land.
5. Abbau von Vorurteilen gegenüber Minderheiten und Menschen anderer Nationalität.
6. Förderung der Völkerverständigung.
7. Schulungen, Seminare und Tagungen der Jugendarbeit und Erwachsenenbildung.
8. Ausstellungen und Veranstaltungen, die im Zusammenhang mit den obengenannten Themen stehen.
9. Aufbau und Unterhaltung einer Dokumentation mit Kultgegenständen und Schriften der ehemaligen jüdischen Gemeinde Freudental.²²⁸

Das letzte Kapitel zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Freudental soll enden mit der Frage nach der Kollektivschuld, wie es der erste Bundespräsident Theodor Heuss nannte, und der Wiedergutmachung. Der Verfasser hat hier ganz bewußt die Zielvorstellungen des PKC aufgeführt, weil er in diesem Programm eine mögliche Beantwortung dieser Frage sieht. Wiedergutmachung von Schuld an ehemaligen jüdischen Freudentalern und 6 Millionen deutschen und europäischen Juden ist unmöglich. Und auch wenn die Generation der Täter und Opfer gestorben sein wird, bleiben die Ereignisse unauslöschbar und die nachfolgenden Generationen müssen, ob sie es wollen oder nicht, an der Schuld ihrer Väter mittragen und vielleicht auch mitleiden, obwohl sie juristisch unschuldig sind. Weder die Generation der Täter kann die Geschehnisse wieder gutmachen, noch können die nachfolgenden Generationen diese bewältigen. In Yad Washem, der zentralen Gedenkstätte für alle jüdischen Opfer während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Jerusalem steht der Satz »Verdrängen hält die Erlösung auf, sich erinnern bringt sie näher«. Dieser Satz gilt nicht nur für die Hinterbliebenen der Opfer, sondern auch für uns in Freudental und Deutschland.

Anmerkungen

- 154 Schirpf, Michael: »Die nationalsozialistische Machtergreifung in Bietigheim, Bissingen und Untermerberg«, in Blätter zur Stadtgeschichte Heft 1, 1983, S. 48f.
155 Vgl. Kapitel 4: »Der aufkommende Antisemitismus«, S. 132.
156 Gemeindearchiv B 201, S. 303/304, Gemeinderatsprotokoll vom 28. 3. 1933.
157 Gaiser, Karl: »Freudental Orts-Geschichte« 1944, S. 33.
158 Vgl. Kapitel 4: »Der aufkommende Antisemitismus«, S. 131.
159 Gemeindearchiv B 201, S. 313/314, Gemeinderatsprotokoll vom 5. 5. 1933.
160 Enz- und Metterbote Bietigheim vom 31. 3. 1933.
161 Enz- und Metterbote Bietigheim vom 13. 4. 1933.
162 HStAS, J 355 Bü 33/10 (3. 7. 1933).
163 HStAS, J 355 Bü 33/16 (27. 4. 1933).
164 Gemeindearchiv B 201, S. 325/326, Gemeinderatsprotokoll vom 19. 7. 1933.
165 Gemeindearchiv B 201, S. 372, Gemeinderatsprotokoll vom 11. 10. 1934.
166 Jeggle, S. 303.
167 Nebel, Th., »Die Geschichte der jüd. Gemeinde in Talheim«, 1962, S. 38.
168 Brief vom 5. 1. 1984 an den Verf.
169 HStAS, J 355 Bü 269/21.
170 HStAS, J 355 Bü 269/21.
171 Einwohnerverzeichnis des Oberamtes Besigheim, 1935 (Stadtarchiv Bietigheim).
172 HStAS, J 355 Bü 236.
173 Gaiser, S. 31.
174 HStAS, J 355 Bü 209 (»Flammenzeichen« Nr. 16/1937 Seite 4).
175 »Schwäbische Tageszeitung« vom 6./7. 12. 1937.
176 vgl. Anm. 168.
177 Tänzer, S. 140/141.
178 HStAS, J 355 Bü 270/12 u. 13 (jüd. Schule).
179 HStAS, J 355 Bü 269 (Kindertransporte).
180 HStAS, J 355 Bü 255, siehe auch Angabe 84.
181 vgl. Anm. 157.
182 HStAS, J 355 Bü 269/17 und 19.
183 Küenzlen, Walther »Zuweilen Wasser, zuweilen Wein«, 1980, S. 22: Der dort angegebene historische Inhalt kann nicht stimmen.
184 HStAS, J 355 Bü 269/26.
185 HStAS, J 355 Bü 269/26.
186 HStAS, J 355 Bü 269/13.
187 HStAS, J 355 Bü 33 und Gemeindearchiv Freudental A 945.
188 siehe Gesamtstatistik.
189 vgl. Anm. 122.
190 Gaiser, S. 32.
191 »Völkischer Beobachter« vom 10. 11. 1938, S. 1.
192 Gemeindearchiv Freudental A 945.
193 Keil, H. »Dokumente über die Verfolgung der jüd. Bürger von Ulm/Donau« Ulm 1961, Band 2, Nr. 304a/b.
194 HStAS, J 355 Bü 253.
195 HStAS, J 355 Bü 219.
196 Gemeindearchiv A 945.
197 Ebd.
198 Ebd.
199 HStAS, J 355 Bü 209.
200 Dokument N6-2586 des Internationalen Gerichtshofes Nürnberg.
201 HStAS, J 355 Bü 262.
202 HStAS, J 355 Bü 236.
203 Wenke, Bettina »Interviews mit Überlebenden«, Stuttgart 1980, S. 181-184.
204 Bolay, Theodor S. 75.
205 zusammengestellt aus den Einzelakten in HStAS, J 355 Bü 33 und Gemeindearchiv A 945.
206 HStAS, J 355 Bü 219.
207 Gemeindearchiv Freudental A 945.
208 Ebd.
209 Ebd.
210 siehe Kapitel »Der neue jüdische Friedhof« und Anm. 87.

- 211 Gemeindearchiv Freudental A 945.
 212 Gaiser, S. 32.
 213 Militärregierungsgesetz 59, Regierungsblatt der Militärregierung Württemberg-Baden 1948, Nr. 1, S. 1–33.
 214 Entschädigungsgesetz, Regierungsblatt der Regierung Württemberg-Baden 1949, Nr. 20, S. 187–196.
 215 Gemeindearchiv Freudental A 943.
 216 Sauer, Paul: »Die ehem. Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern«, 1966, Bildteil Nr. 44–46.
 217 Ebd.
 218 Sauer, Paul: »Schicksal der jüdischen Bürger Baden-Württemberg«, Veröffentlichung der Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg, 1966–1968, Band 16–21.
 219 Bietigheimer Zeitung Nr. 148/1967.
 220 Dr. Huder, Walter, Berlin, vom 22. 4. 1982 aus einem Brief und Zeitungsausschnitten.
 221 Marx, Julius, S. 7–10.
 222 »Neue Zürcher Zeitung« vom 26. 10. 1970, S. 27.
 223 Scharfe, S. 9.
 224 Bolay, S. 75 und 79.
 225 Jeggle, S. 317ff.
 226 Bietigheimer Zeitung Nr. 148/1967.
 227 Aus der Satzung des Träger- und Fördervereins.
 228 Aus der Satzung des PKC.

7. Anhang

Zeittafel zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Freudental

- 1723 1. Zobel'scher Schutzbrief
für Vorsteher Seligmann Wolffen und 6 Familien
1. Friedhof im Alleefeld
- 1727 Reichsgräfin v. Würben wird Besitzerin Freudentals
- 1729 Rescript über Handelserlaubnis
- 1731 Judenedikt der Reichsgräfin v. Würben für Vorsteher Levin Fränckel und
24 Familien
- 1735 Herzog von Württemberg wird Besitzer Freudentals
- 1738 Erste Namensliste: 15 Familien mit 55 Kindern = 101 Personen
- 1747 Bestätigung des Judenedikts für Vorsteher David Ulmann
- 1750 Erste Synagoge im Bereich des oberen Schlosses
- 1755 18 Familien
- 1757 22 Familien
- 1769–1817 Rabbiner Alexander Nathan Elsässer
- 1770 Synagogenbau im Stil des Temple de Charenton
- 1796 37 Familien (50%)
- 1800 40 Familien mit 207 Personen
- 1802 46 Familien mit 48 Haushaltungen und 186 Personen
- 1805 Freudental wird in das Königreich Württemberg eingegliedert
- 1811 Anlage des zweiten Friedhofes am oberen Steinbach
- 1812 König Friedrich I von Württemberg in Freudental
- 1815 236 Personen

- 1816 Erste jüdische Volksschule in Württemberg unter Baruch Elsässer
- 1821–1834 »Wunderrabbi« Joseph Maier aus Schnaittach (bis 1861 als »Rabbiner-assessor«)
- 1825 jüdische Nachnamen in Freudental
- 1828 Württembergisches Emanzipationsgesetz
- 1832 359 Personen
- 1834–1838 Rabbiner Henlen Juda Manasse
(erster beamteter württembergischer Rabbiner)
- 1838 354 Personen (44%)
- 1838–1841 Rabbiner Dr. Hirsch Maier
- 1841–1843 Rabbiner Amson Löw
- 1843 345 Personen
- 1844–1856 Rabbiner Grünewald Seligmann
- 1847 75 Familien mit 49 Kindern: 358 Personen
- 1851 364 Personen (42%)
- 1857–1887 Rabbiner Dr. Moses Haas (letzter Freudentaler Rabbiner)
- 1861–1880 Auswanderungswelle: 27 Personen in die USA
- 1862 49 Familien mit 377 Personen
- 1864 volle bürgerliche Gleichberechtigung
- 1865 356 Personen
- 1886 37 Familien mit 31 Kindern: 214 Personen
- 1888 Stuttgarter Rabbiner Dr. Stoßel betreut Freudental, die Lehrer werden als Rabbinatsstellvertreter mit Aufgaben des Rabbiners betreut
- 1894 188 Personen
- 1895 kleine Friedhofserweiterung
- 1904 144 Personen
- 1908 große Friedhofserweiterung
- 1910 72 Personen, bei einer Gesamteinwohnerzahl von 556
- 1912 Israelitische Religionsgemeinschaft wird Körperschaft öffentlichen Rechtes unter Aufsicht des Ministeriums für Kirchen- und Schulwesen
- 1914–1918 21 Freudentaler Juden werden Kriegsteilnehmer, 4 davon fallen im Krieg
- 1924 die Religionsgemeinde Freudental mit Zaberfeld kommt endgültig zum Bezirksrabbinat Stuttgart
- 1925 60 Personen (10%)
- 1933 70 Personen,
56,7% aller Freudentaler wählen die NSDAP, Beginn der Unterdrückung der jüdischen Minderheit durch die nationalsozialistische Gewaltherrschaft
- 1935 Einrichtung einer jüdischen Privatschule
- 1937–1942 41 Personen wandern wegen der nationalsozialistischen Unterdrückung aus
- 1938 51 Personen (mit Juden aus Mühlacker und Zaberfeld)
Schändung der Synagoge, 6 Thore-Rollen werden verbrannt, Verhaftungen
- 1939 noch 7 männliche Personen,
Auflösungsverordnung für die jüdischen Religionsgemeinden

- 1941 Zwangsverkäufe, Wohnungszusammenlegungen, Judenstern, noch 14 Personen
- 1941–1942 Deportationen in Zwischenlager, nach Stuttgart-Killesberg, Riga und andere KZs
- 1943 Verkauf jüdischen Eigentums
- 1945 8. April: Französische Truppen besetzen Freudental

Anmerkung: Die Personenangaben stammen aus den im Text angegebenen Quellen. Die Zahlenangaben nach K. Gaiser und Theodor Bolay können nicht stimmen.

Verzeichnis der Lehrer und Vorsänger in Freudental, Schulgeschichte

- vor 1809 ein Lehrer aus Fürth und der Sohn des Vorsängers Gabriel Mandel als Hauslehrer
- 1812 Lehrer Samuel Maier
- ab 1816 1. *jüdische Volksschule in Württemberg*
- 1816–1835 Lehrer Baruch Alexander Elsässer, Christlicher Provisor Möhrle aus Baiersbronn, ab 1824 Lehrer Luig aus Stetten am Heuchelberg
- ab 1825 *Private konfessionelle Elementarschule* mit Lehrer Baruch Alexander Elsässer (bis 1835) und christlichem Lehrer Jakob Andreas Sammet
- ab 1836 *Staatliche isrealitische Konfessionsschule*
- ab 1847 Lehrer und Vorsängeramt in einer Hand
- 1847–1861 Lehrer Levi
- 1861–1864 Lehrer Ludwig Stern (Gabiah ben Psisah)
- 1862 Strombergstraße 16 Rabbinats- und Schulhaus
- 1864–1866 Lehrer Weil
- 1868–1877 Lehrer Rothschild
- 1879–1886 Lehrer Kahn
- 1885 Umbau des Rabbinats- und Schulhauses
- bis 1890 Lehrer Felix Wolff aus Talheim
- 1890–1891 Lehrer Samuel Rosenberger
- 1891–1904 Lehrer Leopold Friedmann, Laupheim
- 1904–1908 Lehrer Alexander Adelsheimer
- ab 1912 *Freiwillige israelitische Konfessionsschule*
- 1912–1918 Oberlehrer Spatz
Hauptlehrer Joseph Wolkenmark/Lehrer Berlinger
- ab 1920 Ende der jüdischen Schule
- 1932–1938 Lehrer Simon Meisner
- 1935–1938 *Jüdische Privatschule Freudental*

Verzeichnis der jüdischen Auswanderer zwischen 1820 und 1900

Name, Vorname	geboren	Auswanderungs- jahr	land
Aron, Hermann	5. 12. 1880	1903	Trinidad
Berlinger, Abraham	14. 01. 1859	1875	Nordamerika
Berlinger, Gerson		1887	New York
Berlinger, Joseph		1887	New York
Horkheimer, Bernhard	22. 12. 1852	1866	Amerika
Horkheimer, Henriette		1867	Nordamerika
Horkheimer, Julius		1871	Nordamerika
Horkheimer, Morris		1868	Nordamerika
Horkheimer, Moritz	9. 02. 1849	1868	Illinois
Kahn, Emanuel	4. 12. 1844	1866	Pennsylvanien
Kahn, Ernestine	17. 07. 1847	1869	Bayern
Kahn, Gustav		1888	?
Kahn, Louis		1889	?
Kahn, Samuel	27. 07. 1827	1853	?
Levi, Caroline	4. 05. 1850	1866	Amerika
Levi, Carl	13. 10. 1849	1866	Nordamerika
Levi, Eugen		1883	?
Levi, Henlein		1874	Nordamerika
Levi, Joseph		1869	Nordamerika
Levi, Josef	28. 01. 1863	1879	Nordamerika
Levi, Leopold		1869	Schweiz
Levi, Louis	20. 04. 1855	1871	Nordamerika
Levi, Max	1. 10. 1856	1872	Nordamerika
Levi, Max	18. 02. 1858	1874	Nordamerika
Levi, Rike		1869	Baden
Levi, Sara		1825	Baden
Levi, Samuel	25. 04. 1843	1867	Amerika
Levi, Seligmann	29. 11. 1864	1880	Nordamerika
Löwe, Jakob	28. 05. 1859	1875	Nordamerika
Löwe, Josef		1869	Schweiz
Löwe, Max mit Familie		1869	Rheinbayern
Löwenthal, Löw	19. 10. 1841	1857	Nordamerika
Löwenthal, Rachel	26. 06. 1825	1867	Nordamerika
Maier, Ludwig		1869	Schweiz
Marx, Heinrich	10. 10. 1848	1867	England
Marx, Max	25. 11. 1855	1872	England
Marx, Max	17 Jahre	1870	Nordamerika
Marx, Mina		1829	Baden
Marx, Mündel		1841	Baden
Mayer, Isaak		1843	Hessen
Mayer, Marx		1869	Schweiz
Mayer, Moritz		1870	Preußen
Mayer, Seligmann	10. 08. 1847	1867	Amerika
Mandel, Gabriele		1820	Baden
Roth, Ludwig		1869	Schweiz

Samuel, Rebeka		1827	Baden
Stein, Abraham	28. 05. 1865	1879	Nordamerika
Stein, Bernhard	30. 08. 1863	1879	Nordamerika
Stein, Gechar		1875	Nordamerika
Stein, Jeanette		1858	North Carolina
Stein, Jakob	30. 04. 1855	1871	Nordamerika
Stein, Leopold	16. 09. 1861	1875	Nordamerika
Stein, Nannette		1858	North Carolina
Stein, Simon	15 Jahre	1870	Nordamerika
Wolf, Gemendel		1838	Baden

*Verzeichnis aller jüdischen Bürger Freudentals
ab 1933 bis 1942 und deren Verbleib.*

Anmerkung:

Die Namen sind alphabetisch nach Familien geordnet. Ein durchgehender Querstrich beendet eine Familie. Zum Vergleich Gesamtstatistik bei Anm. 205 beachten.

Erklärungen:

** = verheiratet mit . . .

(S) = Sohn des . . .

(T) = Tochter des . . .

f.t.e. = für tot erklärt

	Name Geburtsname	Vorname	Geburtstag Geburtsort	Beruf Aufg. in Gem.	Wohnung in	Aufenthalt in F. bis:	Zwischen- aufenthalt	Auswanderung, Deportation	Bemer- kungen
1	Blum ** und ge- schieden	Josef	15. 1. 1897 Freudental	Viehhändler	Hauptstr. 8	Jan. 1939	1933 KZ Heu- berg 1938 KZ Bu- chenwald 1938 in Thü- ringen, Berlin	Juli 1939 Argentinien	
2	Blum Marx	Martha	30. 3. 1898		Hauptstr. 8	1935 nach Ludwigsburg	—	wahrscheinlich ausgewandert	
3	Blum	Florence (T)	?			"	—	"	
4	Blum **	Moritz	1. 9. 1895 Freudental	Pferdehändler und Landwirt	Gartenstr. 2, Hauptstr. 8	Juni 1938 Neuendorf		Juni 1939 Argentinien	
5	Blum Steinhardt	Ida	23. 3. 1894 Estenfeld	in jüd. Ge- meindelokal und Altersheim Sontheim	"		1938 Thüringen Sontheim	Juni 1939 Argentinien	
6	Blum	Helmut (S)	5. 12. 1921 Stuttgart	Schreinerlehr- ling	"		—	Juni 1939 Argentinien	
7	Blum	Walter (S)	24. 11. 1925 Freudental		"		Niederstetten	"	
8	Blum	Willi (S)	28. 8. 1928 Freudental		"		"	"	
9	Falk Herrmann	Rosa	23. 11. 1875 Freudental	Manufaktu- renhandel	Seestr. 21	verstorben 29. 1. 1940 in Freudental			kein Grab- stein
10	Falk verh. Bleicher	Betti (T)	6. 12. 1895		Seestr. 21		—	Mai 1938 Niederlande	dann Australien

	Name Geburtsname	Vorname	Geburtstag Geburtsort	Beruf Aufg. in Gem.	Wohnung in	Aufenthalt in F. bis:	Zwischen- aufenthalt	Auswanderung, Deportation	Bemer- kungen
11	Herrmann ** 2. Ehe	Moritz	25. 8. 1874 Freudental	Landwirt	Strom- bergstr. 11	bis 8. 4. 42	Dellmensingen	22. 8. 1942 KZ Theresienstadt und Auschwitz	29. 5. 44 f.t.e.
12	Herrmann Rosenfeld	Sidone	18. 3. 1895 Korb		"	bis 8. 4. 42	"	22. 8. 1942 KZ Theresienstadt und Auschwitz	29. 5. 44 f.t.e.
13	Herrmann verh. Hoppe	Lina (T)	?		"			1939 USA	nach dem Krieg in Freudental gewesen
14	Herrmann	Julius (S)	11. 9. 1907	Landwirt	"			Dez. 1937 USA	
15	Herrmann	Adolf (S)	14. 6. 1923 Freudental	landwirtsch. Gehilfe	"	März 1939		April 1939 Belgien, KZ Auschwitz	f.t.e.
16	Hochherr verh. Kaufmann	Gretel	19. 12. 1913			n. 1933-37 verzogen nach Heilbronn		wahrscheinlich ausgewandert	
17	Jordan	Sofie	25. 8. 1877 Freudental	Pflegerin	Schloßstr. 3	28. 2. 1941 verstorben in Freudental			kein Grab- stein
18	Jordan Röselsheimer	Clara	12. 8. 1880 Nordstetten	Witwe	Hauptstr. 18	bis 26. 11. 41	S-Killesberg	1. 12. 1941 KZ Riga	f.t.e.
19	Jordan **	Erich (S)	23. 4. 1909 Freudental	Viehhändler	"	1937-39 Stuttgart		1941 über Spanien nach USA ausge- wandert	
20	Jordan Metzger	Trude	?		"	?		dto.	

	Name Geburtsname	Vorname	Geburtstag Geburtsort	Beruf Aufg. in Gem.	Wohnung in	Aufenthalt in F. bis:	Zwischen- aufenthalt	Auswanderung, Deportation	Bemer- kungen
21	Jordan **	Julius	5. 9. 1890		Hauptstr. 18 Strom- bergstr. 25	ab 1936 in Ludwigsburg		1937 nach New York ausgewan- dert	
22	Jordan Barth	Nanette			Pforzheimer Str. 15	"		dto.	
23	Jordan	Ruth (T)	2. 11. 1922			"		dto.	
24	Jordan	Heinz (S)	2. 5. 1926			"		dto.	
25	Krämer Marx	Herta	9. 12. 1888 Freudental		nach 1935 in Freudental	bis 21. 1. 1940 verzogen nach?		wahrscheinl. deportiert	
26	Laser	Sigmund	3. 7. 1876 Freudental	Synagogen- diener	Strom- bergstr. 11	bis 4. 5. 1942	1939/40 Sontheim 1942 Eschenau	22. 8. 1942 KZ Theresien- stadt und Maly Trestinec	26. 9. 42 tot
27	Levi	Ernestine	19. 7. 1873	Witwe	Pforzheimer Str. 3	verzogen nach Ludwigsburg und Stuttgart	April 1941 Sontheim 15. 5. 1941 S-Killesberg	deportiert	f.t.e.
28	Levi	Irwin (S)			"	verzogen nach Mannheim		1938 ausgewandert	
29	Levi	Sofie	15. 2. 1879 Freudental	Witwe	Seestr. 21 Schloßstr. 5	verzogen nach Ludwigsburg und Stuttgart		vielleicht nach Argentinien ausge- wandert	
30	Levi Kirchhausen	Selma (T)		Haustochter	"	"		dto.	

	Name Geburtsname	Vorname	Geburstag Geburtsort	Beruf Aufg. in Gem.	Wohnung in	Aufenthalt in F. bis:	Zwischen- aufenthalt	Auswanderung, Deportation	Bemer- kungen
31	Löwe	Auguste	3. 9. 1871 Freudental	(gelähmt)	Schloßstr. 3	bis 28. 2. 41	Dellmensingen	22. 8. 1942 KZ Theresienstadt	9. 9. 1942 tot
32	Löwenstein Wertheimer	Berta	11. 1. 1876 Freudental		zugezogen 1935	14. 2. 1941 nicht mehr in Freudental		Juni 1941 USA	
33	Manasse	Abraham	7. 7. 1853 Talheim	Kleinvieh- händler	Seestr. 18	8. 7. 1933 ver- storben in Freudental			
34	Mayer	Reinhard		landw. Volontär	Strom- bergstr. 11 bei Herrmann	1938	verzogen vor März 1939	vermutlich nach Israel ausgewan- dert	
35	Marx Hirschmann	Gustel	20. 8. 1858		?	Anfang 1939 noch in Freu- dental		in die Niederlande ausgewandert	
36	Marx **	Max, A.	1852	Handelsm.	Pforzheimer Str. 4	14. 6. 1933 ver- storben in Freudental			
37	Marx Hangewitz	Regine	15. 2. 1866 Burghaslach	Witwe	"	bis 20. 5. 1940 in Freudental	Sontheim Eschenau	22. 8. 1942 KZ Theresienstadt	10. 12. 42 tot
38	Marx	Ludwig (S)	8. 2. 1897 Heilbronn		"	verzogen nach Heilbronn		Juli 1939 nach Luxemburg und Frankreich ausge- wandert	
								4. 3. 1943 KZ Lublin- Majdanek	f.t.e.

	Name Geburtsname	Vorname	Geburtstag Geburtsort	Beruf Aufg. in Gem.	Wohnung in	Aufenthalt in F. bis:	Zwischen- aufenthalt	Auswanderung, Deportation	Bemer- kungen
39	Marx **	Samuel	8. 6. 1894		Bietigheimer Str. 5 (?)	noch nach 1933 in Freu- dental, ver- zogen		Niederlande, aus- gewandert, KZ Sobibor	20. 7. 43 tot
40	Marx Gottlieb	Karoline	5. 6. 1896		"	dto.		dto.	25. 5. 43 tot
41	Marx **	Max	1. 4. 1889	Vertreter bei Rosenthal		noch nach 1933 in Freu- dental, verzo- gen nach Lud- wigsburg	1933 KZ Heu- berg, 1938?	1938 nach Israel ausgewandert	
42	Marx Stein	Bella	14. 11. 1896			dto.	dto.	dto.	
43	Marx	Samuel (S)				dto.	dto.	dto.	
44	Marx	(Tochter)				dto.	dto.	dto.	
45	Meisner	Simon	17. 11. 1912 Sniatyn	Volksschul- lehrer u. Vor- sänger	Strom- bergstr. 11	1932-38	?	Januar 1939 nach Belgien ausgewan- dert	
46	Metzger	Johanna	4. 7. 1905 Fußgönheim		Strom- bergstr. 16, Hauptstr. 9	zugezogen nach 1933, bis 26. 11. 41 in Fr.	S-Killesberg	1. 12. 41 KZ Riga	f.t.e.
47	Ottenheimer Marx	Lina	20. 6. 1885			zugezogen nach 1935, An- fang 1933 noch in Freudental		nach den Nieder- landen und Lon- don ausgewandert	

	Name Geburtsname	Vorname	Geburtstag Geburtsort	Beruf Aufg. in Gem.	Wohnung in	Aufenthalt in F. bis:	Zwischen- aufenthalt	Auswanderung, Deportation	Bemer- kungen
48	Rosenfeld	Max	16. 11. 1887 Korb		Strom- bergstr. 16 Strom- bergstr. 2	zugezogen nach 1935, bis 26. 11. 41 in Freudental	S-Killesberg	1. 12. 1941 KZ Riga	f.t.e.
49	Rosenfeld Marx	Selma	18. 4. 1898		Strom- bergstr. 2	zugezogen nach 1935	15. 6. 1941 Heilbronn	1. 12. 1941 KZ Riga	f.t.e.
50	Rosenfeld	Bertel (T)	23. 8. 1929 Halsdorf		"	zugezogen nach 1935	15. 6. 1941 Heilbronn	1. 12. 1941 KZ Riga	f.t.e.
51	Rosenfeld	Hermann (S)	17. 5. 1923 Halsdorf		"	zugezogen nach 1935, bis 26. 11. 41 in Freudental	S-Killesberg	1. 12. 1941 KZ Riga	f.t.e.
52	Rosenfeld **	Sigmund				zugezogen um 1938		August 1938 Niederlande aus- gewandert	
53	Rosenfeld	(Ehefrau)				dto.		dto.	
54	Rosenfeld	(Kind)				dto.		dto.	
55	Spatz Levi	Ernestine		Witwe, Kolonial- warenladen	Pforzheimer Str. 8	noch am 11. 11. 1938 in Freudental		Dezember 1938 Guatemala ausge- wandert	
56	Spatz	Irma (T)			"	dto.		dto.	
57	Spatz	Moritz (S)			"	verzogen nach 1933		vor 1938 nach Guatemala ausge- wandert	
58	Stein Marx	Karoline	14. 8. 1864 Horb	Witwe	Strom- bergstr. 9 Hauptstr. 9	bis 4. 3. 1942 in Freudental	Baisingen	22. 8. 1942 KZ Theresienstadt	12. 2. 1943 tot

	Name Geburtsname	Vorname	Geburtstag Geburtsort	Beruf Aufg. in Gem.	Wohnung in	Aufenthalt in F. bis:	Zwischen- aufenthalt	Auswanderung, Deportation	Bemer- kungen
59	Stein **	Julius (S)	7. 8. 1889	Viehhändler	Strom- bergstr. 16	noch 20. 3. 39 in Freudental	November 1938 verhaftet	1939 nach Groß- britannien ausge- wandert	1948 in Chicago
60	Stein Metzger	Helene I			"	"		"	
61	Stein	Margot (T)	26. 11. 1923		"	bis Ende 1938 in Freudental	Ende 1938 in Ulm und Stutt- gart	August 1939 Nie- derlande und USA ausgewan- dert	
62	Stein Künstler	Sara	10. 9. 1869 Brünau	Witwe	Schloßstr. 7	bis Oktober 1939 in Freu- dental, dann Ludwigsburg	1938 Alters- heim Sont- heim, Weins- berg, Herr- lingen	1940 Grafeneck getötet (Eutha- nasie)	17. 10. (11.?) 1940 in Freudental beerdigt
63	Stein **	Josef (S)	22. 9. 1900		"	bis März 1938 in Freudental		März 1938 nach Israel ausgewan- dert	
64	Stein	Lili	14. 7. 1909		"	"		dto.	
65	Stein	Beatrice (T)	13. 4. 1931		"	"		dto.	
66	Stein	Hanna (T)	18. 7. 1932		"	"		dto.	
67	Stein	Betty (Tochter d. Sara)	10. 3. 1911	Angestellte bei Bürgermeister Schmid	"	?		dto.	
68	Stein Ottenheimer	Hannchen	12. 5. 1863	Witwe	Schloßstr. 23	bis 20. 8. 1939 in Freudental	Herrlingen Oberstorzting	22. 8. 1942 nach KZ Theresien- stadt	4. 9. 1942 tot

	Name Geburtsname	Vorname	Geburtstag Geburtsort	Beruf Aufg. in Gem.	Wohnung in	Aufenthalt in F. bis:	Zwischen- aufenthalt	Auswanderung, Deportation	Bemerkungen
69	Stein **	Moritz (S)	29. 7. 1888	Viehhändler	Schloßstr. 23	14. 2. 1941 in Freudental		6. 6. 1942 über Spanien in USA	
70	Stein Ottenheimer	Helene (II)	23. 7. 1893 Heinsheim		"	dto.		dto.	
71	Stein	Fritz (S)	1. 6. 1931		"		in Schulen in Esslingen und Stuttgart	1939 mit Kinder- transport nach England	
72	Stein	Anni (T)	13. 1. 1930		"		dto.	dto.	
73	Stein **	Isaak	9. 5. 1891 Freudental		Kirchstr. 4	1936 in Lud- wigsburg		1938 nach Israel ausgewandert	
74	Stein Seligmann	Clara	12. 4. 1899 Konstanz		"	dto.		dto.	
75	Stein	Joseph	29. 5. 1868			vor 1935 nach Hamburg ver- zogen		23. 6. 1944 KZ Theresienstadt	f.t.e.
76	Weil Jordan	Frieda		Metzgers- witwe	Hauptstr. 15			1939 nach New York ausge- wandert	
77	Weil	Josef (S)	29. 8. 1906	Viehhändler	"	Oktober 1938 in Freudental		dto.	
78	Weil	Emmy (T)	25. 1. 1911		"	30. 5. 1935 ver- storben in F.			
79	Weil	Max			Pforzheimer Str. 8	vor 1935 ver- zogen		1939 nach USA ausgewandert	

	Name Geburtsname	Vorname	Geburtstag Geburtsort	Beruf Aufg. in Gem.	Wohnung in	Aufenthalt in F. bis:	Zwischen- aufenthalt	Auswanderung, Deportation	Bemer- kungen
80	Wertheimer	Immanuel	7. 6. 1874 Freudental	Viehhändler	Hauptstr. 3 (?)	noch 1933-39 in Freudental	Januar 1939 in Stuttgart und Heilbronn	Mai 1939 nach New York ausge- wandert	
81	Wertheimer Falk	Hermine				dto.	dto.	dto.	
82	Wertheimer	Kind				dto.	dto.	dto.	
83	Wertheimer **	Leopold	20. 9. 1867	Pferdehändler, Gemeindevor- steher	Hauptstr. 3		September 1938 Sontheim	Februar 1940 nach New York ausge- wandert	
84	Wertheimer Weikers- heimer	Fanny	17. 7. 1878		"	5. 4. 1936 ver- storben in Freudental			
85	Wertheimer	Sigbert (S)	10. 7. 1901 Freudental	Manufaktu- renhandlung	Hauptstr. 3		November 1938 aus Freu- dental ge- flohen	März 1939 nach New York ausge- wandert	
86	Wertheimer verh. Katz	Hedwig (T)	15. 12. 1905 Freudental		"			dto.	
87	Wolff	Alfred	7. 10. 1920	landwirtsch. Praktikant bei Herrmann	Strom- bergstr. 11	Juli 1937 in Freudental 20. 3. 1939 ver- zogen		vermutlich nach Israel ausgewan- dert	
88	Wilensky	Sara	26. 2. 1901 Lida (Wilna)	Hausgehilfin	Schloßstr. ?	zugezogen am 6. 8. 1941 bis 26. 11. 1941 in Freudental	S-Killesberg	1. 12. 1941 nach KZ Riga	f.t.e.

Berichtigungen und Ergänzungen im 1. und 2. Teil

Heft 34/82:

1. Seite 66, 23. Zeile muß es richtig heißen:
... in der Mitte der Westmauer des ...
Außerdem ist über dieser Eingangstür 1983 ein zuzementierter hebräischer Text wiedergefunden worden, der »Tor der Gerechten« heißt und die Jahreszahl 1770 enthält.
2. Seite 68, 6. Zeile muß der Name der amerikanischen Forscherin Helen Rosenau heißen, entsprechend auch die Quellenangabe 65.
3. Seite 72, 36. Zeile muß die Quellenangabe 73 heißen.
Entsprechend muß auf Seite 74 ergänzt werden:
73 Bolay, Th., a.a.O. S. 57

Heft 35/1983:

4. Seite 120, 25. Zeile muß es richtig heißen:
... (seine Schwester Auguste Löwe ...)
5. Seite 126, 48. Zeile muß ergänzt werden,
daß 1983 an der Nordaußenwand der Synagoge neben dem Eingang ein Hochzeitsstein unter dem Putz gefunden wurde. Bis wann Hochzeiten unter freiem Himmel unter diesem Traustein geschlossen wurden, ist unbekannt. Der achtstrahlige Rosettenstein enthält die hebräischen Anfangsbuchstaben der bei der Trauung üblichen Sprüche.
6. Seite 129, 2. Zeile muß es richtig heißen:
Pforzheimer Straße 3 ...

Inhaltsverzeichnis

	Heft-Nr.	Seite
Vorwort des Verfassers	34/1982	36
1. <i>Freudental, Württemberg und die Juden</i>		37
Zur Geschichte Freudentals		
Württemberg		
Juden in Freudental: Schutzjuden des Herrn Zobel v. Gibelstadt		
Das Judenedikt der Reichsgräfin von Würben		
Schutzjuden der württembergischen Herzöge		
2. <i>Die Entwicklung der jüdischen Gemeinde Freudental im 18. Jahrhundert</i>		50
Wann kamen die ersten Juden nach Freudental?		
Ein unsicherer Anfang		
Wirtschaftliche Verhältnisse der Freudentaler Juden		
Synagoge und jüdischer Friedhof		
Das Verhältnis zwischen Juden und Christen		
Vorsteher David Ulmann		
Der Synagogenbau von 1770		
Anmerkungen		73
3. <i>Auf dem Weg zur Gleichberechtigung?</i>	35/1983	94
Württemberg, ein Königreich mit 8000 Juden!		
Der »neue« jüdische Friedhof		
Neue jüdische Namen		
Der Wunderrabbi Joseph Maier aus Schnaittach		
Jüdische Schule und bürgerliche Berufe		
Ludwig Stern, Vorkämpfer für eine neue Orthodoxie		
Abwanderung – Ergebnis der Emanzipation		
4. <i>Schwäbisch-Jüdische Dorfgemeinschaft</i>		114
Entwicklung um die Jahrhundertwende		
Der erste Weltkrieg		
Die Zeit der Weimarer Republik		
Jüdisches Leben im Alltag und in Festzeiten		
Jüdische Familien		
Der aufkommende Antisemitismus		
Anmerkungen		134
5. <i>Unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft</i>	36/1984	156
Die »Machtergreifung« in Freudental		
Nazi-Dorfpolitik gegen die Juden		
Die jüdische Schule Freudental		
Selbstdarstellung der jüdischen Gemeinde 1938		
Auswanderungen		
Die Kristallnacht		
Das Ende der jüdischen Gemeinde		
Die Deportation 1941 und 1942		
Das Ende des jüdischen Eigentums		

6. <i>Nach dem NS-Terror</i>	179
Versuche einer Wiedergutmachung	
Wiedergutmachungsansprüche in Freudental	
Rückgabe des Besitzes der jüdischen Gemeinde	
Einer, der zurückkam	
Zu Besuch: ja, zum Leben: nein!	
Und die Freudentaler?	
Restaurierung des Synagogengebäudes	
Anmerkungen	188
7. <i>Anhang</i>	189
Zeittafel zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Freudental	
Verzeichnis der Lehrer und Vorsänger in Freudental	
Verzeichnis der jüdischen Auswanderer zwischen 1820 und 1900	
Verzeichnis aller jüdischen Bürger Freudental ab 1933 und deren Verbleib	
Berichtigungen und Ergänzungen	

Traugott Haffner Stadtschultheiß in Marbach 1883–1903

von Else Schäfer

An einem Frühlingstag vor hundert Jahren befand sich ein bunter Zug von mehr als 40 Pferdegespannen, angeführt von drei Vorreitern in den Stadtfarben von Marbach, auf dem Weg von Ludwigsburg nach Marbach. Der neue Stadtschultheiß, Traugott Haffner, ein Mann von 30 Jahren, wurde von seinen Mitbürgern eingeholt »unter Anschluß von ca. 20 stattlichen Gefährten, in welchen die Bürgerschaft Ludwigsburgs ihren beliebten seitherigen Polizeikommissär mit ihrer Begleitung beehrte«, wie der »Postillon« (heute Marbacher Zeitung) über dieses Ereignis des 3. April 1883 zu berichten weiß. Demnach muß der Amtsantritt Haffners gefeiert worden sein wie ein Fest, mit Böllerschüssen bei Eintritt in die Markung, einer Umfahrt durch das »reich beflaggte Städtchen«, mit anschließendem gemütlichen Zusammensein der Marbacher mit den Ludwigsburger Gästen im »Hirsch« (Marktstraße 46), wo die durch die Wahl des von ihnen allen herzlich lieb gewonnenen Mannes bekräftigte »Brautschaft zwischen Marbach und Ludwigsburg« mit Toasts und Hochs gefeiert wurde.

Die offizielle Amtseinsetzung auf dem Rathaus durch den königlichen Oberamtmann erfolgte tags darauf, nicht ohne tätige Teilnahme der Feuerwehr, die zur Tagwache blies und danach in Anwesenheit von Haffner eine Übung veranstaltete. »Mittags 1 Uhr fand unter ganz ungewöhnlich zahlreicher Beteiligung aller Kreise der Einwohnerschaft ein Festessen in der »Post« statt«, bei dem alles, was Rang und Namen hatte, vom Stadtschultheißen-Amtsvertreter Schellenberger bis zum Oberamtsarzt Dr. Schwandner toastierte: auf die »Concordia« der verschiedenen Behörden, auf die pflichttreuen Bürger und vor allem auf den neu ernannten Stadtschultheißen »mit der frohen Zuversicht, an Herrn Haffner einen Stadtvorstand gewonnen zu haben, der sich in allen Fällen seines Amtes treu und ächt erweisen und sich bald so großer Anerkennung und Liebe zu erfreuen haben werde, als er sich in unserer Nachbarschaft Ludwigsburg in so schwierigem Amt zu erringen gewußt habe.« Soweit der »Postillon«. Wer war dieser neue Mann in Marbach? Der auf Anhieb mit absoluter Mehrheit Gewählte war ein Marbacher Kind, Sohn des verstorbenen Rotgerbers Wilhelm Haf(f)ner (1806) aus dessen zweiter Ehe mit Katharine geb. Blind, Schuhmachertochter aus Backnang, und entstammte einer alteingesessenen Marbacher Handwerkerfamilie, die sich in den Kirchenbüchern bis zur Zerstörung der Stadt bei der französischen Invasion im Jahr 1693 lückenlos zurückverfolgen läßt. Alle seine Vorfahren vom Großvater an rückwärts waren Kupferschmiede, doch treten im Gerberstädtchen Marbach auch noch einige Gerber seines Namens auf. Der erste bekannte Namensträger, Kupferschmied Michael Häfner, verlor bei dem großen Sterben nach dem Stadtbrand seine Frau und nach Wiederverheiratung 1696 ein Kind.

Die Schicksale der Generation des jungen Traugott – er wurde am 25. Juni 1853 geboren – waren gezeichnet von den Jahren der Mißernten und Hungersnöte Mitte des vorigen Jahrhunderts und der darauffolgende Auswandererwelle nach den Vereinigten Staaten. Seine beiden Halbschwestern zogen, kaum 17- und 18jährig, im Jahr 1856 nach Nordamerika, sein ältester Bruder im Jahr 1866, der jüngste noch 1876 im Alter von 16 Jahren. Vier Söhne von insgesamt 11 Kindern seines Vaters waren im Kindesalter verstorben. So blieb außer den beiden Schwestern, die sich mit Stuttgarter Handwerksmeistern verheirateten, allein Traugott zurück, wohl kaum aus mangelnder Unterneh-



Abb. 1: Traugott Haffner, 1853–1903, Stadtschultheiß in Marbach

mungslust, eher weil ihm seine hervorragende Begabung auch ein Fortkommen in der Heimat verhiess. Wo die Familie gewohnt hat, konnte nicht sicher festgestellt werden, vielleicht Torgasse 3. In der Strohgasse 19 wohnte um die Jahrhundertwende ein Verwandter Haffners, der letzte Kupferschmied dieses Namens.

Über Traugotts Schulzeit wissen wir nur, daß er die Lateinschule besucht hat. Das verraten seine Briefe, wenn er etwa einem Adressaten eine delikate Sache »sub rosa« (im Vertrauen) mitteilt oder das Telegramm an Apotheker Speidel, der eine Schlittenpartie der Lesegesellschaft nach Winnenden anführte. Haffner schickte es ihm zur Ankunft im dortigen Gasthof zur »Krone« unter der Anschrift »Quintilius Varus Speidelius, legatus legionis, corona, Winnenden« mit dem Wortlaut: »Vare, Vare, redde mihi legiones!« (Varus, Varus gib mir meine Legionen wieder!) (15. I. 1895). Auch der Beruf, den er wählte, setzte Lateinkenntnisse voraus. Er wollte nämlich ursprünglich Gerichtsnotar werden. Das Bürgerrechtszeugnis, das der Notariatskandidat »zum Beleg seines Gesuchs um Zulassung zur niederen Dienstprüfung im Departement des Innern« erbittet, ist im Gemeinderatsprotokoll unter dem 2. Dezember 1873 verzeichnet. Er »erstand« die

Prüfung im folgenden Jahr. Darauf leistete er seinen Militärdienst in Ludwigsburg, den er als Unteroffizier der Landwehr-Infanterie vom Rekrutenjahrgang 1874 verließ. »Durch die Empfehlung von Oberbürgermeister von Abel, Ludwigsburg, der die hervorragende Tüchtigkeit des jungen Mannes erkannt hatte, wurde er 1877 einstimmig zum Polizeikommissar von Ludwigsburg ernannt« (lt. Nachruf von Dr. Müller Juni 1903). Wie er sich in diesem Amt bewährt hat, bezeugt u. a. ein Marbacher Bürger am Tag der Stadtschultheißenwahl (15. II. 1883) im »Postillon«: »Durch eigene Kraft« hat Haffner »den Weg zu einer geachteten Stellung sich gebahnt«. Darüber hinaus werden ihm freundliches Entgegenkommen gegenüber dem gewöhnlichen Mann, klares, nüchternes Denken, Bescheidenheit bei würdigem Verhalten und Selbstbeherrschung bescheinigt, dies im Unterschied zu seinem Gegenkandidaten, einem »Auch-Marbacher«, den man ebenso gut kannte. Die Wahl erfolgte mit Bedacht; denn »prüfe, wer sich lebenslänglich bindet!« ruft ein Marbacher seinen Mitürgern im »Postillon« zu. Der Ortsvorsteher wurde damals auf Lebenszeit gewählt.

Was Haffner an dem neuen Amt besonders reizte, bekannte er viele Jahre später in einem Brief an den Schillerbiographen Prof. Weltrich in München: Ich »wurde von meiner Vaterstadt Marbach zum Stadtvorstand gewählt, welche Wahl ich namentlich mit Rücksicht auf die Pflege des Schillerkultus annahm. Ich war vom Tage der Übernahme meines Amtes an (mit welcher ich auf den sichereren Staatsdienst – ich wäre Gerichtsnotar – verzichtete), Vorstand des hiesigen Schillervereins und fand allerdings im Amt und in diesem Vereine meine volle Befriedigung«.

Nach einem Beschluß der bürgerlichen Kollegien (Gemeinderat und Bürgerausschuß) vom 17. I. 1883 – »die beiden Stellen eines Ortsvorstehers und Ratsschreibers sollen vereinigt bleiben« – hatte Haffner mit dem Stadtschultheißenamt zugleich die Ratschreiberei übernommen. Nachdem er kurz darauf zum Standesbeamten bestellt und zum Kapitalbriefverwahrer (für Stadtpflege, Ortsarmenkasse und Hardtkasse) und Ortschätzer für die Gewerbesteuer-Einschätzung gewählt worden war, folgte ein Jahr später seine Wahl zum Verwaltungsaktuar. Nun war der Grund gelegt. Der neue Ortsvorsteher hatte in dem Städtchen von 2462 Einwohnern Wurzeln geschlagen, sein Amt galt den Marbachern als ein wohldotiertes – es fehlte ihm nur noch die »Stadtschulzin«. Schon bei Haffners Einstand im »Hirsch« war diese zwar erwünschte, aber noch unbekannte Größe von Redakteur Ungeheuer aus Ludwigsburg »zu einem so von ihnen allen geliebten Manne« beglückwünscht und mit einem »Hoch« gepriesen worden. Ein Maienausflug des Schillervereins auf den Frühmeßhof galt wohl vor allem dem dortigen Rosenwirstöchterlein Sophie Motzer (1861–1931), das Haffner seinem Lieblingsverein als künftige Lebensgefährtin vorstellen wollte. Das Haus Motzer auf dem Frühmeßhof hatte offenbar zu Marbach schon ältere Beziehungen. Im Marbacher Heimatbuch erzählt Kleinknecht von einer Witwe Motzer, in deren Gasthaus eine kleine Gesellschaft Gleichgesinnter um den fortschrittlichen Marbacher Oberamtmann Stockmayer (1796–1870; Amtszeit in Marbach 1843–1866) unter dem Decknamen »Neumond« allmonatlich zusammenkam. Am 12. Juli 1884 wurden Traugott Haffner und Sophie Motzer in der Kirche zu Kirchberg getraut, wobei 18 Sängern des Marbacher Liederkranzes die Feier ihres passiven Mitglieds mit zwei Chören verschönten. Haffner hatte nicht versäumt, sich im Vorjahr bald nach dem Empfang im »Hirsch« bei den Sängern für ihre damalige Mitwirkung durch Beitritt zu ihrem Verein zu bedanken. (G. Roth »150 Jahre Liederkranz Marbach«).

Der jungen Frau dürfte ihr neuer Wohnort nicht fremd gewesen sein. Eine Schwester ihrer Mutter wohnte in Marbach als Ehefrau von Kaufmann Carl Richter, Sohn des weit bekannten Präzeptors Richter, aus dessen Familie eine Reihe tüchtiger Nachkommen hervorgegangen ist. Diese verwandtschaftliche Verbindung mag Sophie Haffner das

Einleben in ihren neuen Beruf als Ehefrau eines so unermüdlich tätigen Mannes erleichtert haben.

Die erste größere Aufgabe, die der neue Ortsvorsteher zu übernehmen hatte, war »die Ordnung der in Unordnung befindlichen Gemeinderegistratur«, eine Forderung des Oberamts an den Gemeinderat, die gleich in der ersten Sitzung unter Haffners Leitung aufgegriffen wurde (10. April 1883). Das mag eine zeitraubende Arbeit, aber eine nach Haffners Geschmack gewesen sein; bekam er doch auf diese Weise Einblick in alle Gebiete und in den damaligen Stand der Gemeindeverwaltung. Den krönenden Abschluß fand die Aktion mit einer Versteigerung, die im »Postillon« vom 11. Oktober 1883 mit folgender Anzeige angekündigt wurde:

Marbach.

Am Freitag den 19. ds. Mts.

Nachmittags 1 Uhr

werden im hiesigen Rathhause gegen baare Bezahlung im Aufstreich verkauft:

ca. 10 Ctr. Zeitungsmakultur, ca. 5 Ctr. theils gedruckte, theils geschriebene Bücher, 30 Vorderladergewehre, 1 Jagdgewehr, 19 Säbel, 4 Trommeln, 1 Schurzfell, 4 Stückriemen, 16 Federbüsche, 30 Paar grüne Epauletts, 21 Patronaschen, 1 Meßkasten, 1 Normalmaß von 5 Fuß (altes Maß) aus feinem Stahl, 1 dto Ellenmaß, verschiedene ungebrauchte kupferne Hohlmaße (altes Maß) und zwar 1, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{64}$ Sri, und verschiedene Schenkeiche, 2 große Deichelbohrer, 1 großer Ofenstein, 2 Anstalleitern, 2 Schurzfelle, 35 alte Feuerwehrmützen, 4 Seile, 1 Parthie Armbänder, 1 Sizpolster, 3 Schläuche u. s. w.

Den 8. Oktober 1883.

Stadtschultheißenamt
Haffner.

Die Austrüstungsstücke des alten Schützenkorps' von 1829 (eine Art Bürgermiliz, auch Stadtgarde genannt), alte Meß- und andere Geräte wie Deichelbohrer (eigentlich Teuchel-) zur Herstellung hölzerner Röhren – heute Kostbarkeiten, die wir in Heimatmuseen bewundern – samt antiquarischen Büchern und Zeitungen waren im engebauten Städtchen vom Jahr 1883 »sperrige Güter«, die selbst ein Haffner versteigerte. Auf diese Weise wurde im »Kirchle« (Wendelinskapelle), das seit 1749 als Stadtarchiv und im übrigen als Magazin diente, Platz und Übersicht geschaffen.

Haffners Tätigkeit ist noch an zahlreichen kürzeren und längeren Anmerkungen in den Archivbüchern abzulesen. Für die Gemeinderatsprotokolle von 1876 bis 1883 wurde ein Inhaltsverzeichnis erstellt »angefertigt 1883 Stadtsch, Haffner«. Die Schulchronik trägt ein Schild, von seiner Hand überschrieben: »Notabilienbuch I für die deutsche Schule in Marbach, neu gebunden im Jahre 1883«. Gerade das Notabilienbuch hat er nach seinen Einträgen später bei Abhandlungen und Vorträgen über stadtschichtliche Themen benutzt, z. B. bei den beiden Arbeiten »Geschichte der Einäscherung Marbachs vor 200 Jahren«, geschrieben zum 28. Juli 1893, und »Das alte Schulhaus in Marbach«. Dieser Aufsatz muß 1899 verfaßt worden sein. Er trägt die kaum leserliche Bleistiftnotiz: »Habs auf besonderen Wunsch für das nächste Unterhalt. Blatt geschrieben. Ich bitte um 15 Stück u. dieß gef. nachher retour, die Lesegesellschaft dankt. Haffner.« Empfänger war wohl der Drucker.

Das einschlägige Protokollbuch des Schillervereins trägt den Vermerk: »Stadtsch. Haffner hat dieses Protokollbuch (1870–1876) durchgangen und alles, was auf das Inventar (des Schillerhauses) Bezug hat, blau angestrichen, das andere wichtige rot«. Daneben liest man: »Protokoll 1876–79 scheint nicht geführt«; nach den anstrengenden Jahren der »Denkmalszeit« (1871–1876) vielleicht entschuldbar. »Unbegreiflich!« aber

erschien ihm eine andere Unterlassung: In der Sitzung des Marbacher Schiller-Comités vom 25. Mai 1876 lehnte sein Vorgänger, Stadtsch. Fischer, einen bedeutsamen Antrag des Vereinsausschusses ohne jede Begründung ab, den Vorschlag, Prof. Dr. J. G. Fischer aus Stuttgart wegen seiner großen Verdienste um Schillers Geburtsstadt das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. »Muß sofort nachgeholt werden! Haffner 1883« schrieb er darüber. »Sofort«, am 13. Aug., – das Wörtchen spielt bei Haffners Äußerungen und Handlungen auch künftig eine große Rolle –, bringt er die Sache vor den Ausschuß des Vereins, am 24. Aug. vor den Gemeinderat, »wo unter zustimmendem Gutachten des Bürgerausschusses (Organ zur Kontrolle des Gemeinderats) ... vom Gemeinderat beschlossen wurde

1) dem Herrn Prof. Dr. J. G. Fischer... das Ehrenbürgerrecht... zu erteilen...

3) zu diesem Beschluß höhere Genehmigung einzuholen«.

Die königliche Kreisregierung in Ludwigsburg genehmigte diesen mit Dekret v. 7. Sept., und am 25. Okt., dem 67. Geburtstag des Geehrten, erfolgte die Verleihung des Ehrendiploms bei der auf diesen Tag verlegten alljährlichen Schillerfeier im Gasthaus zur »Post«. (S. auch Artikel Dr. Schick »Ein Marbacher Ehrenbürger vor 100 Jahren« in Marbacher Zeitung vom 22. 10. 1983).

»In ganz unhaltbarem Zustand« befanden sich, wie Eugen Munz schreibt, die Marbacher Schulverhältnisse bei Haffners Amtsantritt. Für nahezu 400 Kinder gab es in dem Sammelschulgebäude in der unteren Holdergasse etwa 280 Sitzplätze. Da es an Geld fehlte, schlug Haffner vor, fürs erste durch Umbau die Schulräume zu vergrößern, so daß man in einem Raum statt 80 Kinder 100 unterrichten könne (!), ein Vorschlag, der sich nur von der Dringlichkeit der Lage her verstehen läßt. Nach jahrelangen Verhandlungen um Standort, Größe und Nutzung wurde neben dem alten Schulgebäude, heute Beginenhäuser, das neue Schulhaus, heute Jugendhaus, erbaut und samt dem erweiterten Schulhof an Georgii (23. April) 1887 eingeweiht und bezogen.

In der gleichen Zeit wurden die Stadtpläne für den östlichen Stadtteil »gegen den Bahnhof« erstellt. Das führte zum Bau der Ziegelstraße und der Schillerstraße, die für die untere Stadt die Verbindung zum Bahnhof herstellte (1888/1889). Daran schloß sich der Ausbau der Bottwartalstraße mit Trottoir und Geländer gegen den damals noch offen laufenden Strenzelsbach, nachdem sich die Stadt zuvor am Ausbau der Straße nach Murr mit Trottoiranlage bis zur Murrbrücke beteiligt hatte (1887). Dort, wo sich Schillerstraße und Bottwartalstraße trafen, wurde ein kleiner Platz angelegt, der auf Antrag Haffners den Namen des jüngstverstorbenen Wohltäters der Stadt, des Verlegers Freiherr Carl Cotta von Cottendorf bekam. (S. auch Munz »Dem Dichter ein Denkmal« S. 59).

Diesen Leistungen gegenüber bildete die Arbeit Haffners für den Schillerverein nur einen bescheidenen Ausschnitt seiner Tätigkeit. Doch war er auch hier gerade zur rechten Zeit erschienen. Nach der Errichtung des Schillerdenkmals 1876, einer Leistung, die landesweit Aufsehen erregte, war das Städtchen und mit ihm der Marbacher »Schillerkultus« in Gefahr, wieder in die Bedeutungslosigkeit zurückzusinken. Als im Jahr 1865 zwischen Marbach und Winnenden ein Städtekrieg um die erste Eisenbahn ausgefochten wurde, drückten dies die Winnenden in einer Eingabe an die Regierung in folgenden prophetischen Worten aus: »Was den Grund anbetrifft, den Marbach von der Wiegestätte Schillers herleitet, so glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir vom Besuch der Heilanstalt Winnental einen weitaus größeren Zufluß von Eisenbahnreisenden erwarten, als von dem Schillerkultus, der ohnehin wohl mit dem Aussterben der gegenwärtigen Generation sein Ende finden wird« (n. Kleinknecht). Haffner nun brachte wieder frischen Wind in die Stadt und in die »Schillersache«. Die Schillerhöhe wurde durchforstet, im Schillerhaus wurden notwendige Renovierungen durchgeführt, die Umgehung des Schillerhauses freundlicher gestaltet. Es ging dabei um so profane Dinge wie die

Beseitigung der Dunglege des gegenüber wohnenden Nachbarn, Bäcker Roth, die Abgußverhältnisse im anliegenden Winkel zur Witwe Albrecht oder die Anpflanzung der unteren Torgasse gegen den Stadtgraben, wo die Stelle des abgerissenen Torhäuschens immer noch »wüst lag«. Ein Führer für die Besucher der Stadt: »Marbach, die Geburtsstadt Schillers« wurde nach einer älteren Schrift von Alois Egger, Wien, neu gestaltet und ergänzt und 1884 in 1000 Exemplaren aufgelegt. Mehrere Exemplare wurden Freunden der Marbacher Schillervereinerung, mit Widmung versehen, zugesandt, u. a. Angehörigen der Schillerfamilie, dem Ehrenmitglied J. G. Fischer, dem befreundeten Schillerverein »Glocke« in Wien, den Buchhandlungen Aigner und Authenrieth.

Diese Aktivitäten, die vorwiegend dem äußeren Stadtbild galten, blieben nicht ohne Erfolg. Die Schillerhöhe wurde bald ein viel besuchter Festplatz für einheimische und auswärtige Vereine. Sogar Prinz Wilhelm von Württemberg, der spätere König Wilhelm II., schätzte diese Stätte mit dem weiten Ausblick ins Neckartal als eines seiner liebsten Ausflugsziele, wenn er in »Marienwahl«, seinem Landsitz in Ludwigsburg, wohnte.

Für das Schillerhaus aber konnten äußerliche Verbesserungen nicht genügen, um es für Besucher interessant zu machen. Die vorhandenen Erinnerungsstücke – Briefe, Bücher, Zeichnungen und einige Reliquien, wie Siegelstock und Tabakdose, gestiftet von den Kindern Schillers und einigen Freunden des Dichters auf das Jahr 1859 – stellten eine sehr bescheidene Sammlung dar. So mußte es Haffners Bestreben sein, diese Sammlung zu vergrößern.

Haffners Aufmerksamkeit und Umsicht im Bemühen, Kontakt zu knüpfen, waren erstaunlich, sein Einfallsreichtum schien unerschöpflich. Bei den unterschiedlichsten Gelegenheiten stellte er Verbindungen her – durch Glückwunschbriefe, Grußtelegramme, Beileidsschreiben, persönliche Besuche bei Nachfahren Schillers oder anderen ihm wichtigen Personen und Institutionen. Anfrage beantwortete er unverzüglich, und zu jeder Hilfestellung war er bereit. Der Schwabenverein in Chicago bekam die erbetene »Reliquie«, die Kopie eines Schillersbriefs und ein Stück Holz vom Urschillerhaus, für den Grundstein seines Schillerdenkmals im Lincoln-Park, dieses von Pelargus (Stuttgart) nach dem Marbacher Vorbild gegossen. Er schrieb Verlage an und bat, mit wechselndem Erfolg, doch unverdrossen, um Stiftung von Neuerscheinungen der Schillerliteratur. Durch selbstverfaßte Berichte in führenden Blättern wie Staatsanzeiger, Stuttgarter Tagblatt, Schwäbischer Merkur, Allgemeine Zeitung-München, Zeitschrift für Deutsche Geschichtswissenschaft machte er auf besondere Ereignisse in Marbach aufmerksam, natürlich auch auf Stiftungen in der Hoffnung, weitere Stifter zu gewinnen. Er schonte auch sich selber nicht. Wenn es um eine notwendige Reise ging, zögerte er nicht, auch einmal in die eigene Tasche zu greifen. An der Einweihung des Grabmals für die Dichtermütter Schiller und Mörke in Cleversulzbach nahmen Vereinsvorstand Haffner und Kassierer Speidel auf eigene Kosten teil. So steht's im Protokoll unter dem 9. 5. 1885. Es ist nicht das einzige Mal.

Der Erfolg blieb nicht aus. Über die bedeutendste Stiftung dieser Jahre, die der zwölf Schiller'schen Familienbilder, darunter die vier Bildnisse von der Hand der Ludowike Simanowitz, die in Schillers Besitz waren, findet sich im Protokollbuch folgender Bericht: »Ausschußsitzung vom 22. 3. 1890. Schon zu Lebzeiten der Witwe des Sohnes Schillers, der Freifrau Luise von Schiller geborene Locher in Stuttgart, hat der Vorstand bei mehrfachen Besuchen darauf angespielt, daß die in deren Besitz befindlichen Schillerbilder (die Familie Schiller) einstens eigentlich im Schillerhaus am geeignetsten untergebracht wären, d. h. vielleicht nach dem Ableben *aller* jetzt noch lebenden Nachkommen Schillers. Am 13. II. 1889 starb Freifrau von Schiller und war das Comité bei der Beerdigung vertreten. Von den Bildern war aber seitens der Erben nicht mehr die

Rede. Später aber wurden dem Vorstand von der Mathilde Freifrau von Schiller (geborene von Alberti), der Schwiegertochter der Verstorbenen, s. der Besuch bei mir (12. 9. 1889) und besonders bei einem Besuch des Vorstands bei derselben, Mitteilungen gemacht, nach welchen auf die Stiftung dieser Bilder gehofft werden durfte.« (nach O. Güntter »Lebenswerk« erhoben die Mathilde von Schiller und Anna Lanz geborene Locher, eine Nichte der Luise von Schiller, Anspruch auf die Bildnisse. Da ihre Vertreter eine Einigung nicht erreichen konnten, schlugen sie beiderseitigen Verzicht vor und Überlassung an das Schillerhaus). Diese Stiftung erhielt das Schillerhaus ausschließlich durch das eigene Bemühen des Vereinsvorstands. Sie erfolgte auf den 9. Mai 1890; die beiden Schenkerinnen wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt. – Der Kaufwert der Bilder war beträchtlich. Für den Verzicht der Lanz'schen Linie waren 20 000 M geboten worden.

An Pfingsten 1890, wenige Wochen nach diesem wertvollen Zugang, fand in Stuttgart aus Anlaß des IV. Deutschen Neuphilologentags die »Ausstellung schwäbischer Dichter« statt. Der junge Stuttgarter Gymnasialprofessor Otto Güntter, einstiger Schüler von Prof. J. G. Fischer, hatte, angeregt durch den Besuch von Londoner Museen, eine Schau von Bildnissen, Büchern und anderen Erinnerungsstücken von etwa 100 schwäbischen Dichtern zusammengetragen, in der Schiller reich vertreten war. Diese Ausstellung wurde zum Anziehungspunkt für alle literarisch Interessierten. Hier trafen sich Güntter und Haffner zum ersten Mal und von hier aus erschlossen sich diesem Möglichkeiten, sein kleines Marbacher Archiv zu erweitern. Auf Güntters Anraten wurde von dem Marbacher Ehrenbürger Prof. J. G. Fischer eine Verbindung zu einem Stuttgarter Kunstfreund hergestellt, der dank seiner überragenden Stellung als Jurist, als Finanz- und Wirtschaftsexperte über die Mittel und Beziehungen verfügte, um als Mäzen zu wirken. Es war dies der Geh. Kommerzienrat Dr. Kilian von Steiner. Über seine erste Stiftung ins Schillerhaus, die durch J. G. Fischer übermittelt wurde, ist im Protokollbuch des Marbacher Schillervereins zu lesen: »Dr. Kilian Steiner, Geheimer Kom.Rat in Stuttgart, Canzleistr. 32, hat durch Vermittlung seines Freundes Dr. J. G. Fischer zum 9. 5. 91 ins Schillerhaus gestiftet: 13 Originalbriefe der Schwester Schillers, Hofrätin Reinwald, die vielfach historisch wichtigen Bezug auf den Dichter nehmen.« Ein Passus aus dem Brief Steiners an J. G. Fischer ist ebenfalls ins Protokoll aufgenommen: »Es wäre ja gewiß wünschenswert, wenn das Beispiel, das ich getan habe, Nachahmung finden würde, damit nicht alles nach Weimar wandert, sondern auch in der Heimat Schillers eine anständige Sammlung geschaffen werde. Dafür würde ich mit ihnen, dem berufensten unter den Landsleuten, gerne weiterhin wirken.« Nach einem Besuch Haffners bei Steiner teilt jener mit (Protokoll): »daß Steiner sich mit dem Gedanken trage, mit der Zeit die Erweiterung der Sammlung im Schillerhaus zu einem Museum zu ermöglichen.«

Die folgenden Jahre gehören für den Marbacher Schillerverein zu den ersprießlichsten und wirkungsreichsten seines Bestehens. Der geheimnisvolle Gönner – er wollte seinen Namen nicht öffentlich genannt haben – machte jedes Jahr zu Schillers Geburtstag und Todestag Stiftungen von größtem Wert ins Schillerhaus: Autographen in großer Zahl und Bücher, oft ganze Bibliotheken, während auch Zuwendungen von anderer Seite nicht ausblieben. Hierher gehört auch die bedeutende Sammlung der Ugroßnichte Schillers, Fräulein Amalie Krieger, die auf diese Weise nach Marbach kam, wobei Haffner mit Geschick die Verhandlungen führte. Außer Schilleriana wurden die anderen schwäbischen Dichter gesammelt, wie es Güntter in Stuttgart vorgegeben hatte. »Der Gedanke, Räumlichkeiten für die Sammlungen herzustellen« (Staatsanzeiger vom 10. 5. 1893) tauchte immer wieder in der Presse auf. Daß auch der König über die Entwicklung der Marbacher Sammlungen auf dem laufenden gehalten wurde, zeigt eine Frage Steiners in seinem Brief vom 17. Mai 1893: »Haben Sie schon dem König eine Mitteilung über den Zuwachs des Archivs zukommen lassen?«

Anfang November desselben Jahres schickte Steiner an Haffner eine Liste seiner Stiftungen zum bevorstehenden Geburtstag Schillers: Briefe von Friedrich und Charlotte Schiller, Dannecker, Herzog Karl Eugen, Hölderlin, Uhland, Mörrike und bemerkt, daß die Sammlungen in Marbach immer mehr den Charakter eines Schillerarchivs und eines Archivs für die schwäbischen Dichter und Schriftsteller angenommen hätten und daß dieses vielfach von Schriftstellern aufgesucht und benützt werde. Dabei steht die Begleitnotiz: »Geehrter Herr Stadtschultheiß! Im obigen gebe ich Ihnen ein Konzept für einen etwaigen Bericht. Nicht wahr – der große Unbekannte kommt nicht wieder. Sonntag abd.« (Der letzte Satz bezieht sich offenbar auf einen Toast, den Haffner bei der Generalversammlung des Marbacher Schillervereins am 9. 5. 1893 auf den ungenannten Gönner ausgebracht hatte). Im Hinblick auf die Erwähnung eines Berichts wird auch ein Detail aus der Audienz in der Theaterloge des Königs bei der »Tell«-Aufführung am 11. November 1895 (s. unten) verständlich. Der König dankte Haffner »insbesondere für seine Berichte an ihn, die ihm immer wirkliche Freude gemacht« hätten. (Prot. d. Schillervereins). Haffners Denkschrift an den König zum 60jährigen Jubiläum des Marbacher Schillervereins vom 9. 5. 1895 steht also nicht allein, sondern reiht sich ein in die Zuschriften, die Haffner laufend an den König gemacht hat. Im Frühjahr 1895 schien die Zeit gekommen, die von Steiner schon längere Zeit geplante Gründung eines Schwäbischen Schillervereins zu verwirklichen, der Träger eines künftigen Archivs für die Marbacher Sammlungen sein sollte.

In den Akten des Schwäbischen Schillervereins überliefert Haffner auf den ersten Seiten einige Daten über die Vorgänge, die zu dem Schreiben des Königs an Haffner geführt haben, in dem er ihm den Auftrag zur Gründung eines Schwäbischen Schillervereins erteilt. Die Aufstellung wirft ein Licht auf die Zusammenarbeit von Steiner, Haffner und dem Kabinettschef von Griesinger, beleuchtet aber nebenbei auch Haffners Verlässlichkeit: Er vergißt nicht, die Postgebühren anzugeben.

Aus Haffners Aufstellung:

»25. Februar 95 erhielt Dr. Steiner durch Verleihung des Kron-Ordens-Ehrenkreuzes den Personal-Adel,

am selben Tag; Gratulierte ich namens des Schillervereins telegraphisch;

6. III. 95 von Dr. Steiner an Haffner: »Er habe bei S. M. wegen Bedankung für den Orden Audienz gehabt und dabei (den König) wieder auf den alten Gedanken gebracht.« (Einen Schwäb. Schillerverein zur Erstellung eines Schillerarchivs u. -Museums zu gründen);

17. III. 95 war ich bei Dr. Steiner und entwickelte meinen Plan, eine Geschichte der Schillerverehrung zu schreiben und dem König einzureichen (zum 60. Jahrestag der Gründung des Marbacher Schillervereins, 9. 5. 95);

8. 4. 95 Konzept des Berichts an Dr. Steiner;

17. 4. 95 war ich in Stuttgart bei Dr. Steiner, besprach mein ihm eingereichtes Konzept;

20. 4. 95 Reinschrift nach Umarbeitung;

22. 4. 95 Reinschrift an Schönschr.[eiber] Kl.;

3. 5. 95 es kam von Dr. Steiner, daß ich Sonntag ins Kabinett kommen solle zur Überreichung des Berichts;

5. 5. 95 war ich b. Kabinettschef i. Stuttgart. Bericht schon geschrieben u. geb.[unden] überreicht;

8. 5. 95 In der Nacht schrieb ich ein Extrablatt, morgens 6h bestellte ich auf 7h Gem. Rat, Bürger-Ausschuß u, Sch. Comité zur Extras.[itzung]...

10h Extrablatt (von der Druckerei) zurück, 81 Exemplare schon mit 12-h-Zug ab, à 3 Pf. = 2.43 M.«

Für den Marbacher Schillerverein protokollierte Haffner die Ereignisse des 9. Mai 1895 folgendermaßen:

»Das große Ereignis des Tages ist der auf heute eingetroffene Brief Sr. Majestät des Königs vom Gestrigen an den Vorstand betr. Auftrag zur Umbildung des Marbacher Schillervereins in einen Schwäbischen Schillerverein. Anmeldung des Königs als I. Mitglied, erster Zweck des Vereins ist die Erstellung eines Schiller-Archivs und Museums in Marbach. Damit sind die nun fast 12j.[ährigen] Bestrebungen des Vorstands, für die hiesigen Sammlungen einen würdigen Bau zu bekommen und erstere auszudehnen zu möglichster Vollkommenheit mit größtem Erfolg gekrönt und legt er hier zu Protokoll nieder, daß es Geh. Rat Dr. v. Steiner in Stuttgart ist, der den Vorstand in seiner Museumsbaufrage unablässig unterstützt hat und von dem der Gedanke, einen Schwäbischen Schillerverein ins Leben zu rufen, ausgegangen ist (an was ich anfangs nicht recht hin wollte) und der dem König wiederholt diesen Gedanken nahe gelegt hat. Schon vor einigen Jahren war der König noch als Prinz daran, auf 10. Nov. einen Schwäbischen Schillerverein ins Leben zu rufen, aber es kam dann im Oktober (1891) die Thronbesteigung dazwischen.« (Ein Besuch des Prinzen auf der Schillerhöhe und im Schillerhaus am 12. 7. 1891, wo er nach Schillervereinsprotokoll seine Anerkennung für die Stiftungen ausdrückte, ist vielleicht in diesem Zusammenhang zu sehen.)

»Die Frage des Museumsbau brachte ich durch... Überreichung einer Denkschrift wieder in Fluß; absichtlich sprach ich im Vortrag [in Marbach bei der Schillerfeier am Abend] und der Denkschrift nicht direkt davon, weil letztere vielleicht gedruckt wird und ich vermeiden wollte, daß man erfährt, daß der König animiert wurde; es muß so aussehen, als ob der König ganz aus freiem Antrieb sich der Schillersache annehmen will... Am 5. Mai wurde das... Konzept des Briefs an mich... in Stuttgart mit mir besprochen, wobei ich alles Gewicht darauf legte, daß der Schwäbische Schiller Verein sein Museum *nach Marbach* und *nur nach Marbach* stellen solle. Ich sehe voraus, daß damit die Stuttgarter einstens nicht ganz einverstanden sein werden... Heute werde ich im »Bären« meinen Vortrag [über »60 Jahre Schillerverein Marbach«] halten... Der Entschluß des Königs, sich unserer Sache anzunehmen, und die Art und Weise seines Vorgehens ist außerordentlich schön.
Der Vorstand Haffner.«

Haffners Annahme, daß die Stuttgarter Einwände gegen den Standort des Schillermuseums machen könnten, bestätigte sich schon zwei Monate später. Am 3. Juli erschien in der Allgemeinen Zeitung – München der ominöse »K«-artikel. Als Verfasser verbarg sich hinter der Abkürzung ein Mitarbeiter des königlichen Haus- und Staatsarchivs, Archivassessor Dr. Krauß, der die Meinung vertrat: »... in allen diesen Dingen ist die möglichste Konzentration« – natürlich in Stuttgart – »das einzig Erstrebenswerte«. »Wie froh bin ich«, schrieb Haffner daraufhin in sein Protokoll, »daß ich es durchsetzte, daß in dem Brief [des Königs an Haffner] ausdrücklich »in Marbach« hineinkam, werde aber meine Maßregeln treffen.« Noch am selben Tag wandte er sich an seine Freunde mit der Bitte um Unterstützung, an Alois Egger, den alten Freund Marbachs in Wien; an den Herausgeber der Schillerbriefe, Dr. Jonas in Berlin; an Freiherrn von Gleichen auf Greifenstein, den Enkel Schillers, dem er um eine Stiftung aus seinem Archiv bat. Dr. Steiner sagte ihm am 10. Juli eine große Autographenstiftung (über 400 Briefe) auf Herbst definitiv zu. Vom königlichen Kabinett kam der Rat, als Antwort auf den »K«-Artikel über die Geschichte der Schillerverehrung in Marbach schreiben zu lassen.

Die Wogen glätteten sich also wieder.

Im Laufe des Sommers 1895 erfuhr der Stadtvorstand eine Ehrung durch seinen Gemeinderat. Es wurde ihm am 23. Juli im Gasthaus zum »Hirsch« ein Ölbild seiner Stadt übergeben, gemalt von dem Stuttgarter Landschaftsmaler Erwin Starker (1872–1938), »als Ausdruck warmen Dankes für die treue und fruchtbare Tätigkeit in

seinem Amte«. Durch eine großzügige Schenkung von Dr. Gert Haffner – Laupheim, einem Enkel Traugott Haffners, kam das Bild nach Marbach zurück und hängt nun im Amtszimmer des Bürgermeisters. Es ist der Quellenkenntnis unseres Heimtforschers Eugen Munz und den Bemühungen von Hans Besch als Verfasser des 2. Bandes der Reihe »Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte« zu verdanken, daß das Bild wieder ans Licht kam. Bei der Sammlung des Materials zu dem Bildband konnte Herr Munz auf dieses älteste Ölbild von unserer Stadt hinweisen, das er nie gesehen und von dem er nur durch einen Artikel im »Postillon« vom 27. Juli 1895 Kenntnis hatte. Daraufhin gelang es Herrn Besch, das Gemälde ausfindig zu machen, was zu der Stiftung führte. Eine Reproduktion des Bildes findet sich auf Seite 48 des Bildbands »Hans Besch: Alte Stadtansichten von Marbach am Neckar.« Interessant ist der Artikel im »Postillon«. Dort wird die lange Reihe der Neuerungen aufgezählt, die unter Haffners Amtsführung durchgeführt wurden, »da das Geschenk auch eine Erinnerung sein soll an die gemeinsame Arbeit von mehr als 12 Jahren zum Nutzen der Gemeinde.« Neben den Aktivitäten der 80er Jahre, die bereits genannt wurden, wird vor allem der Bau der Wasserleitung erwähnt (1895) und Haffners Tätigkeit »auf dem Gebiet des Schillerkultus und Hebung unserer Stadt als Wallfahrtsort aller Schillervereher«.

Weitere Höhepunkte dieses ereignisreichen Jahres waren die Veranstaltungen zu Schillers Geburtstag. Nachdem »auf die Kundgebung des Königs vom 8. V. 1895 hier schnelle Vorbereitungen zur Gründung des Schwäbischen Schillervereins getroffen waren, und Mitte Juni der Aufruf erlassen werden sollte, brach die Balingener Katastrophe [Überschwemmung] herein, die dann auf besonderen Wunsch S. Majestät eine Verschiebung des Vorgehens auf den Herbst zur Folge hatte. Der herannahende Geburtstag Schillers bringt aber die Sache wieder in Fluß und so wird am 2. November die konstituierende Sitzung des vom König ernannten Komitês stattfinden und steht die Veröffentlichung der Statuten und des Aufrufs auf 10. November zu erwarten.«

So Haffner im »Postillon« (2. 11. 1895). Mit diesem Aufruf wandte sich der König als Schirmherr des Schwäbischen Schillervereins am 9. November »an alle, welche eine aufrichtige Verehrung für den großen Dichter und edlen Menschen im Herzen tragen ... mit der Bitte um Eintritt in diesen Verein ...«

Zum Ereignis aber für die Marbacher sollte ein Besuch des Hoftheaters werden, zu dem Haffner sie in einer Anzeige am 29. Oktober im »Postillon« aufforderte:

Marbach.

Am 11. November wird im K. Hoftheater in Stuttgart mit völlig neuer Ausstattung Schillers »Wilhelm Tell« gegeben und zwar zu

Gunsten des Schillerarchivs Marbach.

Es wird sehr wahrscheinlich ermöglicht werden, nach Schluß der Vorstellung noch mit der Bahn bis hierher zurückfahren zu können. Ich würde – die genannte Möglichkeit vorausgesetzt – die nötigen Theater-Billete bestellen und wegen der Preise, die noch nicht feststehen, verhandeln, wenn die Zahl längstens bis Freitag den 1. November mittags feststeht. Ich werde durch Schillerhauswart Götz morgen eine Einzeichnungsliste herumgehen lassen und dann solche noch bis Freitag mittag im Schillerhaus auflegen. Später ist eine Anmeldung nicht mehr möglich. [Die Preise werden auf keinen Fall höher (aber wahrscheinlich niedriger) werden als: ein Sitz Parkett I. 3. M, II. 2 40, dritte Gallerie, nummerierte Sitze, Mitte 1. 60.

Den 28. Oktober 1895.

Stadtschultheiß Haffner.

Etwa 200 Personen aus Marbach und Umgebung besuchten die trotz Aufhebung des Abonnements fast ausverkaufte Vorstellung. Der König hatte diese Aufführung bestimmt und ganz neu inszenieren lassen. Anlaß war die Gründung des Schwäbischen Schillervereins am Vortag. »Eine Huldigung für S. Majestät den König bildete die

Einleitung zu dem weihvollen Abend. Begeistert stimmt das gesamte Publikum ein in das vom Marbacher Stadtvorstand ausgebrachte »Hoch« auf S. M., den erhabenen Begründer und Protektor des Schwäbischen Schillervereins.« (»Postillon«)

Diese Aktion war vorher mit dem Kabinetts-Chef Dr. v. Griesinger, mit Dr. v. Steiner und dem Theaterintendanten genauestens abgesprochen worden, wie Haffner im Protokoll des Marbacher Schillervereins, des nunmehrigen Zweigvereins, aber auch Stammvereins des neugegründeten Schwäb. Schillervereins, berichtet. In der Pause zwischen dem 2. und 3. Akt empfing S. M. das Vorstandsmitglied des neuen Vereins Haffner in der Loge des Königs – so fährt Haffner in seinem Bericht fort, wo er »mir für alle meine, wie er wohl wisse, viele Mühe und Arbeit und die taktvolle, zarte Behandlung der Vorbereitungen zur Gründung des Schwäb. Schillervereins... dankte und einen Besuch im Frühjahr in Aussicht stellte...« Ein Extrazug von Ludwigsburg aus brachte die Marbacher Theaterbesucher in fröhlichster Stimmung in ihre Schillerstadt zurück.

Bei der Konstituierung des neuen Vereins am 2. 11. 1895 hatte Haffner neben dem Amt eines stellvertretenden Vorsitzenden –erster Vorsitzender war der Kabinettschef des Königs, während Dr. von Steiner als weiterer Stellvertreter fungierte – auch das des Schriftführers übernommen. Das letztere erforderte mit der Bewältigung eines ausgedehnten Schriftverkehrs eine hohe Arbeitsleistung. Schon unmittelbar nach Veröffentlichung des Königlichen Stiftungsbrieves im Mai war in Marbach eine Flut von Gratulationen, Anmeldungen und auch Geldspenden für den Verein eingegangen. Oberbürgermeister von Abel aus Ludwigsburg meldete gleich alle städtischen Beamten und Angehörigen der bürgerlichen Kollegien, zusammen 40 Personen, als Mitglieder an. So wuchs Haffner in das Amt des Schriftführers hinein, ehe er es offiziell übernommen hatte. Auch der große Besucherandrang brachte vermehrte Arbeit. Am 17. Juni führte der Stadtvorstand 700 Mitglieder des Süddt. Buchhändlervereins durch die Stadt. Drei Tage später brachte ein Extrazug 70 Abgeordnete der Württ. Kammer nach Marbach und ins Bottwartal. Haffner hatte schon in den ersten Maitagen mit den beiden Abgeordneten von Marbach und Ludwigsburg, Stockmayer und von Abel, Verbindung aufgenommen und sich ihrer Mitarbeit versichert. Am 16. Mai war eine Liste von 46 Abgeordneten eingegangen, denen »die Kundgebung seiner Majestät willkommenen Anlaß gab, dem zu gründenden Schwäbischen Schillerverein beizutreten«. Noch bedeutender für den Verein war die Meldung im »Postillon«: »... die Abgeordnetenkammer beendigte heute die Beratung des Kulturretats. Ein Antrag Stockmayers, das Haus möge seine Bereitschaft erklären, einen erheblichen Staatsbeitrag an den Schillerverein zu bewilligen, wurde mit großer Mehrheit angenommen.« Im folgenden Jahr fiel Haffner die Aufgabe zu, den Kauf eines Bauplatzes für das künftige Schillerarchiv und -museum vorzubereiten. Bis zum Jahresende hatte er dem Verein fast 20 Grundstücke in einer Gesamtfläche von rund 300 Ar westlich der Schillerhöhe gesichert. Ganz ohne Schwierigkeiten verliefen die Verhandlungen trotz Haffners Geschick und Erfahrung im Umgang mit seinen Marbachern nicht, wie die Kaufbriefe zeigen. Auch hier sind nämlich die bekannten Bleistiftnotizen Haffners zu finden, in denen er seine Kommentare gibt. Meist beziehen sie sich auf die Preishöhe, doch manchmal äußert er sich auch recht offen über den Verkäufer und sein Verhalten: Herr S. »will 1500 M, geboten 780–800 M. Hab ihn heimgeschickt.« T. ist, gelinde gesagt, unentschlossen: »ich biete ihm 70 M, schließlich auch wie Sch. 82 M geboten, geht auf gar keinen Preis ein.«

Eine Bäckerwitwe bringt ihn zuletzt in Wut: »ist ein scheußlich eigensinniges Weib... durchaus nicht kaufmännisch, ging nicht einmal auf diesen Preis ein (109 M) und mutete mir zu, sie anders zu befinden als G.« Beharrlichkeit führte zum Ziel: Nachdem das Baugrundstück durch Zukauf von weiteren 33 Ar abgerundet war, wurde der Grunderwerb zu Anfang des Jahres 1898 abgeschlossen.

Auch für seine eigene Familie erwarb Haffner in dieser Zeit ein Grundstück. Im Herbst 1896 kaufte er von Kaufmann Bäurle einen Garten von etwa 20 Ar mit Gartenhaus und Mauer an der Ludwigsburg-Backnanger Staatsstraße (heute Güntterstraße) und dem unteren Finkengäßchen unweit des Etterstocks. Er erbaute dort im folgenden Jahr (1897) ein Wohnhaus, Güntterstraße 3, das bis vor kurzem im Besitz seiner Familie war. – Von den fünf Kindern, die dem Ehepaar bis dahin geboren waren, waren zu dieser Zeit noch drei am Leben. Nachdem das erste Kind gleich nach der Geburt gestorben war, wurden 1886 und 1888 zwei Söhne geboren, die zur Freude der Eltern heranwuchsen, während ein weiterer Sohn im Alter von neun Monaten starb. Auch die beiden folgenden Kinder, zwei Mädchen, geboren 1894 und 1899, sollten den Eltern nicht erhalten bleiben.

Der Stolz des Vaters war wohl der Älteste, Felix. Das verrät ein Eintrag seines Vaters im Schillervereinsprotokoll vom 10. 11. 1899: »Die Ansprache «namens der Deutschen Jugend« mit Bekränzung der Schillerbüste hielt Felix Haffner geboren 18. 10. 1886, der auch als Primus der Lateinschule den sogenannten Wiener Preis (sämtliche Werke und einen Golddukaten) erhielt«. Er starb 1953 als Professor der Pharmakologie in Tübingen und wurde auf dem Friedhof in Marbach im elterlichen Grab beigesetzt. Der zweite Sohn, Oskar, widmete sich ebenfalls den Naturwissenschaften und ging in den höheren Schuldienst. Er ist 1972 in Esslingen gestorben.

Im übrigen ist in Haffners schriftlichen Äußerungen, die ja recht zahlreich sind, von seiner Familie fast nichts zu erfahren. Seine Frau taucht in dem ausgedehnten Briefwechsel mit dem Schillerbiographen Professor Weltrich – München nur einmal auf. Dagegen klingen in diesen Briefen aus den Jahren 1898 bis 1903, seinem Todesjahr, in steigendem Maße Probleme an, die für ihn belastend wurden.

Haffner war auf dem Weg, das Ziel zu erreichen, das er sich und seiner Vaterstadt gesteckt hatte, Marbach zu einer Sammel- und Pflegestätte für Schiller und die schwäbischen Dichter zu machen. Es war ihm gelungen, durch seine hingebende Tätigkeit nicht nur das Vertrauen, sondern auch die Herzen seiner Mitstreiter zu gewinnen. Verstimmungen, die sich zwischen Weimar und Marbach angedeutet hatten, hatte er mit Geduld und Feingefühl beigelegt. In dieser Zeit des Übergangs bis zur Fertigstellung der Archiv- und Ausstellungsräume zogen nun gerade die Zuverlässigkeit und das Verantwortungsbewußtsein des Marbacher Stadtschultheißen die neuen Aufgaben auf sich wie ein Magnet. Während der Vereinsvorsitzende, der Kabinettschef des Königs, und sein 2. Stellvertreter, Dr. von Steiner, natürlicherweise in Stuttgart wohnten, »residierte« er als einziger der leitenden Persönlichkeiten des Vereins in Marbach, am Ort des Geschehens. Er war Anlaufstelle für die Architekten, die Bauleiter, die Grundstücksverkäufer, die Wissenschaftler und Forscher. Er war für die weiterhin wachsenden Sammlungen verantwortlich, die ohnehin nur in »Notunterkünften« untergebracht waren, z. B. im Marbacher Rathaus und im »Kirchle«. Neuerwerbungen, die die Fachwelt gerade am meisten interessierten und die bearbeitet sein wollten, waren noch weiter verstreut: »in Stuttgart im Geheimen Kabinett des Königs, bei Dr. Steiner, Dr. Hartmann, ja sogar in Wien«, wie Haffner an Weltrich schreibt. »Ich sehne im Interesse der Wissenschaft den Augenblick herbei, an dem ich mein Amt als Schriftführer bzw. Archivar in die Hände eines Gelehrten legen kann«, heißt es unter dem 12. Mai 1900. Ebendort berichtet er: »Nicht weniger als 200 Architekten« – es wurden schließlich noch weit mehr – »haben sich für die Ausführung unseres Bauwesens gemeldet. Alle mit Unterlagen zu befriedigen, macht viel, viel Arbeit.« Am 14. III. 1899 beginnt er einen Brief so: »Wenn ich mir nur die Tage und die Wochen strecken könnte! Leider komme ich erst heute nacht dazu, das Ergebnis der Erhebungen zusammenzustellen« – er war für Weltrich in Sachen »Schillerstammbaum« tätig – »die Arbeit für die Baukommission und dann für den

Techniker, der alles mögliche zu haben wünschte, und meine ausgedehnte Berufsgeschäfte ließen mich nicht zum Schreiben kommen; heute abend komme ich vom 3tägigen Aushebungsgeschäft (als Mitglied der Ersatzkommission) zurück und mein Erstes soll dieses Schreiben sein...«

Bei der Erforschung von Schillers Vorfahren hatte Haffner für Weltrich in Steinheim (wegen des »Studiosus« Schiller), in Waiblingen und Bittenfeld eingehend recherchiert. Überall hatte er schließlich persönlich die Kirchenregister, die Inventur- und Teilungsakten eingesehen und kopiert und unbekannte Zusammenhänge aufgeheilt. Er hatte in Bittenfeld das Wohnhaus von Schillers Großvater nachgewiesen und die »Mautzin«, Schillers Großmutter Kodweiß, entdeckt (auf dem Röhrachhof). Später heißt es in einem Brief: »Es ist für mich schändlich ärgerlich, daß ich zunächst auf das Weiterspinnen des Stammbaums verzichten muß und weiß ich nicht, ob ich nicht doch noch nach Neustadt und dann Großheppach gehe.« Er ging hin.

Auf eine Anfrage Weltrichs, auf welche Weise er Haffners Mitarbeit erwähnen solle, bezieht sich folgender Passus: »Wegen Erwähnung meiner Person wollen Sie sich nur keine Mühe machen, was ich Ihnen dienlich sein konnte, geschah herzlich gern. Mein einziger Wunsch ist der, daß mir irgendwie Zeit geschaffen werden könnte. Dazu ist aber gar keine Aussicht, namentlich nicht, bevor das bürgerliche Gesetzbuch eingeführt ist; es werden mir im Gegenteil immer noch mehr Ämter aufgehalst. So ist's eben bei den württembergischen Ortsvorstehern... Zwei Hände sind eben für einen württembergischen Schulzen zu wenig. Vielleicht wachsen mir noch einige.« Zur Schillerfeier am 10. 11. 1898 hatte Weltrich ein Telegramm geschickt, in dem er Haffners Tätigkeit anerkannte. Bezeichnenderweise gab dieser damals den Wortlaut nicht bekannt, er wäre »zu ehrend« für ihn gewesen. Es lautet: »Stadtschultheiß Haffner, Marbach, dem treuen Hüter der Schätze Marbachs, dem Mitarbeiter der Schillerforschung, Herrn Haffner ein Hoch! Weltrich.« »Meine mir genügende Belohnung finde ich in dem Bewußtsein«, so der bescheidene Haffner in seinem Antwortbrief, »ab und zu eine Kleinigkeit beigetragen zu haben zur Verbesserung und Vertiefung der Kenntnis der Persönlichkeit Schillers und seiner Schöpfungen... Leider habe ich dazu nur die Sonntage und die Nächte, weil mein Amt mich jeden Wochentag unbedingt und ganz verlangt.«

Im Mai 1901 konnte der Grundstein für den Museumsbau bei der Mai-Schillerfeier (Vorgänger des Kinderfestes) gelegt werden. Haffner hielt die Festansprache. Tags darauf, am 30. Mai, reiste er auf fünf Tage ab zu den Gedenkfeiern für den verstorbenen Großherzog Karl Alexander von Weimar, zu denen die Vertreter der Goethe- und Schillervereine eingeladen waren. Haffner hatte die dortigen Erinnerungsstätten schon bei einem Besuch im August 1893 kennengelernt. Inzwischen war der Bau für das Goethe- und Schillerarchiv entstanden, der natürlich für den Gast aus Marbach von höchstem Interesse war. »Ich wurde sehr aufmerksam behandelt, zu Hof geladen, wo mich der Großherzog und die Erbgroßherzogin Witwe je in ein längeres Gespräch zogen und mich beide ihrer aufrichtigen Freude an den Bestrebungen der Marbacher auf dem Gebiet des Schillerkultus und am Aufblühen des Schwäbischen Schillervereins versicherten und sich nach dem werdenden Schillermuseum erkundigten. Insbesondere mir selber sagten sie anerkennende Worte.« (Schillervereinsprotokoll) Er traf dort auch mit Weltrich zusammen, den er seit dessen Besuch in Marbach (10. 5. 1899) auch persönlich kannte, und konnte mit ihm die Probleme besprechen, die in Marbach anstanden und die diesem von Haffners Briefen her nicht unbekannt werden. »Wären wir doch schon an der Archivarwahl!« (Haffner an Weltrich 9. 8. 1900). Wieder zu Hause, kommt Haffner darauf zurück: »Hoffentlich bringe ich nach den Ferien den Ausschuß dazu, die Frage zu lösen, wer dem Museum und Archiv vorstehen soll.« (11. 6. 01) Zweifellos vermißte Haffner bei diesem Problem den Rückhalt, den Steiner ihm geboten hatte. Dieser war im



SCHILLER-VEREIN MARBACH A. N.

(besteht seit 1835; seit 1895 Zweigverein des Schw. Schillervereins Marbach-Stuttgart.)



9.

Marbach a. N., den 19. Dec 1899
(Württemberg.)

Gef. garten der Jener.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe Ihnen sehr dankbar für die
 Ihre Liebenswürdigkeit anerkennen
 wollen. Die Hölzer aber in der
 meine Kirche sind zu groß; ich
 sollte gerne in der Kirche
 Platz in der Kirche. Meinem
 möge ich meine Polsterung
 für die in der Kirche,
 als zu einer Steinigkeit bei
 in der Kirche zu setzen zur
 Benutzung in der Kirche der
 Zweck der Kirche
 Schiller's in der Kirche.

Abb. 2: Aus einem Brief Haffners an Weltrich, 1898

Frühjahr 1901 aus gesundheitlichen Gründen zunächst auf $\frac{3}{4}$ Jahre in seine Heimat nach Laupheim übersiedelt. Das Ehrenbürgerrecht der Stadt Marbach, das ihm schon vier Jahre vorher (1897) zugesprochen worden war, wurde ihm im Mai 1901 durch Übersendung des Ehrendiploms nach Laupheim bestätigt. Möglicherweise hatte der äußerst zurückhaltende Steiner – ohnehin Träger mehrerer Ehrenbürgerschaften – in der Zwischenzeit keinen Termin für eine festliche Übergabe zur Verfügung gestellt. Er starb 70jährig, wenige Monate nach Haffners Tod, an den Folgen einer Operation in Stuttgart.

Noch ehe es zu einer Entscheidung über die Leitung des künftigen Archivs kam, erkrankte Haffner schwer. Am 4. Oktober 1901 warf ihn eine »wie der Blitz eingetretene Nierenentzündung, der eine überaus schmerzhaft Blasenentzündung und Entzündung der Harnwege folgte«, aufs Krankenlager. Zwar war ihm »gänzliche Heilung« in Aussicht gestellt, doch sollte sich Haffner nie mehr völlig erholen. Am 30. 11. 1901 schrieb er an Weltrich – es war der erste Versuch seit seiner Erkrankung: »... Seit einer Woche bin ich 2–3 Stunden täglich auf und mache Lauf- und Sitzübungen. Die Schillersache (und diese wars, die mich lieferte) habe ich seit 8 Wochen schlummern lassen müssen. Das Museum wuchs aber weiter... bei der Einweihung darf ich Sie ja wohl begrüßen. Ich freue mich darauf.«

Eine offizielle Einweihungsfeier sollte jedoch nicht stattfinden. Haffner, der immer wieder unter Rückfällen in seine Krankheit zu leiden hatte, konnte seine Ämter nur zeitweilig ausüben. Im Frühjahr 1903 erkrankte er wieder schwer. Die auf 9. Mai geplante Einweihungsfeier war wegen einer Reise des Königs aufgeschoben worden, sollte aber ohnehin aus finanziellen Gründen in kleinem Rahmen stattfinden. Zu Schillers Todestag am 9. Mai 1903 wurde Haffner eine hohe Ehrung zuteil. Der König verlieh ihm die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft als Anerkennung für seine Verdienste. Eine Äußerung Haffners zu dieser Auszeichnung ist erhalten. Auf seiner Danksagung an Weltrich ist zu lesen: »[gedruckt] Stadtschultheiß Haffner dankt verbindlichst für die freundlichen Glückwünsche [ab hier geschrieben] und herzlichen Glückwünsche für meine Gesundheit. Die Auszeichnung ist viel zu groß, um eine ehrliche Freude aufkommen lassen zu können. Da sie aber mehr eine Ehrung meines geliebten Marbachs und des Schillervereins bedeutet, so muß ich sie wohl annehmen. Aber in welchen Jammer hinein kam sie: Neben mir stand die Krankenschwester, um mir die größten Schmerzen mit einer Morphiumspritze zu betäuben und im Nebenzimmer lag mein einziges 9jähriges Töchterlein todkrank (das nach wenigen Tagen starb). Ich liege noch, es geht nun aber besser. Gott schütze Sie!«

Am 24. Juni 1903, seinem 50. Geburtstag, mittags 2 Uhr starb Traugott Haffner im Alter von 50 Jahren.

Wie schmerzlich die damaligen Marbacher diesen Tod empfunden haben, und wie tragisch er ihnen erschien, ist von ihnen noch oft erzählt worden. Seine Frau überlebte den Verstorbenen um fast drei Jahrzehnte. Sie ist in der Erinnerung als eine aufrechte, kleine freundliche Frau, die sich den Erfordernissen des Tages stellte. Sie starb ganz unerwartet am 8. März 1931, wenige Tage vor ihrem 70. Geburtstag.

Ihre Danksagung an die Bürgerlichen Kollegien macht die Erinnerung an ihren Mann noch einmal lebendig:

»Marbach am Neckar, 29. Juni 1903

Den verehrlichen Bürgerlichen Kollegien der Stadt Marbach danke ich tief gerührt für Ihre herzliche und ehrende Teilnahme aus Anlaß des Hinscheidens meines lieben Mannes, Ihres Stadtschultheißen. Während seiner Krankheit, insbesondere zu Anfang derselben war er noch voller Pläne zum Segen seiner Vaterstadt, die er so sehr liebte und für die er alle seine Kräfte anspannte. Gott hat es anders gewollt, er nam ihn heim zu sich.

Ihre Teilnahme ist mir Trost in meinem Schmerz, zeigt sie mir doch, wie teuer und

beliebt der Heimgegangene Ihnen war. Insbesondere danke ich für die kostbare Kranzspende, Herrn Gemeinderat Albrecht für den ehrenden Nachruf an seinem Grab und die vielen Aufmerksamkeiten, die mein lieber Mann und ich während seines langen Krankseins erfahren durften.

Haben Sie für alles herzlichsten Dank, auch Namens meiner Söhne Felix und Oskar, und seien Sie meiner vollendeten Hochachtung überzeugt.

Sophie Haffner.«

Berichte und Notizen

Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 1983/84

1. Die Vorträge im Winterhalbjahr 1983/84 im Kulturzentrum der Stadt Ludwigsburg

Die Vortragsreihe wurde am 13. Oktober 1983 von Vorstandsmitglied Markus Otto eröffnet. Mit großer Sachkenntnis referierte er über »Stifterscheiben der Renaissance, einst auch im Rathaus Großbottwar«. Auf Farbdias wurden dazu Proben aus anderen Beständen, vor allem aber der gesamte Bestand an Wappenscheiben im Rathaus Großbottwar gezeigt, soweit er heute noch erreichbar ist. Dieser Vortrag ist mit Farbabbildungen in Heft 35 der Geschichtsblätter erschienen.

In der zweiten Veranstaltung, am 10. November 1983, zeigte Dr. Jörg Biel, Oberkonservator am Landesdenkmalamt Stuttgart, Möglichkeiten der »Luftbildarchäologie« auf. Nach einer einstimmen Vorführung der Grabungsstelle bei Hochdorf, dem »Jahrhundertfund«, erläuterte er als profunder Fachmann anhand faszinierender Lichtbilder die Methodik: Vorgeschichtliche Siedlungen hinterlassen eine andersartige, vom ungestörten Nachbarboden sich abhebende Fläche und sind so zu erkennen. Die systematische Luftbildarchäologie kann viele irrige Vorstellungen berichtigen, so zum Beispiel die seitherige Auffassung, es gebe nur wenige keltische Vierecksschanzen im Kreis Ludwigsburg, weil bisher nur die im Wald verborgenen bekannt waren.

Den letzten Vortrag im alten Jahr, am 8. Dezember 1983, bestritt Dr. Manfred Schenk, Oberstudienrat in Vaihingen/Enz, mit dem Thema »Die Machtergreifung in Vaihingen«. Die von einem zahlreichen Hörerkreis mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen des Experten befaßten sich mit Situation und Ereignissen vor, während und nach der Machtübernahme 1933 in Vaihingen und boten einen guten Überblick über die mit Akribie erstellten Forschungsergebnisse, die unter dem Titel »Machtübernahme und Gleichschaltung der Oberamtsstadt Vaihingen/Enz 1932/33« ebenfalls in Heft 35 der Geschichtsblätter im Wortlaut abgedruckt sind.

Die Vortragsreihe setzte sich im neuen Jahr fort mit der Veranstaltung am 12. Januar 1984. Oberstudienrat Günther Bentele, Bietigheim-Bissingen, sprach über »die Bietigheimer Burg«. Der Redner hat sich um die Restaurierung zahlreicher alter Gebäude Bietigheims und die Erhaltung der Altstadt große Verdienste erworben und bereits mehrere Publikationen zur Stadtgeschichte verfaßt. Darunter auch, im zweiten Band der »Blätter zur Stadtgeschichte«, eine ausführliche Abhandlung über das Vortragsthema, das er nicht zuletzt durch hervorragende Lichtbilder und aufgrund eingehender Quellenstudien sehr lebendig illustrierte.

Die Veranstaltung am 9. Februar 1984 galt zunächst der jährlichen Mitgliederversammlung. Dabei gab der Vorsitzende, Rechtsanwalt Dr. Bollacher, einen Überblick über die Vorträge und Exkursionen des vergangenen Geschäftsjahres und ging dann besonders auf das neueste Heft (Nr. 35) der Geschichtsblätter ein, die unter der Redaktion von Dr. Wolfgang Schmierer zu einem »wahrhaften Juwel« geworden seien.

Nach Erledigung der üblichen Verwaltungsformalitäten ergriff Dr. Albert Sting, Ludwigsburg, das Wort zu einem Vortrag über »Skulpturenschmuck am Schloß Ludwigsburg«. Die bis auf die Schloßkirche ausschließlich aus der griechischen Mythologie stammenden Figuren entsprachen dem Bedürfnis absolutistischer Fürsten nach überhöhter Selbstdarstellung. Dr. Sting stellte die (meist aus Italien kommenden) Bildhauer vor,

erläuterte die einzelnen Figuren anhand von Lichtbildern und ging auch auf einen wiederentdeckten grottenartigen Tiefhof an der Südseite des Schlosses ein, der ursprünglich mit einem Wasserspiel zusammen die Verbindung zum Schloßgarten hergestellt hatte. Nach Meinung des mit großem Beifall bedachten Redners sei es durchaus überlegenswert, diesen alten Zustand wieder herzustellen.

Eine weitere Kostbarkeit brachte der letzte Vortragsabend am 8. März 1984, bei dem Herr Rudolf Henning, Ludwisburg, über »Justinus Kerner und die Maultrommel« nicht nur sprach, sondern auch Klang- ja sogar geradezu konzertante Möglichkeiten dieses in der Romantik so beliebten wie einfachen Instruments vorführte. Neben einer Ablenkung und Beruhigung des Menschen sah Kerner eine magnetische Beeinflussung des Instruments auf die gestörte Harmonie der Organe. Der liebenswerte Kerner als Verehrer eines volkstümlichen Instruments und seine Ansichten der musiktherapeutischen Wirkung gaben den Zuhörern einen Einblick in die zwischen Ideal und Wirklichkeit schwebende Gedankenwelt der Romantik.

2. Die Studienfahrten im Sommer/Herbst 1984

Auf mehrfachen Wunsch ging die erste Exkursion als Ganztagesfahrt am 6. Mai (Sonntag) nach Eßlingen. Der Marktplatz, wo die Stadtführung begann, befindet sich auf dem Boden des alten »Katharinenhospitals«, einer vor 1232 gegründeten Anlage mit »Katharinenkirche«, die leider 1811 abgerissen wurde. Nur die mächtige Kelter an der Nordseite des Platzes (Kielmeyer'sches Haus) kündigt noch von dem ehemals bedeutenden Gebäudekomplex. Das heutige Rathaus an der Ostseite des Platzes, der »obere Palm'sche Bau« ist ein großartiger Barockpalast von 1746, ihm gegenüber die entzückende Renaissance-Fassade des fälschlicherweise als »altes Rathaus« bezeichneten Baues. In Wirklichkeit diente er nur gelegentlich als »Zwischenlösung«. Ursprünglich war er das alte »Steuerhaus«, das 1430 »über den Fleisch- und Brotbänken« errichtet wurde. Der großartige schwäbisch-alemannische Fachwerkbau besaß im Erdgeschoß eine offene Halle mit hölzernen Spitzbogenarkaden als Verkaufsplatz der Zünfte, während im Geschoß darüber die finanzielle Abwicklung der Verkäufe stattfand. 1590 wurde die Nordseite des alten Baues durch Schickhardt in wundervollem Renaissancestil »ummantelt«. Hervorzuheben ist von der Gebäudefront insbesondere die astronomische Uhr. Der Gang durch die Stadt vermittelte eine reiche Fülle entzückender Eindrücke. So sah man das alte Rathaus, heute Amtsgericht, in der Ritterstraße, dessen Vorgängerbau von 1223 dem großen Stadtbrand von 1701 zum Opfer fiel. 1705-15 entstand der heutige Bau mit sehenswertem »Kaisersaal«. Vorbei am alten Lehrerseminar erreichte man die Kirche St. Georg, den Rest des ehemaligen Franziskanerklosters. Der einst große Bau, heute hintere Kirche genannt, wurde 1840 bis auf den Chor abgerissen. An den sehenswerten Torso mit erhaltenem Lettner und bedeutenden alten Glasmalereien wurde das »Ambrosius-Blarer-Gemeindehaus« angebaut. Dieser berühmte Mann reformierte einst die Stadt Eßlingen zusammen mit Michael Stiefel. Küferstraße, Wolfstor, die innere Brücke mit der reizenden Brückenkapelle St. Nikolaus waren weitere Besichtigungspunkte, und der Gang durch die alten Gassen zeigte das überall präsenste, wohlerhaltene Fachwerk mit seiner Vielzahl ornamentaler Möglichkeiten.

Das Mittagmahl wurde auf der Burg im dicken Turm eingenommen. Dr. Zwerschina erläuterte die Anlage, die eben keine Burg, sondern nur eine Erweiterung der Stadtmauer auf die Bergeshöhe, mit Schenkelmauern zur Stadt und einer Hochwacht als Ausguck gewesen ist. Der dicke Turm wurde erst 1887 nach Nürnberger Vorbild mit dem charakteristischen Aufsatz versehen, heute ein Wahrzeichen von Eßlingen. Auf dem

romantischen Wehrgang, der Burgstaffel, ging es wieder abwärts zum Marktplatz. Westlich steht das ehemalige Dominikanerkloster mit seiner Paulskirche, einer turmlosen, frühgotischen Basilika, erbaut 1233–68 und geweiht vom berühmten Dominikaner Albertus Magnus. Bedeutendstes Bauwerk am Marktplatz ist die, in der Hauptsache aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende Stadtkirche St. Dionysius, eine Basilika mit unten spätromanischen Türmen, die oben durch einen gedeckten Brückengang verbunden sind. Es ist nur wenig bekannt, daß diese Brücke eine technische Notlösung darstellt. Der Bau steht auf unsicherem Grund, und da die beiden mächtigen Türme auseinander zu weichen begannen, wurden sie um 1600 durch mit der Brücke getarnte Eisenstangen gegenseitig verankert. Im Innern besichtigte man insbesondere den schönen Chor, der einen der größten Bestände an Glasmalerei in Württemberg enthält. Ein bedeutendes Sakramentshaus von Lorenz Lechler (1491–95) und der ebenfalls von ihm stammende Lettner (1486) sind weitere besondere Sehenswürdigkeiten des architektonisch so eindrucksvollen Innenraumes. Spannender Höhepunkt war der Abstieg in die geheimnisvolle Tiefe der »Unterkirche«, die 1960–63 ausgegraben wurde und die aus dem unteren Teil des Mauerwerks der Vorgängerkirche besteht. Hier stand man im Kernstück der Anlage, in einem quadratischen Raum mit quadratischem Chor. Abt Fulrad von St. Denis vermachte seinem Kloster im Jahr 777 testamentarisch die »Cella in Hesslinga« mit den Gebeinen des Heiligen Vitalis. Diese »Cella« war eine Außenstelle des Klosters, die sich zu einem Wallfahrtsort entwickelte, der dann seit Karl dem Großen das Marktrecht besaß.

Die Frauenkirche am Berghang wurde ab 1321 von den Eßlinger Bürgern anstelle einer Marienkapelle erbaut. Der Bürgerstolz forderte diese Gegenründung zur Stadtkirche, deren Platz Kaiser Friedrich II. dem Domkapitel Speyer geschenkt hatte (daher auch der »Speyerer Pflegehof« beim Chor der Kirche, heute Sektellerei Kessler). Die Frauenkirche, ein Juwel schwäbischer Hoch- und Spätgotik, mit ihrer fein durchbrochenen Turmpyramide und dem Filigranwerk unzähliger Fialen, wurde erst kurz vor der Reformation durch die Baumeisterfamilie Böblinger fertiggestellt. Der Bau mit seinen prunkvollen Südportalen bietet im Innern durch seine drei gleichhohen Schiffe (Hallenkirche) einen überwältigend schönen Raumeindruck. Auch hier finden sich in den drei Chorfenstern bedeutende alte Glasmalereien. Tief beeindruckt verließ man den emsigen Stadtführer, Dr. Zwerschina, der mit einer Stadt bekannt gemacht hatte, die das Glück hatte, im Unterschied zu Stuttgart, im letzten Krieg völlig unzerstört zu bleiben.

Die zweite Exkursion führte am 30. Juni (Samstag) als Halbtagesfahrt nach Pforzheim, unserer Nachbarkreisstadt drüben im Badischen. Als prominenter Stadtführer hatte sich Oberverwaltungsrat i. R. Wahl erboten. Er erwartete die Gäste am Reuchlinhaus. Zunächst wurde der 1961 vorbildlich erstellte Bau erläutert, der den Namen des berühmtesten Sohnes der Stadt trägt. Er beinhaltet das Kulturzentrum, das Stadtarchiv, die Stadtbücherei und neben anderen Räumen auch das Schmuckmuseum, in dem ein Überblick über die 4000jährige Geschichte des Schmucks zu sehen ist. Der anschließende Stadtrundgang führte zunächst zur modernen evangelischen Kirche, einem monumentalen Bau mit riesigem »Campanile«, malerisch am Lindenplatz beim Zusammenfluß von Enz und Nagold gelegen, anschließend zum riesigen neuen Rathaus, mit besonderem Bau für die Sitzungssäle und einem Glockenspiel auf der Seite des bergwärts liegenden Marktplatzes.

Beim Anstieg zum Schloßberg sieht man links in einer Geländemulde als Rest des Franziskanerklosters den Chor der »Barfüßerkirche«, der, in seinen frühgotischen Formen bestens restauriert, immer noch ein bedeutendes Denkmal vergangener Zeiten darstellt. Unmittelbar stand man dann vor dem imposanten Westwerk der von den Markgrafen um 1225–35 begonnenen Michaelskirche. Der großartige Bau, an dem bis

1500 gebaut wurde, ursprünglich »Schloßkirche«, später anstelle der Martinskirche die Pfarrkirche von Pforzheim, avancierte 1460 zur Kollegiat-Stiftskirche. Die Westfassade ist in ihrer Gliederung und mit ihrem prunkvollen Rundbogenportal noch durchaus romanisch geprägt. Beim Rundgang um das riesige Gebäude ergaben sich auf der Nordseite interessante Einblicke in die Konstruktion des basilikalen Langhauses, welche noch die Unsicherheit der Architekten in der Statik des hier schon frühgotischen Bereichs durch übermäßige Verstärkung der Strebepfeiler und andere Vorsichtsmaßnahmen erkennen lassen. Das Langhaus wird hoch überragt vom spätgotischen Stiftschor, der 1460 errichtet wurde.

Herr Wahl erzählte von der großartigen Aktivität der Pforzheimer, die einen Verein zum Wiederaufbau der ruinös gewordenen Basilika gegründet und durch eigene tätige Mithilfe wesentlich dazu beigetragen haben, daß die Kirche nun wieder als größte Sehenswürdigkeit der Stadt in neuem Glanze dasteht. Es gab während der Bautätigkeit eine regelrechte Dombauhütte, und die schwierige Neukonstruktion der schweren Gewölbe wurde von schlesischen Steinmetzen und Gewölbefachleuten kunstgerecht ausgeführt.

Mit der Fahrt zur Altenstädter Kirche begab man sich in die Urgeschichte der Stadt und in den alten Römerbereich, hier überquerte seit etwa 90 n. Chr. eine römische Militärstraße auf dem Weg von Straßburg über Ettlingen nach Cannstatt die Enz. Aufgrund eines bei Friolzheim aufgefundenen römischen Meilensteins von 245 n. Chr. erklärt sich der Name »Pforzheim« aus »portus«, was in diesem Falle Übergang bedeutet.

Durch die alte Martinskirche führte Pfarrer Bönning. Die Kirche steht auf römischen Grundmauern und war ursprünglich eine romanische Basilika. Vom alten Gebäude hat sich in der Hauptsache nur der 1340 erbaute hochgotische Chor erhalten. Im Untergeschoß des Turmes ist das Westportal der alten Basilika noch erhalten. Der schöne Chor mit hohem Chorbogen und eindrucksvollem Gewölbe trägt an den Wänden mittelalterliche Gemälde, die nach dem Brandschrecken von 1945 ganz unerwartet entdeckt und wohlherhalten freigelegt wurden. Mit bewegten Worten schilderte Pfarrer Bönning die Ungeheuerlichkeit der Kriegskatastrophe. Von einer Gemeinde von 5000 Seelen seien nach dem Inferno noch ganze zwei am Leben geblieben. Insgesamt sei Pforzheim zu 80% zerstört worden und hatte 18000 Tote zu beklagen gehabt. Der verheerende Luftangriff sei noch am 23. Februar 1945 erfolgt.

Zuletzt führte Herr Wahl zu dem im Kanzlerwald im Stadtteil Pforzheim-Hagenschieß gelegenen römischen Gutshof. Die große Anlage war schon seit 1832 bekannt, wurde aber erst 1955 durch weitere Grabungen und Konservierungsarbeiten zur heutigen bedeutenden Sehenswürdigkeit gestaltet. Die Anlage enthielt einen Gutshof mit Wohnhaus, ein Badegebäude, ein Wirtschaftshaus sowie ein Vorratsmagazin. Das quadratische Anwesen war von einer ringsum sichtbaren Mauer von etwa 95 m Länge umgeben. In der Mitte der Nord-Süd-Flanke sind noch die beiden Tore zu erkennen, das eine sogar noch mit den Radabweisern.

Erfreulich viele Interessenten hatten sich zur Halbtages-Herbstfahrt, am Samstag, dem 8. Oktober, gemeldet. Erste Station war Sinsheim, wo vor dem alten Rathaus Herr Benz, der Vorsitzende des Heimatvereins Kraichgau die Exkursionsteilnehmer empfing. Der Kraichgau gehört mit seinem, zwischen Odenwald und Schwarzwald gelegenen, besonders leicht bebaubaren Siedlungsgelände zu den ältesten Kulturräumen Süddeutschlands. Eine wichtige zentrale Lage des Sinsheimer Gebiets schon in der Jungsteinzeit (5000–2000 v. Chr.) beweisen Einzelfunde von Gegenständen, sowie insbesondere die drei Büchel mit 14 Hügelgräbern an der Burghalde. Außer Funden aus der Römerzeit (Gutshof, Jupiter-Gigant-Säule, Götterstein) entdeckte man mitten im Stadt-

gebiet ein Reihengräberfeld, Hinweis auf die fränkisch-alemannische Frühzeit. Die, bereits im Sinne moderner Archäologie, erstaunlich früh gewonnenen Grabungsergebnisse verdankt die Stadt dem gebürtigen Heidelberger Karl Wilhelmi, der 1809–57 Stadtpfarrer und Dekan in Sinsheim war. Mit der von ihm gegründeten »Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit« stellt sich nicht nur der älteste badische Altertumsverein vor, sondern Wilhelmi war mit einer Reihe eigener Ausgrabungen und Publikationen, auch über die von ihm entwickelte – schon sehr moderne – Methodik, der bedeutendste Wegbereiter der Vorgeschichtsforschung in Süddeutschland.

Dem örtlichen Verein wurde von der Stadt das »Alte Rathaus«, ein Fachwerkbau von 1712, für ein Heimatmuseum zur Verfügung gestellt, das nun besichtigt wurde. Es zeigte sich als in jeder Hinsicht vorbildlich angelegt. Nicht nur die lange Stadtgeschichte wird anhand von Exponaten aus allen Zeitepochen deutlich sichtbar gemacht, sondern auch das bürgerliche Leben vergangener Zeiten wird durch völlig eingerichtete Stuben und Werkstätten veranschaulicht. Natürlich ist auch ein Raum Karl Wilhelmi und seinen Originalpublikationen gewidmet.

Die nächste Station war das ehemalige Stift auf dem Michaelsberg. Außer dem Refektorium ist noch ein Torturm sowie das hohe Mittelschiff der romanischen Pfeilerbasilika von der einst so bedeutenden Abteikirche erhalten. Wenigstens sind doch noch die vermauerten Pfeilerarkaden zu sehen. Im Innern steht noch der spätgotische Lettner, dahinter aber, zweckbedingt, – in den Räumen ist ein Jugendheim untergebracht – eine Modelleisenbahn. Ein seitlich am Schiff stehender ziemlich hoher Turm vom Anfang des 16. Jahrhunderts trägt oben eine auffällige steinerne, fast kuppelförmige Haube und ist damit ein Wahrzeichen von Sinsheim geworden.

Zweifellos eine weitere regelrechte Attraktion hat Sinsheim übrigens durch das seit einiger Zeit bestehende »Auto- und Technik-Museum« nahe der Autobahn erhalten. Sinsheim dürfte in erster Linie für solche Besucher attraktiv sein, die historisch interessiert sind, ohne dabei nur auf sichtbare und vollständig erhaltene Baudenkmäler zu reflektieren.

Anschließend wurde die »Kompaßnadel« des Kraichgau besucht, die Burg Steinsberg. Sie steht inmitten auf dem Basaltkegel eines erloschenen Vulkans und gilt als Muster eines wehrhaften Adelssitzes der Stauferzeit. Die Burg wird sogar in der Heidelberger Liederhandschrift besungen. Lange Zeit hatte sie den Grafen von Öttingen gehört. Ihre Restaurierung verdankt die Anlage ihrem heutigen Besitzer, der Stadt Sinsheim.

Auch Eppingen, das letzte Ziel, kann ähnlich wie Sinsheim auf Siedlungen schon in der Steinzeit zurückblicken. Allerdings ist Eppingen von schweren Zerstörungen verschont geblieben. Es gilt heute als eine »Stadt der Fachwerkhäuser«. Die Führung für Eppingen hatte Herr Maurermeister Pfefferle vom »Verein der Eppinger Naturfreunde« übernommen. Man begann am Marktplatz, der Nahtstelle zwischen der Altstadt und der Neustadt und konnte dort, im Kontrast zum Rathaus von 1823/24 im Weinbrenner'schen Stil, bereits einige schöne Fachwerkbauten im gefälligen, fast ornamentalen fränkischen Stil sehen. Ihm steht in Eppingen sehr häufig der ältere alemannische Fachwerkbau gegenüber. Beim Blick in malerische Gäßchen erläuterte der fachkundige Führer so manches Detail aus der Technik des Fachwerkbauens. Vorbei am mittelalterlichen »Pfeiferturm«, einem Rest der ehemaligen Stadtbefestigung, kam man zum riesigen Fachwerkbau der alten Universität (in den Pestjahren 1564/65 vorübergehend Zuflucht der Heidelberger Universität), der gegenwärtig mit großem Aufwand restauriert wird. Nahe dabei steht eines der ältesten badischen Fachwerkhäuser, ein noch mittelalterlicher Bohlenbau. Absoluter Höhepunkt der Eppinger Fachwerkschau ist

jedoch das Baumann'sche Haus von 1582/83, sicher eines der bedeutendsten und reichbeschnitztesten Fachwerkhäuser von ganz Süddeutschland.

Abschließend besichtigte man noch die katholische Pfarrkirche »Unsere Liebe Frau«. Die ursprünglich wohl aus dem 13. Jahrhundert stammende Chorturmkirche erlebte laut Inschrift einen 1435 begonnenen spätgotischen Umbau, von dem noch ein schöner Portalvorbau im Westen zeugt. Spätere Umbauten und Erweiterungen erscheinen für das Gesamtbild nicht allzu glücklich. Umso mehr war man vom Inneren überrascht. Das ziemlich kahl wirkende Schiff mit Querschiff vor dem Chor zeigt neben sehenswerten modernen Glasgemälden in den Maßwerkfenstern unerwartet interessante Reste von Wandgemälden aus der Zeit kurz nach 1500 über einem Nordportal. In mehreren Zeilen sind Szenen aus dem Leben Jesu dargestellt. Größte Bewunderung erregte aber der alte Turmchor, in dem eine nahezu vollständige Ausmalung mit Decken- und Wandgemälden aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts freigelegt wurde. Es ist dieselbe Stilperiode, die von der Burgkapelle auf dem Lichtenberg und von der Peterskirche in Oberstenfeld her bekannt ist.

Die trotz des schlechten Wetters wohlgelungene Fahrt machte nicht nur mit wichtigen historischen Stätten drüben im Badischen bekannt, sondern auch mit einer Kette rühriger Heimatfreunde, die sich unter der Dachorganisation »Heimatverein Kraichgau«, jeweils vor Ort in eigener Regie, in vorbildlicher Weise um die Erhaltung der heimatlichen Kulturwerte bemüht.

Vorliegender Bericht stützt sich auf Zeitungsberichte über die Veranstaltungen von G. Frey, W. Melchior und M. Otto.

Markus Otto

Rückblick auf das Jahr 1983

Ovid sagt in den »Metamorphosen«: »Es ist nichts auf der Welt, das Bestand hat! Alles ist fließend, und flüchtig ist jeder Erscheinung Gestalt, gleiten doch ewig zerrinnend die Zeiten vorüber ...«. Und unser Steinheimer Heimatdichter Willrecht Wöllhaf sagt in seinem Gedicht »Erfahrung«, in der Sprache seiner Zeit und seines Lebensraumes: »Mei Vadder hot äwwel behauptet: koi Zeit kommt edd wieder ...«. So hat der Chronist sich bemüht, einiges von dem, was 1983 war und so gewiß nicht wiederkehrt, soweit es ihm nach ganz eigener Wertung von Bedeutung schien, festzuhalten, um es beim Wiederlesen noch einmal in Erinnerung zu bringen. Vielleicht ein wenig als typisch gerade für dieses Jahr 1983. Wenn auch freilich all die vielen Arbeitsjubiläen, die Auszeichnungen von Mitmenschen, ja auch die Fülle der gar nicht spektakulären Ereignisse, selbst Unfälle, Unglücke, auch Erfolge und Bestätigungen für den Einzelnen gewiß nicht weniger von Bedeutung waren.

Vierelorts wurde das neue Jahr mit Böllerschüssen und den Himmel erhellenden Raketen begrüßt. Zugleich war es ein Gruß für den ersten neuen Erdenbürger, der im Ludwigsburger Krankenhaus zur Welt kam: die 3100 Gramm schwere Yvonne, die für einen Augenblick die Aufmerksamkeit vom Streitobjekt Ludwigsburger Stadthallenneubau ablenkte. Die Mehrheit des Gemeinderates entschied sich für die 73,1-Millionen-Mark teure neue Halle, für die die Stadt allein 62 Millionen aufbringen muß. Beim 30. Bundes-Schwabenball in der Patenstadt Gerlingen sah man an die 260 prächtige Trachten. Am 16. Januar weihte der Landkreis sein 60 Millionen Mark teures Kreishaus ein. Mit 500 Gästen. Samstags drauf standen die Türen fürs »Volk« zur Besichtigung offen. Es gab einen Massenansturm von interessierten Bürgern, die alle die »angemessene Werkstatt für ein halbes Tausend Beschäftigte« des Kreises (so Landrat Dr. Hartmann) kennen lernen wollten. Im Januar wurde Bietigheims Altstadt komplett unter Denkmalschutz gestellt. Auch aufs Esslinger Spital in Münchingen wurde schützend die Hand gelegt: es darf keinem modernen Neubau weichen. Eines Tages wird man froh darüber sein. So wurde auch das Schöckinger Firstständerhaus von 1450, eines der ältesten im Lande – vor dem Abbruch bewahrt, der den Eigentümern besser ins Konzept gepaßt hätte.

Beim Kreislandfrauentag sagt der ehemalige Landesbischof Dr. Claß, vor 800 Frauen, daß der Mensch nicht länger sich als Maß aller Dinge betrachten dürfe. Die Industrie hat ein neues Verfahren entwickelt, um aus Neckarschlamm Bausteine herzustellen. Ob das die Lösung für das Problem der Schlambeseitigung ist?

CVJM Ludwigsburg und ein Förderverein finden sich zusammen als Träger der wiederaufzubauenden ehemaligen Synagoge Freudental. Sie soll Gedenkstätte und pädagogisch-kulturelles Zentrum werden. So auch findet eine Interessengemeinschaft DAZ zueinander: Deutsche und Ausländer zusammen. Als Gegenkraft gegen extreme Bestrebungen, die ausländischen Mitbürger, da wo sie als Last empfunden werden, wieder heimzuschicken. Im Regen, der Ende des Monats überm Kreisgebiet niedergeht, ist Sahara-Sand enthalten. Die Autos werden gelb überpudert – ein Gruß aus Afrika.

Von Professor Hans-Martin Decker-Hauff erfährt die Festversammlung Anfang Februar im Ludwigsburger Schloß aus Anlaß des Jubiläums 900 Jahre Haus Württemberg, daß der erste Württemberger ein Reing'schmeckter aus Luxemburg war. Am Ende seines Staatsbesuchs kommt Norwegens Ministerpräsident Kare Willoch nach Marbach. Schillers Geburtshaus und das Nationalmuseum finden sein besonderes Interesse. Die Industrie- und Handelskammer sagt in ihrem Jahresbericht 82, es sei ein Jahr der Pleiten gewesen. Die Insolvenzen hätten sich verdoppelt. Die Jugendarbeitslosigkeit nehme

beängstigende Formen an. Im Bezirk Ludwigsburg, sagt das Arbeitsamt, seien 1700 junge Menschen ohne Arbeit. Der Polizeibericht fürs Vorjahr ist auch nicht erfreulicher: es gab zwar 28 Tote weniger auf den Straßen als 1981, aber auch 43 waren noch immer viel zu viel.

Am Anfang des Monats März steht die Bundestagswahl, aus der Mathias Wissmann aus Ludwigsburg als strahlender Sieger hervorgeht. Im Wahlkreis Neckar-Zaber wird Dr. Renate Hellwig wiedergewählt. Dr. Weng aus Gerlingen gelingt der Einstieg ins Bundesparlament über die Landesliste. Die Polizei nutzt die ausgedienten Wahltafeln für eine eigene »Aktion Vorbeugen«. Finanzminister Palm weiht den Neubau des Refa-Landesverbandes in Ludwigsburg ein. Die Kreisverkehrswacht nimmt in ihr erfolgreiches Verkehrsschulungsprogramm jetzt auch die Mofa-Schulung auf. Frau Minister Annemarie Griesinger eröffnet bei noch recht winterlichen Temperaturen die neue Saison des Blühenden Barock. Seit Beginn vor 29 Jahren hat die Gartenschau 35 Millionen Besucher gehabt.

Mit dem Monat April wird im Krankenhaus Marbach des Landkreises eine Innere Abteilung in Betrieb genommen. Sintflutartige Regenfälle in der ersten Monathälfte setzen mehrere Straßen unter Wasser. Das nasse Wochenende verläuft zum Glück glimpflich: Diesmal geht der Hochwasser-Kelch an uns vorbei. Die unter Denkmalschutz stehende Bergkelter von 1521 in Murr bleibt erhalten: ein Architekt, ein Innenarchitekt und ein Studienrat bauen sie als Wohnhaus aus. In Hirschlanden trifft man sich zum Gauwettbewerb der Heimat- und Trachtenvereine im Südwesten.

Im Ludwigsburger Schloß verleiht Ministerpräsident Lothar Späth Verdienstmedaillen des Landes an Bietigheim-Bissingens ältesten Ehrenbürger, Professor Dr. Choel Ishibashi aus Tokio, an den PH-Prof. Dr. Ludwig Heieck aus Ludwigsburg, an den Ornithologen Prof. Dr. Ernst Schütz, ebenfalls aus Ludwigsburg, und an Frau Margarethe Schmidtbleicher aus Kornwestheim. Diese vier Persönlichkeiten mögen stellvertretend für alle stehen, denen im Jahre 1983 Anerkennung für ihr verdienstvolles Wirken zuteil geworden ist. Ende April locken erste warme Sonnenstrahlen schon in die inzwischen geöffneten Bäder.

Im Mai sagt das Arbeitsamt, daß die Lage weiterhin schlecht sei. Der Bezirk liege bei 5,3 Prozent Arbeitslosen. Freilich ahnt zu dieser Zeit noch niemand, daß unser Gebiet ein Jahr weiter besser dastehen wird als alle anderen Gebiete in der Bundesrepublik. Bei einem Dachstuhlbrand in Besigheim können sich zwei türkische Familien zum Glück retten. Einer von vielen Einsätzen unserer tüchtigen Freiwilligen Feuerwehren, die gemeinsam mit der Berufsfeuerwehr von Ludwigsburg unser Hab und Gut und Leben retten. Immer mehr werden sie zu technischen Einsätzen und zu Verkehrsunfällen gerufen.

Schwere Brände mit hohem Schaden gab es ebenso 1983 in Affalterbach, wo beim Backen der Fastnachtsküchle brennendes Fett ein Wohnhaus in Flammen aufgehen ließ; in Kornwestheim, wo aus einem brennenden Dachgeschoß eine Mutter mit ihrer Tochter in die Tiefe sprang, selbst verletzt überlebte, das Kind aber ebenso starb wie der Vater der italienischen Familie, oder in Winzerhausen, wo ein Großbrand in einem Bauernhof einen Schaden in Höhe von einer halben Million Mark anrichtete!

Der Bund für Naturschutz zeichnet bei seinem zweiten Umwelt-Kongreß in Marbach den Theologen Dr. Jörg Zink mit der Bodo-Mannstein-Plakette aus.

In Sorge um die bedrohte Natur stellte der Landkreis im Juli 166 Naturdenkmale vorsorglich unter Schutz. Ist der Mai kühl und naß, füllt's dem Bauern Scheune und Faß, sagt die Bauernregel. Vorerst füllt erneuter Dauerregen vielerorts mit Sorge. Am schlimmsten ist die Gloms betroffen. Aber auch der Neckar ist über die Ufer getreten. Bei Regen weiht Benningen in Anwesenheit von Staatssekretär Schöttle seinen Hochwas-

serschutzdamm ein. Der soll in Zukunft vor dem Neckar-Hochwasser schützen. Wie notwendig dieser Schutz war, macht eine Ausstellung deutlich. Regen auch beim 277. Vaihinger Maientag. Beim 215. Ludwigsburger Pferdemarkt gibt es 70 Wagen und Gruppen im Festzug.

Die Erweiterung des Jugenddorfs Schloß Kaltenstein in Vaihingen/Enz um ein 15-Millionen-Mark-Kommunikationszentrum wird eingeweiht. Albrecht Sellner ist Gerlingens neuer Bürgermeister. Wiedergewählt wurden im Jahr 1983 die Bürgermeister Peter Haaf von Benningen, Manfred Läßle von Oberstenfeld, Walter Seiler von Korntal-Münchingen, Peter Kuhn von Remseck und Rolf Fetzer von Eberdingen.

Das Helene-Lange-Gymnasium in Markgröningen feiert sein 110jähriges Bestehen. Einen Rekord mit 200 Teilnehmern und 36 Mannschaften kann die 10. Internationale Militärpatrouille rund um Ludwigsburg melden. »Musik erfreut des Menschen Herz« ist das Motto des Kreissenientags 1983 in Sachsenheim.

Einen Monat nach seiner Wiederwahl wird Bietigheim-Bissingens Oberbürgermeister Manfred List wieder in sein Amt eingesetzt. Bürgermeister Helmut Himmelsbach wird in dem seinen bestätigt. In Kornwestheim wird der Internationale Jugendtag begangen. Beim Internationalen Landesmissionstag in Ludwigsburg ist Landesbischof Keler zu Gast. Und Steinheim erlebt beim Jubiläumsfest seiner 110 Jahre alt gewordenen Freiwilligen Feuerwehr den längsten Festzug, den es je hier gab. Der Große Zapfenstreich bildet den Höhepunkt des Festes.

Im Salamander-Stadtpark in Kornwestheim wird Anfang Juni ein chinesischer Urwelt-Mammutbaum als Symbol für die deutsch-amerikanische Freundschaft gepflanzt. Anfang Juni ist die Bietigheimer Altstadt fest in der Hand von Künstlern: das zweite Kleinkunstwochenende macht die Fußgängerzone zur Freilichtbühne. Beim 25. Kreismusikfest spielen 1100 Blasmusiker vor dem Bietigheimer Rathaus. Die Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft in Möglingen hat ihre Lagerkapazität auf 44,6 Millionen Liter erweitert: für den 83er wird der Platz reichen. Vor dem Besigheimer Rathaus spielt ein neues Besigheimer Laientheater-Ensemble den »Frauenarzt von Bischofsbrück« mit großem Erfolg.

In festlichem Rahmen wird im Juni das neue Ortsbuch Hoheneck vorgestellt. Die Gerlinger feiern: ihre Stadt ist 25 Jahre alt. Zugleich sind die festlichen Tage Abschied für den bisherigen Bürgermeister Wilhelm Eberhardt, der zum Ehrenbürger ernannt wird.

Auch in unserem Landkreis wird das Waldsterben immer ernster. Die Waldbegehungen häufen sich und immer mehr Menschen erkennen das Ausmaß der Schäden. Es sind nicht nur die Fichten. Der Borkenkäfer, der in Massen auftritt, tut das Seinige dazu. Eine einschneidende Sparmaßnahme des Bundes: die Eisenbahnerschule in Kornwestheim wird geschlossen. Colonel Cerjan wird Nachfolger von Colonel Polo als Standortältester der amerikanischen Garnison Ludwigsburg-Kornwestheim. Bei einer Bürgerabstimmung in Ludwigsburg entscheiden sich 56,3 Prozent für eine neue Stadthalle. Also doch!

In Korntal-Münchingen sind die Kinderheime 160 Jahre alt. Und vor 25 Jahren wurde Korntal Stadt. Grund genug im Juli, um die Anlässe zu feiern. Vom Verkehrsübungsplatz auf dem Egelsee in Vaihingen/Enz wird gemeldet, daß inzwischen 25 000 Männer und Frauen am Sicherheitstraining teilgenommen haben. Das Beste, das man gegen die Gefahren auf der Straße tun kann. Erich Tomschick, Ratsherr aus Markgröningen und Schäferlauf-Moderator, erhält für das von ihm verfaßte »Mödritzer Heimatbuch« den Förderpreis des Landes für die Heimatforschung. Auch einen Landespreis gibt es für die Naturfreunde-Jugendgruppe Möglingen: in mehr als 600 Stunden Arbeit hat sie aus der wilden Müllkippe »Quellwäldchen« im schönen Leudelsbachtal ein Biotop für Vögel und Grasfrösche gemacht.

Ludwigsburg ist zur Zweigstelle des Goethe-Instituts Schwäbisch-Hall geworden:

150 Schüler aus aller Welt sind ein paar Wochen hier zu Gast. Professor Dr. Bernhard Zeller, Marbach, veröffentlicht den »Schwäbischen Parnass«. Seit diesem Juli finden sich an der Autobahn durch den Kreis große Hinweistafeln auf bedeutende Landmarken wie die Festung Hohenasperg. Zur Einweihung des umgebauten und erweiterten Urmensch-Museums in Steinheim kommt der echte Schädel des homo steinheimensis. Mehr als 100 Wissenschaftler werden zum Festakt erwartet.

Die Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes in Walheim werden immer fruchtbarer. Reiche Schätze können geborgen werden. Vor allem ein Brunnen erweist sich als wahre Fundgrube. Das Geburtshaus des Tobias Mayer in Marbach, des berühmtesten Mathematikers und Physikers seiner Zeit, das schöne Fachwerkhaus in der Torgasse, wird zum Museum. »Bönnigheim in alten Zeiten« von Elisabeth Zipperlen kommt in den Buchhandel. Finnische Sportler sind bei der Sportkreisjugend zu Gast. Überhaupt gibt sich das Jahr 1983 überaus international. Nicht nur die zahlreichen Städtepartnerschaften in unserem Kreis tragen wesentlich zur Völkerfreundschaft bei.

Im Juli 1983 erscheint auch das erste Heft der neuen Bietigheim-Bissinger Schriftenreihe »Blätter zur Stadtgeschichte«. Es wird vom Stadtarchiv und dem Arbeitskreis für Stadtgeschichte herausgegeben. Ende Juli bricht eine Hitzewelle herein mit Temperaturen bis 37 Grad Celsius. In den Freibädern herrscht jetzt Hochbetrieb. Ein Traumsommer. Ansonsten legt die Betriebsamkeit jetzt einen Sommerschlaf ein. Bei den Zeitungen nennt man es »Sauregurkenzeit«. Urlaubszeit.

Zum Schäferlauf in Markgröningen findet in der restaurierten Zehntscheuer eine Ausstellung mit sehenswerten Dokumenten großes Interesse: Die Geschichte des traditionellen Festes in Urkunden und Bildern. Und auf dem Stoppelfeld und beim Festzug gibt es trotz glühender Hitze wieder Massen von Zuschauern. Ehrengäste waren Ministerpräsident Lothar Späth und der Wim-Thoelke-Champion Dieter Burkhardt, der so gut über den Schäferlauf Bescheid wußte. In der Nacht zum 21. August hat während einem Gewitter ein Wolkenbruch Straßen und Keller an vielen Orten im Kreis unter Wasser gesetzt. Die Feuerwehren wurden zu 163 Einsätzen gerufen. Das 17. Internationale Musikfest in Markgröningen sah allein mehr als 400 Mitwirkende.

Beim vier Tage dauernden Bietigheimer Pferdemarkt, einem weiteren traditionellen Fest in unserem Kreis, dürften gut 250 000 Besucher gewesen sein. 1100 Pferde waren angemeldet, davon allein mehr als 450 für die Turnier-Veranstaltungen. In Bietigheim wird auch der Tag der Vertriebenen begangen. Riesenglück hat eine Ludwigsburger Familie: 6 Richtige im Lotto. Und das bedeutet sage und schreibe 2,81 Millionen Mark. Anlässlich seines 70. Geburtstages wird im Ludwigsburger Schloß der frühere Ministerpräsident Hans Filbinger von seinem Nachfolger Lothar Späth zum Ehren-Professor ernannt.

Ebenfalls im Residenz-Schloß wie alle Jahre um diese Zeit die »Schwäbische Floriade«: Ein starker Publikumsmagnet mit Anziehungskraft auf alle Blumenfreunde aus nah und fern. Das viertägige Opferfest der Moslems wird in der Stadthalle mit einem Morgengete eingeleitet. Zur Erinnerung an Abrahams Opfer wird ein Hammel geschlachtet. 50 000 säumen die Straßen beim Besigheimer Winzerfest. Im Kreishaus feiert die Jugendverkehrsschule des Kreises ihr 10-jähriges Bestehen. Ende des Monats tagen die Präsidenten der Landesparlamente in Ludwigsburg.

Traditionspflege auch bei der Strohgäubahn, die einen neuen Triebwagen in Dienst stellt, den die Wappen der Städte und Gemeinden an der Strecke zieren. Bei einem bundesweiten Wettbewerb wird Bernd Martin aus Tamm für eine Dokumentation über das KZ Vaihingen ausgezeichnet. Ernst Fischer darf nach eineinhalbjähriger Amtsverweigerung endlich Oberbürgermeister von Kornwestheim sein. Flattichs Leben wird verfilmt: im Ludwigsburger Schloß finden Ende des Monats Dreharbeiten für diesen

Beitrag zur Serie über aufgefallene Gottesmänner statt. Der Heimatforscher und langjährige Vorsitzende des Historischen Vereins Dr. Willi Müller aus Schwieberdingen stirbt im Alter von 68 Jahren.

Bei einem Symposium der Alexander-von-Humboldt-Stiftung im Monrepos treffen sich 63 Wissenschaftler aus 20 Ländern. Rund 100 Teilnehmer bilden bei einer Friedensdemonstration eine Menschenkette rund um die Flakkaserne in Ludwigsburg. Der Verteidigungsbezirk 51, der seit 1973 in der Jägerhofkaserne in Ludwigsburg beheimatet ist, feiert sein 25jähriges Bestehen mit dem großen Zapfenstreich im Schloßhof. 400 Mediziner treffen sich im Ludwigsburger Kulturzentrum zu einem Erfahrungsaustausch. Die Ludwigsburger Volksbank stellt erstmals die Funde aus dem keltischen Fürstengrab von Hochdorf/Enz der Öffentlichkeit vor. Das Rätselraten um den Keltenfürsten hält ebenso an wie die Restaurierungsarbeiten.

Im Oktober beenden die Ludwigsburger Schloßfestspiele ihre Saison 1983. Die Bilanz: 45 000 Besucher. Stunden mehr Plätze zur Verfügung, wären es gewiß noch weit mehr gewesen. Das Ludwigsburger Stadtbad ist 75 Jahre alt. Der verdiente Kommunalpolitiker und Heimatforscher Hermann Neuffer aus Großbottwar erhält als erster die Bürgermedaille seiner Stadt. 100 Jahre alt ist in diesem Monat das DRK Ludwigsburg. Der Landkreis wird Hausherr übers Zentrum für den Katastrophenschutz in Ludwigsburg-Grünbühl. Ende des Monats treffen sich die Ministerpräsidenten der Länder im Ludwigsburger Schloß. Auf dem Programm u. a. ein festliches Diner und ein Konzert des Orchesters der Schloßfestspiele unter Leitung von Prof. Wolfgang Gönnewein.

Renovierungsarbeiten am Gebäude der ehemaligen Porzellanmanufaktur in der Schorndorfer Straße in Ludwigsburg haben begonnen. Beim Wein im Kreis gibt es einen Traumherbst mit hohen Mostgewichten und großen Mengen. Wer soll all die guten Tropfen trinken?

Der Schillerpreis 1983 wird Anfang November an den verstorbenen Rainer Christlein verliehen. Die Witwe des verdienten Archäologen nimmt ihn in Marbach entgegen. Innenminister Eyrich teilt der Öffentlichkeit mit, daß bisher 123 Millionen Mark für Sanierungsmaßnahmen in den Kreis Ludwigsburg geflossen sind. Der unverwüstliche Luis Trenker fasziniert seine Gäste in der Markgröninger Stadthalle.

Eine Alarmpmeldung erregt Aufmerksamkeit und bereitet Sorge: Hohe Nitratbelastung unseres Trinkwassers. Die Städte Bietigheim-Bissingen und Markgröningen werden vom ADAC als Sieger im Wettbewerb »Verkehrssicherheit muß nicht teuer sein« ausgezeichnet. 45 Jahre nach der unseligen Reichskristallnacht wird Richtfest an der im Wiederaufbau befindlichen Freudentaler Synagoge begangen. Ein Brüssele-Eiswein mit 176 Grad Öchsle wird in der Nacht zum 15. November bei 10 Grad unter Null gelesen. Grundsteinlegung für ein Jahrhundertprojekt in Marbach: für eine hochmoderne Altenheimanlage. Anfang des Monats wird auch das silberne Jubiläum der »Zentralstelle der Landesjustizverwaltung zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen«, so der offizielle Name, in Ludwigsburg gefeiert. Seit 10 Jahren gibt es im Landkreis einen Leistungsvergleich der Kläranlagen. Die aktuelle Bilanz: die Gewässergüte ist besser geworden. Beweis für die gute Reinigungskraft der Anlagen in unseren Gemeinden.

Das Regierungspräsidium Stuttgart entscheidet Anfang Dezember, daß die von der DLW ohne Genehmigung abgerissenen Häuser im »Köpenick«, die unter Denkmalschutz standen, wieder aufgebaut werden müssen. Unter Denkmalschutz wird auch der Ludwigsburger Marktplatz gestellt, den Theodor Heuß einmal einen der schönsten deutschen Marktplätze genannt hat. Am 15. Dezember wird der Einweihung des Krankenhauses Marbach durch den König und die Königin vor 75 Jahren gedacht. Es galt damals als Musterkrankenhaus. Und kann sich auch heute noch sehen lassen. Wesentlich jünger, erst 20 Jahre alt, ist das »Haus Steinheim«, die Bildungseinrichtung der baden-

württembergischen Industrie. Bundesministerin für Bildung und Wissenschaft Dorothee Wilms kommt zur Jubiläumsfeier. Ebenfalls seit 20 Jahren gibt es die Polizeifreiwilligen im Kreis.

Ehe das Jahr zu Ende geht, kann in Bietigheim das Wohnheim für MS-Kranke eingeweiht werden. Ministerpräsident Späth hält die Festansprache. Frau Späth ist Schirmherrin der AMSEL. Zwei neue Landschaftsschutzgebiete sind ausgewiesen, bei Höpfigheim und bei Winzerhausen. Und damit ist jetzt ein ganzes Viertel des Kreises Ludwigsburg unter Schutz. Im Landeswettbewerb »Bauen und Wohnen in alter Umgebung« erringt Bietigheim wieder eine hohe Auszeichnung. Vor allem für die Instandsetzung des Schwätzgäßles.

Das mag das Stichwort für den Chronisten sein, den Rückspiegel, in dem er das Jahr 1983 noch einmal Revue passieren ließ, zu verhängen und seiner Chronistenpflicht damit Genüge getan zu haben. Wie war dieses 83. Jahr unseres zwanzigsten Jahrhunderts? War's gut, war's schlecht? Es war ein Jahr – nehmt alles nur in allem. *Herbert Saar*

Buchbesprechungen

Akten zur Wohltätigkeits- und Sozialpolitik Württembergs im 19. und 20. Jahrhundert. Inventar der Bestände der Zentralleitung des Wohltätigkeitsvereins und verbundener Wohlfahrtseinrichtungen im Staatsarchiv Ludwigsburg. Bearb. v. Wolfgang **Schmierer**, Karl **Hofer** und Regina **Schneider** (Veröffentlichungen der staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg 42) Stuttgart: Kohlhammer 1983, 493 S.

Wie einst Odysseus sieht sich der Historiker unserer Tage zwischen Skylla und Charybdis versetzt; droht er auf der einen Seite in einer Informationsflut zu versinken, wenn es um bestimmte Themen der Zeitgeschichte geht, so stößt er auf der anderen Seite immer wieder auf erstaunliche Lücken, sobald er die Heerstraße der Tagesauseinandersetzung verläßt. Besonders hartnäckig halten sich solche weißen Flecken dort, wo zu ihrer Beseitigung umfangreichere Archivstudien notwendig wären. Eine Erschließung der Archivbestände durch gedruckte Inventare muß daher all denen, die an einer primär quellenorientierten Arbeit interessiert sind, als hochwillkommene Arbeitshilfe erscheinen. Der oben angezeigte Inventar-Band aus dem Staatsarchiv Ludwigsburg erschließt nicht nur 130 lfd. m Akten, er erleichtert auch den Zugang zu einem für das Verständnis des 19. und frühen 20. Jh. äußerst wichtigen Thema.

Der fürstliche Absolutismus im Lande, die endlosen Kriege im Gefolge der Französischen Revolution und mehrere verheerende Mißernten hatten Württemberg zu Beginn des 19. Jh. an den Rand des Ruins geführt. Das energische und zielbewußte Eingreifen des Königspaares brachte für das Land eine ganze Reihe zukunftsweisender Einrichtungen, darunter den an der Jahreswende 1816/17 ins Leben gerufenen Wohltätigkeitsverein, dem die Aufgabe gestellt wurde, nicht nur für die Unterstützung der Armen zu sorgen, sondern auch für eine Beseitigung der für die Armut verantwortlichen Ursachen besorgt zu sein. Dieser umfassende Auftrag erklärt die Vielfalt der hier anfallenden Quellen, die weit über eine Dokumentation der Armenpflege hinausgehen und immer wieder Grundzüge einer umfassenden Wirtschafts- und Sozialpolitik erkennen lassen. Der Zugang zu dieser Fundgrube wird durch ein dreigeteiltes Register (Personen, Orte, Sachen) erleichtert, wobei das Ortsregister erkennen läßt, daß der Band als unentbehrliches Hilfsmittel für jeden dienen wird, der die Geschichte unserer Region betrachten will. Wenn der Leiter des Staatsarchivs Ludwigsburg, Dr. Alois Seiler, in seinem Vorwort die Hoffnung äußert, die Veröffentlichung werde »neue Anstöße« für die Erforschung der Wohltätigkeits- und Sozialpolitik Württembergs vermitteln, so ist dem nichts hinzuzufügen.

Manfred Scheck

Claus-Peter Herrn, Claus-Peter Hutter und Reinhard Wolf: Naturschutz im Kreis Ludwigsburg. Landschaftsschutzgebiete (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Heft 8) Karlsruhe 1983, 174 S. mit 72 meist farbigen Abb. und 1 Übersichtskarte.

Das bewährte Autorenteam von Heft 4 über Naturdenkmale im Kreis Ludwigsburg legt nun bereits zwei Jahre nach dessen Erscheinen Heft 8 über die Landschaftsschutzgebiete vor.

Während bis zu Beginn der sechziger Jahre im Landkreis nur einige wenige Landschaftsschutzgebiete vorhanden waren, bewirkte der Druck zivilisatorischer und anderer Nutzungsinteressen auf Natur und Landschaft eine ebenso rasche Sicherung von derzeit

42 Landschaftsschutzgebieten mit einer Fläche von rund 26 % des Kreisgebiets. Sie bilden im waldärmsten Landkreis des Landes ein unverzichtbares Gleichgewicht zur Überbauung (Siedlung und Verkehr) von nahezu 20 % der Kreisfläche.

Ein Großteil der 10 Einzelbeiträge behandelt neben Grundsätzen und Verfahrensweise der Unterschutzstellungen grundlegend die für unseren Kreis charakteristischen naturnahen Landschaftsgebiete. Als Wald, Täler und Flüsse, Obstbaumwiesen, Wald-ränder und Weinberge weisen sie vielfältige ökologische Verflechtungen auf und erfüllen wichtige Funktionen im Landschaftshaushalt.

Der Verpflichtung zu Schutz und Pflege dieser wertvollen Naturreservate trägt die behördliche Unterschutzstellung mit den daraus resultierenden Auflagen für die Grundeigentümer wie für die Nutzer Rechnung. Dazu gehören auch noch vorhandene Kulturdenkmale, wie Gewölbebrücken, Weinberghüter-Unterstände und ähnliches, ja sogar Burgruinen (Beispiel Nippenburg im Landschaftsschutzgebiet »Mittleres Glemstal«).

Auf über 50 Seiten nimmt der Leser an einem Streifzug durch die einzelnen (42) Naturschutzgebiete teil, bei welchem die Übersichtskarte wertvolle Hilfe leistet. Auf diesen interessanten, nach geographischen Strukturen gegliederten Wanderungen entdeckt der Leser Landschaftsräume von hervorragender Eigenart und Schönheit, aber auch eine Vielfalt vom Aussterben bedrohter Pflanzen- und Tierarten.

Das reich, zum Teil mit Luftaufnahmen bebilderte Buch kann jedem Natur- und Heimatfreund, insbesondere der Jugend wärmstens empfohlen werden. *Karl Hofer*

Hansmartin Decker-Hauff: Die frühen Staufer und Besigheim (Besigheimer Geschichtsblätter 5/1984), Besigheim 1984, 24 S. u. 4 Anlagen.

In den Mittelpunkt seines 1982 in Besigheim gehaltenen Vortrages über die frühen Staufer und Besigheim, der jetzt als Heft 5 der Besigheimer Geschichtsblätter in gedruckter Form vorliegt, stellte der Tübinger Landeshistoriker Hansmartin Decker-Hauff die Urkunde von 1153, in der Besigheim zum erstenmal erwähnt wird. Mit ihr bestätigte Barbarossa die Schenkung der *curtis* (des Hofes) Besigheim an Markgraf Hermann von Baden durch das elsässische Frauenkloster Erstein, dem die *curtis* von der 1077 gestorbenen Kaiserin Agnes, der Gattin Heinrichs III., geschenkt worden war. Das Besondere an der Urkunde besteht darin, daß durch sie etwas sanktioniert wurde, was kirchenrechtlich eigentlich verboten war, nämlich das Weggeben von kirchlichem Gut, weshalb sich auch der für Erstein zuständige Diözesanbischof von Straßburg unter den Zeugen befindet. Die weiteren Zeugen, u. a. Barbarossas Bruder Konrad, Graf Werner von Habsburg, Graf Hugo von Tübingen und Graf Ludwig von Württemberg, geben nach Decker-Hauff Hinweise auf eine Erbengemeinschaft, zu der auch die Ersteiner Äbtissin Bertha und Markgraf Hermann von Baden gehörten. Denn dessen Mutter Bertha war wohl eine Tochter des staufischen Königs Konrad III., sie soll nach Gerd Wunder mit der gleichnamigen Äbtissin von Erstein identisch sein, möglicherweise handelt es sich bei ihr aber auch – so die Vermutung Decker-Hauffs – um deren Mutter. Die Abstammung Hermanns vom staufischen Königshaus machte ihn zu einem möglichen Thronerben, weshalb Decker-Hauff zu dem Schluß gelangt, daß die Besigheimer Schenkung »eine Art von Ausstattung für einen möglichen künftigen jungen deutschen Herrscher gewesen sei.«

Zum besseren Verständnis der Ausführungen Decker-Hauffs hat der Herausgeber, der Besigheimer Geschichtsverein, dem Heft eine genealogische Übersicht der Staufer und der Markgrafen von Baden beigegeben sowie ein Faksimile der Urkunde von 1153 mit einer lateinischen Abschrift und einer guten deutschen Übersetzung, die allerdings aus dem Straßburger Hochstiftsvogt (*Argentimensis advocatus*) einen »Rechtsbeistand aus Straßburg« macht. *Volker Trugenberg*

Blätter zur Stadtgeschichte 1983 (Heft 1, 100 S.) und **1984** (Heft 2, 120 S.). Hrsg. vom Archiv der Stadt Bietigheim-Bissingen in Zusammenarbeit mit dem »Arbeitskreis für Stadtgeschichte« bzw. »Geschichtsverein Bietigheim-Bissingen« (ab Heft 2).

Mit den Heften 1 und 2 der Blätter zur Stadtgeschichte liegen die ersten Ausgaben einer auf etwa zwei Hefte pro Jahr geplanten Reihe vor, in der Themen aus dem gesamten Bereich der wechselvollen Geschichte der Stadt Bietigheim-Bissingen der Öffentlichkeit vorgestellt werden sollen.

Zusammen mit den stadtgeschichtlichen Arbeiten von Prof. Hermann Roemer, die nach wie vor als Grundlage für jedwede Beschäftigung mit der Vergangenheit von Bietigheim-Bissingen angesehen werden müssen, sollen die in diesen Blättern veröffentlichten Einzelforschungen die Bausteine zu einer umfassenden Darstellung der Geschichte der Stadt Bietigheim-Bissingen liefern. Im Heft 1 begegnen wir, nach Geleit- und Vorwort, zuerst einem Beitrag aus der Feder von Günther Bentele mit dem Thema »Bietigheim – Vom Dorf zur Stadt« (S. 11–38). Insbesondere dürften hierbei die Rekonstruktionsversuche der Bietigheimer Burg, die Ausführungen über die Entwicklung des Grundrisses der Bietigheimer Altstadt sowie über den Straßenmarkt (Obere Hauptstraße) und die in diesem Zusammenhang angestellten Vergleiche mit den Straßenmärkten in Stuttgart (Hauptstätter Straße) und Prag (Wenzelsplatz) auf großes Interesse stoßen. Zusätzlich stellen Pläne und Rekonstruktionszeichnungen eine wertvolle Ergänzung zum Text dar. Ein Aufsatz von Erwin Mickler ist Bietigheim als Station Salzburger Emigranten (vertriebene Protestanten), von denen sich im Jahre 1732 ein Zug mit rund 250 Personen in der Stadt aufhielt, gewidmet (S. 39–47). Reich mit Bildmaterial, Dokumenten und Statistiken ausgestattet ist eine Darstellung von Michael Schirpf, die sich vornehmlich auf die Lokalzeitung »Enz- und Metterbote« und Gemeinderatsprotokolle von Bietigheim und Bissingen gestützt, mit der nationalsozialistischen Machtergreifung in Bietigheim, Bissingen und Untermberg befaßt (S. 48–91).

Den Auftakt des reich bebilderten Heftes 2 bildet ein Beitrag von Günther Bentele über die Bietigheimer Rathäuser und Marktplätze, der auf Grund eingehender Quellenstudien zu dem Ergebnis gelangt, daß es in Bietigheim im Laufe seiner Geschichte drei Rathäuser und drei Marktplätze (ohne Einbeziehung des nach dem Stadtbrand von 1921 entstandenen nördlichen Marktplatzes zum Doppelgiebelhaus) gegeben hat (S. 7–12). Der folgende Beitrag von Erwin Mickler behandelt die Reformation in Bietigheim, deren Durchführung etwa ein Vierteljahrhundert gedauert hat. Diese Ausführungen, die als eine Gabe zu Luthers 500. Geburtstag und als Vorbereitung für das im Jahre 1985 fällige 450jährige württ. Reformationsjubiläum verstanden sein wollen, lassen weder die Vorgeschichte der Reformation noch den landesgeschichtlichen Bezug missen (S. 13–56).

Der anschließende Aufsatz von Günther Bentele setzt sich mit der Datierung des Hornmoldhauses auseinander und weist nach, daß das Hornmoldhaus nicht, wie bislang angenommen, das alte Pfründhaus der Johannespfünde aus dem Jahre 1526 ist, sondern erst ab 1535 von Sebastian Hornmold erbaut wurde (S. 53–56). Die folgende, auf einer soliden Quellenbasis beruhende, die Zeitgeschichte behandelnde Darstellung von Michael Schirpf befaßt sich mit dem Kriegsende und der französischen Besetzung in Bietigheim 1945 (ohne Stadtteile). Besonders ist hierbei die Wiedergabe zahlreicher Originaldokumente hervorzuheben (S. 57–106). Im Anschluß daran faßt Stadtarchivar Stefan Benning die Beweggründe zusammen, die zur Bildung des Geschichtsvereins Bietigheim-Bissingen geführt haben (S. 107–109).

Den Abschluß beider Hefte bildet die von Peter Schremmer und Stadtarchivar Stefan Benning bearbeitete Stadtchronik, welche die wichtigsten städtischen Ereignisse von Januar bis April 1983 (Heft 1) und Mai bis Dezember 1983 (Heft 2) enthält. Die Chronik soll als fester Bestandteil auch in den zukünftigen Heften beibehalten werden.

Die falsche Verwendung des Schluß-s statt eines langen s bei der Frakturschrift des Umschlagtitels »Blätter zur Stadtgeschichte« bei Heft 1 hat man bei Heft 2 durch Umstellung auf eine »problemlosere« Schrift geschickt aus der Welt geschafft.

Den Blättern zur Stadtgeschichte, die gewiß zur Bereicherung der Geschichtsliteratur nicht nur der Stadt Bietigheim-Bissingen, sondern auch des Landkreises beitragen werden, darf man eine gute Aufnahme und einen erfolgreichen Fortgang wünschen.

Wolfgang Läßle

Hans-Dieter Mück: Schillers Elternhaus in Marbach am Neckar. Zeugnisse über seine Familie 1749–1764. Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte Band 4. Marbach (Schillerverein) 1984, 60 S., 19 Abb.

In knappen, überschaubaren Abschnitten vermittelt dieser Band eine Vorstellung vom Leben früherer Zeiten in der alten württembergischen Amtsstadt Marbach. Anhand der Schillerschen Familiengeschichte werden wirtschaftliche und soziale Verhältnisse dargestellt. Während die Vorfahren von Schillers Mutter Elisabetha Dorothea Kodweiß seit dem 15. Jh. zu den angesehensten Familien der Stadt gehörten und wiederholt deren Bürgermeister stellten, wurde dem aus Bittenfeld stammenden Chirurgen Johann Caspar Schiller laut Eintrag im »Burger-Buch« am 29. September 1749 das Marbacher Bürgerrecht verliehen. Ende Oktober des gleichen Jahres wurde anlässlich der Eheschließung mit der Tochter seines Quartiergebers im Goldenen Löwen in der Niklastorgasse das Zubringensinventar erstellt. Von finanziellen Schwierigkeiten des Schwiegervaters Kodweiß, deren Auswirkungen auf die Familie und Johann Caspar Schillers Teilnahme am Siebenjährigen Krieg erfährt der Leser ebenso, wie von der frühen Erziehung der Kinder Elisabetha Christophina Friederika (geb. 4. 9. 1757) und Johann Christoph Friedrich (geb. 10. 11. 1759), bei der neben religiösen Aspekten auch Literatur und Natur eine Rolle spielten. Der Band endet mit dem Umzug der Familie nach Lorch, nachdem der Vater im Dezember 1763 als Werbeoffizier in die Reichsstadt Gmünd versetzt worden war. Quellenangaben und ein ausführliches Abbildungsverzeichnis runden den hübschen Band ab.

Regina Schneider

Dierk Möller: Das Schillermuseum in Marbach Die Geschichte der Gründung 1895–1903. Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte Band 3. Marbach (Schillerverein) 1983, 63 S., 15 Abb.

Mancher Freund des Marbacher Schiller-Nationalmuseums wird sich schon für die Hintergründe der Entstehung dieser weithin bekannten Einrichtung interessiert haben – Dierk Möller kommt diesem Wunsch entgegen, indem er nicht nur die nüchternen Fakten aufzählt, sondern durch geschickte Einarbeitung von geschichtlichen Quellen die Zeit um die Jahrhundertwende wieder lebendig werden läßt. Angefangen von der 1890 in Stuttgart gezeigten »Ausstellung schwäbischer Dichter«, die den Anstoß zu einem Archiv und Museum für Schiller und andere schwäbische Dichter gibt, über die Gründung des Schwäbischen Schillervereins 1895, die daraufhin folgende Ausschreibung eines Architektenwettbewerbs und die Grundsteinlegung bis hin zur feierlichen Eröffnung des Neubaus durch König Wilhelm II. am 10. November 1903 kann der Leser die Entwicklung dieser literarischen Gedenkstätte nachvollziehen. Der König tritt nicht erst bei der Einweihung in Erscheinung, sondern unterstützt die Museumspläne tatkräftig als Gründer und Schirmherr des aus dem Marbacher Schillerverein hervorgegangenen Schwäbischen Schillervereins und gewinnt dadurch den Adel und weite Kreise des Bürgertums für dieses Projekt. So nimmt es nicht wunder, daß bei der Ausschreibung 74

Architekten aus dem ganzen Reich Entwürfe zum Museumsbau vorlegen. Vier der nicht zur Ausführung gekommenen Arbeiten sind abgebildet und vermitteln einen Eindruck von Kunstgeschmack und Baustil jener »Gründerzeit« des Schillermuseums in Marbach. Der erste Preis indes wird den Stuttgarter Architekten Eisenlohr und Weigle zuerkannt. Baurat Eisenlohr, der Sohn eines der Mitbegründer des 1835 ins Leben gerufenen Marbacher Schillervereins, wird mit der Ausführung seines Entwurfs beauftragt und engagiert sich so sehr, daß schon nach zweijähriger Bauzeit die ersten Besucher das fertiggestellte Werk bestaunen können.

Wolfgang Schneider

Arbeiterkultur in der proletarischen Provinz 1890–1933. Broschüre zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Raum Marbach a.N. Marbach 1983, 48 S. mit zahlreichen Abb.

Der »Arbeitskreis zur Heimatgeschichte der Arbeiter im Raum Marbach a.N.« dokumentiert in diesem, u. a. von den Städten bzw. Gemeinden Marbach, Steinheim und Benningen sowie von der SPD Marbach »materiell und ideell« ermöglichten Heft in über 85 Schwarzweiß-Photos und Faksimilia von Zeitungsausschnitten, Flugblättern und Akten aus Privatbesitz und Archiven der genannten Gemeinden die Tätigkeit der Arbeiterkultur- und -sportvereine in diesem Raum in den Jahren zwischen der Aufhebung des »Sozialistengesetzes« 1890 und der Zerschlagung der organisierten Arbeiterbewegung durch die nationalsozialistischen Terroristen 1933. Es sind die unmittelbar auf den Betrachter und Leser wirkenden Zeitdokumente, die dieses schmale Heft so eindrucksvoll machen. Jeder der sechs Abschnitte, die i. g. chronologisch periodisieren (»Anfänge der Arbeiterkulturbewegung« bis »Die Zerschlagung der Arbeiterkultur durch den Faschismus«) wird knapp, aber fundiert eingeleitet. Eine Einführung steuert der Stuttgarter Dozent Axel Kuhn bei. Auf den letzten vier Seiten sind über 40 Arbeitervereine (ohne Parteiorganisationen) aus 15 Gemeinden um Benningen, Marbach, Murr und Steinheim (diese eingeschlossen) tabellarisch zusammengestellt: Anregung für weitere Forschung in diesem lange vernachlässigten Bereich der Sozialgeschichte.

Wolfgang Schmierer

Gottlob Geißler: Neckarwestheim 1884–1984. Ein Abschnitt unserer Dorfgeschichte. Hg. Bürgermeisteramt Neckarwestheim (Walter Druck und Verlag GmbH, Brackenheim-Hausen) 1984, 143 S., etwa 220 Abb.

Vor einhundert Jahren, im August 1884, wurde die Gemeinde Kaltenwesten in Neckarwestheim umbenannt. Von der Änderung des Ortsnamens erhoffte man sich eine Steigerung des Weinabsatzes, war doch der Zusatz »Kalten« dem Verkauf nicht eben förderlich, auch war der Name des Ortes ursprünglich Westheim. Für den Vf. war dieses Jubiläum, zusammen mit der 125jährigen Gründungsfeier der Freiwilligen Feuerwehr und der Einweihung des neuen Rathauses Anlaß genug, auch im Hinblick auf die noch nicht geschriebene Ortsgeschichte, den Zeitabschnitt von 1884 bis heute darzustellen.

Den besonderen Schwerpunkt des Buches bilden die über zweihundert Schwarz-weiß-Abbildungen, davon der größte Teil alte und neue Fotografien, neben Archivalienaufnahmen, alten Ansichtskarten u. ä. Sicher sind für den Ortsbürger diese Bilder in ihrer Anzahl und Motivvielfalt schon allein ein kleiner Leckerbissen. Der Vf. hat in seinen Artikeln einen knappen, für jeden leicht verständlichen Stil gewählt, leider entfielen dabei auch fast alle Quellen- und Literaturangaben. Interessant, auch für den Nichteingeborenen, ist die Beschreibung der ehemaligen Teilgemeinde Liebenstein mit dem dazugehörigen Schloß, das 1982 von der Gemeinde gekauft wurde und zur Zeit renoviert

und als Hotel umgebaut wird. Auch der Abschnitt über »Neckarwestheim um 1884« mit einer graphischen Darstellung der beengten Wohnverhältnisse, der damaligen Unterhaltskosten (Preise für Lebensmittel, Bettzeug, Schreiner usw.) vermittelt ein lebendiges Bild.

Die »Chronologie der Ereignisse« faßt für jedes Jahr die wichtigsten Begebenheiten in Neckarwestheim zusammen. Weitere Artikel befassen sich mit der Namensänderung, dem Ortswappen, dem alten und neuen Rathaus, Verkehr und Industrie (z. B. Kernkraftwerk Neckarwestheim), Auswanderungen, Neckarwestheim im zweiten Weltkrieg, Kirchen und Konfessionen, örtliche Vereine und Verbände u. a.

Der Band schließt mit mehreren Gedichten des Dorfdichters Wilhelm Kröz.

Dorothea Bader

Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen: Schöckingen. Im Selbstverlag des Verf. 1983, 254 S. mit zahlreichen Abb.

Der Verf. – kein gelernter Historiker, aber aus Traditionsbewußtsein und regem Interesse der Landesgeschichte eng verbunden – legt mit dieser Ortsgeschichte einen Band vor, den er alleine geschrieben, verlegt und finanziert hat, unterstützt nur bei der Zusammenstellung von Karten, Stammtafeln, Listen u. ä. sowie bei der äußeren Gestaltung von wenigen im Vorwort genannten Freunden.

In 12 Kapitel gegliedert (Vor- und Frühgeschichte, Markung, Flurnamen, frühere Ortsherren, Herren von Nippenburg, andere Herren und andere Rechte, Freiherren von Gaisberg, Schloß, Kirche, Dorf, Kriegs- und Notzeiten, Landwirtschaft) wird anschaulich und mit deutlich ausgeprägter Liebe zum Detail über die Entwicklung des Dorfs »von grauer Vorzeit« bis zur freiwilligen Eingemeindung auf 1. 7. 1971 in die Stadt Ditzingen berichtet. Dabei stützt sich der Verf. auf Quellen in den Staatsarchiven Stuttgart und Ludwigsburg sowie in Ortsarchiv, Pfarrarchiv und Gaisbergischem Familien- bzw. Gutsarchiv in Schöckingen. Die gaisbergische Ortsherrschaft bestand übrigens erst seit 1660 und war nie voll ausgebildet.

Die zahlreichen schwarzweißen Abbildungen (Personen, Gebäude, Wappen und Siegel, Urkunden), Karten (u. a. der Flurlagen und -namen), Übersichten (u. a. Stammtafeln der Freiherren von Gaisberg-Schöckingen und der Familie Gommel, Hof- und Namenslisten) sowie ein zehnsseitiges Orts- und Personenverzeichnis machen das Buch anschaulich und für übergreifende Forschungen nutzbar und wertvoll.

Wolfgang Schmierer

Von der Preßfreiheit zur Pressefreiheit – Südwestdeutsche Zeitungsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. von der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart in Zusammenarbeit mit dem Verband Südwestdeutscher Zeitungsverleger und dem Verband der Druckindustrie in Baden-Württemberg (Redaktion: Klaus Dreher), Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1983, 384 S. mit zahlr. Abb.

Der vorliegende Band ist mehr als nur eine Begleitveröffentlichung zu der im Jahre 1983 von der Württembergischen Landesbibliothek in Gemeinschaft mit dem Verband Südwestdeutscher Zeitungsverleger und dem Verband der Druckindustrie in Baden-Württemberg veranstalteten Ausstellung zur südwestdeutschen Zeitungsgeschichte, auch wenn er nicht den Anspruch erheben kann (und will), eine wissenschaftliche Aufbereitung des südwestdeutschen Zeitungswesens von den Anfängen bis zur Gegenwart zu sein, welche bekanntlich bis heute fehlt. Dennoch bietet das ansprechend gestaltete, mit zahlreichen, gut ausgewählten Abbildungen ausgestattete Buch so vieles, daß man jene Lücke leicht vergessen kann.

Zunächst gibt Theodor *Stein* einen Überblick über die historische Entwicklung von den Anfängen im 17. Jahrhundert bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung im Jahre 1933, wobei neben wichtigen regionalen und überregionalen Blättern sämtlicher Vorgängerstaaten des heutigen Bundeslandes auch Zeitungen wie etwa der Schwarzwälder Bote und die Riedlinger Zeitung eingehend behandelt werden, welche als ursprünglich rein lokale bzw. regionale Zeitungen »alle Normen einer provinziellen Presse gesprengt« haben (S. 69). – Ein wertvoller Beitrag zur Charakteristik und gesellschaftlichen Bedeutung ausgewählter schwäbischer Zeitungen, zu deren Rezeption, zu Leserschichtung und Lesergewohnheiten zwischen Spätaufklärung und Gründerzeit stammt aus der Feder von Otto *Borst*, während Günter *Stegmaier* alle Stufen und Formen des Zensurwesens bis hin zur heutigen absoluten Pressefreiheit beleuchtet. Die auch und insbesondere für das Zeitungswesen dunklen Jahre des Nationalsozialismus zeichnet der Beitrag von Johannes *Binkowski* nach. Uwe *Mönninghoff* und Jan *Leemreijze* zeigen den Weg von der Lizenzpresse der Besatzungszeit bis hin zum heutigen Partnerverlagsystem mit den zahlreichen Anzeigengemeinschaften auf. Wie schon in der Ausstellung, deren inhaltlichem Aufbau die einzelnen Beiträge des Bandes im wesentlichen folgen – der eigentliche Katalogteil findet sich im Anschluß an die Aufsätze (S. 269 ff.) –, bleibt auch die Entwicklung der Drucktechnik von der »Schwarzen Kunst« bis zur heutigen Computer-Technologie (Peter R. *Kuhn*) und des Nachrichtenwesens (Heinz *Bartsch*) nicht unberücksichtigt. Versäumt wurden allerdings eine Abhandlung über die gerade im Südwesten nicht seltenen humoristisch-satyrischen Zeitungen, wo sich gerade der Komplex Zensurwesen sehr deutlich aufzeigen ließe, und eine einbeziehende Betrachtung berufsständisch organisierter bzw. orientierter (Fach-)Zeitungen, von denen der südwestdeutsche Raum vorwiegend in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ungeheure Vielfalt (allerdings auch überregionalen Charakters) hervorgebracht hat. Bleibt im letzteren Falle – übrigens auch außerhalb Baden-Württembergs – noch Pionierarbeit zu leisten, können wir doch immerhin das Werk von Ottilie *Supper* (Witze, Satire und Humor in der Publizistik Württembergs, Würzburg 1938 – Zeitung und Leben, Bd. 51) nennen, welches die Lücke – für Baden klafft sie ohnehin – vorläufig noch schließen muß.

Der Dokumentation zur Ausstellung über die südwestdeutsche Zeitungsgeschichte folgt im dritten Teil des Buches die Vorstellung der wichtigsten, noch heute bestehenden Zeitungen Badens und Württembergs, für die im einzelnen die Zeitungsverlage verantwortlich zeichnen. (Hier sei kurz berichtend angemerkt, daß die Umbenennung des »Ludwigsburger Tagblatts« in »Ludwigsburger Zeitung« 1872/73, nicht aber 1869 [S. 328] erfolgte). Sehr verdienstvoll ist im vierten Teil des Werkes die umfangreiche Zusammenstellung der Literatur zur südwestdeutschen Zeitungsgeschichte aus der Feder von Günter *Stegmaier* (allerdings mit der schon oben beobachteten, im Buche indes nicht explizierten Einschränkung). Abschließend können wir feststellen, daß ein alles in allem gelungenes, geschickt aufgebautes Werk entstanden ist, das man neben interessierten Laien gerade auch Bibliotheken und Archiven als nützliches Handbuch und (trotz Fehlen eines Registers) Nachschlagewerk empfehlen kann. – Bleibt endlich noch zu erwähnen, daß fast alle im Buche erwähnten Zeitungen (bis zurück ins 18. Jahrhundert) mehr oder weniger zahlreich in den reichhaltigen Beständen des Staatsarchivs Ludwigsburg vorhanden bzw. benutzbar sind.

Norbert Stein

Bildnachweis

- S. 7-80 Reinhard Wolf
- S. 86 Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart
- S. 87, 101-128 Prof. Dr. Helmut Orth
- S. 88 Heinz Brennenstuhl
- S. 159-163, 174 Hauptstaatsarchiv Stuttgart
- S. 166, 177 Gemeindearchiv Freudental
- S. 180, 184 Theobald Nebel
- S. 207, 219 Deutsches Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum Marbach

»Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–1984

Heft	Jahr	Seiten	Redaktion	
1	1900	87	Christian Belschner	vergriffen
2	1901	100	“	“
3	1903	106	“	“
4	1905	186	“	“
5	1909	115	“	“
6	1911	88	“	“
7	1913	57	“	“
8	1916	48	“	“
9	1923	119	“	“
10	1926	107	“	“
11	1930	133	“	“
12	1939	46	“	“
13	1957	140	Dr. Oscar Paret	lieferbar
14	1960	66	“	“
15	1963	162	Heinrich Gaese	“
16	1964	203	“	“
17	1965	207	“	“
18	1966	192	“	“
19	1967	164	“	“
20	1968	196	“	“
21	1969	92	Dr. Willi Müller	“
22	1970	116	“	“
23	1971	195	“	“
24	1972	272	“	“
25	1973	141	“	“
26	1974	141	“	“
27	1975	199	“	“
28	1976	161	“	“
29	1977	179	“	“
30	1978	128	Dr. Paul Sauer	“
31	1979	148	Dr. Wolfgang Schmierer	“
32	1980	188	“	“
33	1981	256	“	“
34	1982	176	“	“
35	1983	180	“	“
36	1984	242	“	“

Von den Veröffentlichungen des Historischen Vereins ist noch lieferbar:

Hermann Stroebel »Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs – Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700«, Ludwigsburg 1918.

*

Bestellungen:

Geschäftsstelle des Historischen Vereins,
7140 Ludwigsburg, Städt. Museum (Kulturzentrum);
Buchhandlung Aigner, 7140 Ludwigsburg, Arsenalplatz